

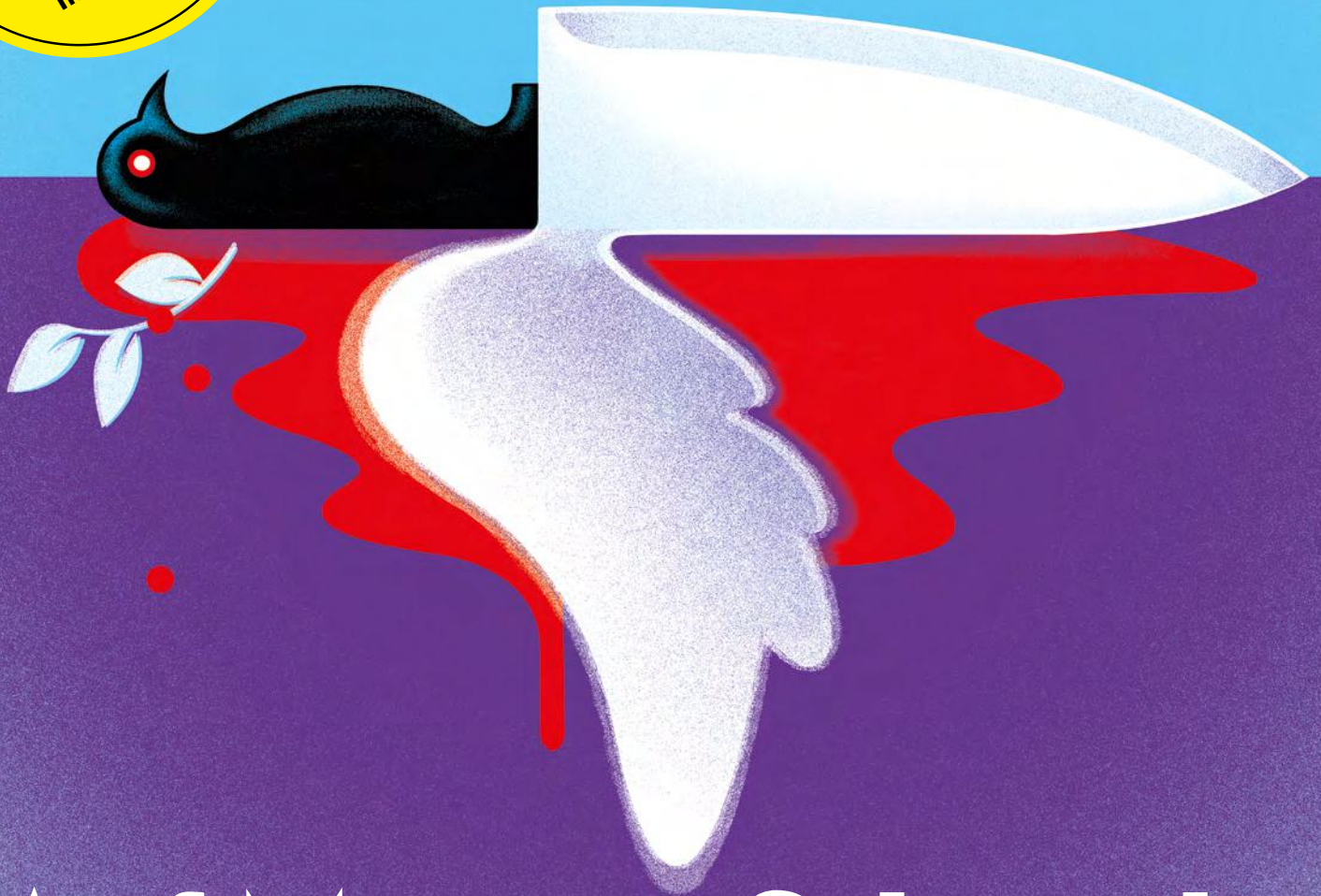
Cicero

Cicero

MAGAZIN FÜR POLITISCHE KULTUR

№ 09
SEPTEMBER
2024
€ 11.80
CHF 16.80

**„PÄDAGOGISCHE
POLITIK IST
GEFÄHRLICH“**
Juli Zeh
im Interview



Auf Messers Schneide

Deutschland und der Zerfall der inneren Sicherheit

Österreich: 11.80 €, Benelux: 11.80 €, Italien: 11.80 €, Spanien: 11.80 €



09
4 11933921011802

Rennflieger.

Handaufzugschronograph

103 St Ty Hd.

Leider limitiert.



Modell 103 St Ty Hd, \varnothing 41 mm. Der klassische Chronograph mit traditionellem Handaufzugswerk als Hommage an den legendären Vorgänger aus den 60er Jahren. Limitiert auf 1.000 Stück. Stoppsekunde aus der Mitte. 30-Minuten-Zähler bei 3 Uhr. 12-Stunden-Zähler bei 6 Uhr. Kleine, mitlaufende Sekunde bei 9 Uhr, auf einem schwarz-seidenmatten Zifferblatt. Fein veredeltes Handaufzugswerk. Gehäuse aus Edelstahl, poliert. Tachymeterskala. Fliegerdrehring. Schlagfestes Acrylglas. Massivboden wie bei der historischen Vorlage. Aufgesetzte Appliken. Wasserdicht und druckfest bis 20 bar. Unterdrucksicher. Im Doppelletui mit zwei Wildschweinlederarmbändern in Grün mit roter und in Schwarz mit weißer Kontrastnaht. 2.590 EUR. Zwei Jahre Herstellergarantie. **Die Legende lebt.**

Sinn

SPEZIALUHREN ZU FRANKFURT AM MAIN

Sinn Spezialuhren GmbH · Wilhelm-Fay-Straße 21, 65936 Frankfurt am Main.
Telefon +49 (0) 69 97 84 14 200 · vertrieb@sinn.de

In Frankfurt erhältlich im Verkaufsraum am Hauptsitz, in der Sinn-Niederlassung
Römerberg 34, 60311 Frankfurt am Main, oder unter www.sinn.de

Scharfmacher

Man hat sich beinahe daran gewöhnt. Es scheint kein Tag mehr zu vergehen ohne Messerstechereien und ähnliche Gewalttaten, meist inmitten irgendeiner deutschen Innenstadt. Größere mediale Aufmerksamkeit finden solche Delikte ohnehin nur noch, wenn sie tödlich enden und von Passanten mit der Handykamera dokumentiert wurden. Dann kann sich nämlich jeder selbst ein Bild davon machen, was in diesem Land inzwischen los ist. So, wie am 31. Mai in Mannheim, als ein aus Afghanistan stammender (und angeblich bestens integrierter) Mann mit einem Messer auf einen Islamkritiker losging, diesen schwer verletzte – und den herbeigeeilten Polizisten Rouven Laur tötete.

Auch was auf diesen Exzess folgte, entspricht mittlerweile einer bedrückenden Routine: Politiker versichern den Hinterbliebenen, man wäre „in Gedanken bei der Familie des Opfers“, der oder die Täter würden „mit der ganzen Härte des Gesetzes bestraft“ beziehungsweise in ihre Heimatländer abgeschoben. Gleichzeitig rufen die üblichen Schönredner dazu auf, sich von solchen Taten nicht einschüchtern zu lassen, sondern „vielmehr weiterhin friedlich gegen Hass und Hetze einzustehen“ (so die Stellungnahme der Gruppierung „Omas gegen rechts“ nach dem Mannheimer Messerangriff). *Keep calm and carry on!*

Die polizeiliche Kriminalstatistik weist seit 2020 „Messerangriffe“ wohl nicht ohne Grund als gesonderten Tatbestand aus, voriges Jahr belief sich die entsprechende

Zahl auf 13 844 – also durchschnittlich 38 am Tag. Und die Berliner Universitätsklinik Charité schlägt Alarm wegen des „kontinuierlichen Anstiegs der Zahl der Messerstichverletzten“. Kein Wunder also, dass laut Erhebungen mittlerweile 70 Prozent der Deutschen ihren Staat vor allem im Bereich der inneren Sicherheit überfordert sehen. Die Debatte über sogenannte Messerverbotzonen etwa vor Bahnhöfen unterstreicht dabei nur die Hilflosigkeit der Politik. Denn natürlich lässt sich diese Entwicklung nicht trennen von einer vielfach unkontrollierten Massenmigration. Aber an dieser Stelle auf gewisse Kausalitäten aufmerksam zu machen, das ist in Kreisen der vermeintlich Gutgesinnten immer noch ein Tabu.

Dabei steht der gesellschaftliche Frieden – im Wortsinn – längst auf des Messers Schneide. Mein Kollege Ferdinand Knauß zeigt in der Titelgeschichte dieser Ausgabe auf, wie es so weit kommen konnte.



Mit besten Grüßen

**ALEXANDER
MARGUIER**
Chefredakteur

DIE NÄCHSTE CICERO-AUSGABE ERSCHEINT AM 27. SEPTEMBER.

Inhalt



TITELTHEMA

14

Auf Messers Schneide

Immer neue Gewaltverbrechen erschüttern das Land. Der Staat droht das Vertrauen seiner Bürger und den Respekt der Eingewanderten zu verlieren

Von FERDINAND KNAUSS

6 × CICERO MIT GUTSCHEIN SICHERN.

Unterstützen Sie unabhängigen Journalismus mit einem Cicero-Abonnement!

6 AUSGABEN SELBST LESEN FÜR ZURZEIT 70,80 € + GUTSCHEIN ZUR WAHL

A)



B)



C)



D)



Gutscheine als Prämie zur Wahl:

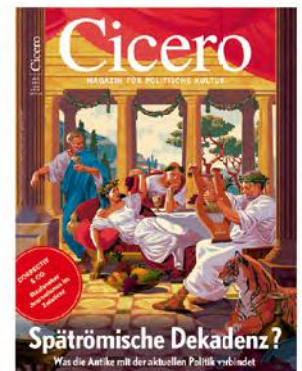
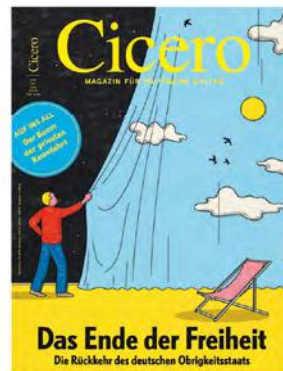
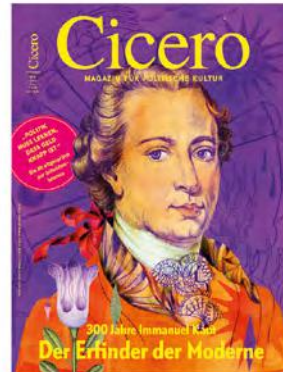
- A) DOUGLAS-Gutschein über 30,- €
- B) Amazon-Gutschein über 20,- €
- C) OBI-Gutschein über 30,- €
- D) Thalia-Gutschein über 30,- €

Jetzt 6 Ausgaben Cicero mit Ersparnis sichern:

CICERO.DE/6-GUTSCHEIN
TEL: 0451 4906 440

6 Ausgaben für zurzeit nur 70,80 € – ggf. zzgl. 1,- € Zuzahlung (inkl. MwSt. und Versand). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Als leistender Unternehmer und Anbieter übernimmt die Res Publica Verlags GmbH die Betreuung und Abrechnung des Abonnements.

Cicero
MAGAZIN FÜR POLITISCHE KULTUR



EINFACH SCANNEN UND BESTELLEN:



Gleich bestellen und sparen:
cicero.de/6-gutschein



BERLINER REPUBLIK

26 „Pädagogische Politik ist gefährlich“

Die Bürger sind wütend, wenn der Staat zu viele Vorschriften macht. Ein Interview mit Juli Zeh über AfD-Wähler, den SPD-Kanzler und fehlende Debatten

Von VOLKER RESING

36 Boxen im Büro

Katrin Albsteiger war schon für die CSU im Bundestag. Jetzt ist sie Oberbürgermeisterin von Neu-Ulm. Was kommt noch?

Von BEN KRISCHKE

38 Störender Friedensengel

Rolf Mützenich träumt von einer besseren Welt. Zur besseren Ampel-Performance trägt der SPD-Fraktionschef allerdings nicht bei

Von VOLKER RESING

40 Im Tal der Tränen

Die Grünen wähten sich auf dem Weg zur Volkspartei. Doch sie haben viel Kredit verspielt. Bleibt ihnen noch eine Chance?

Von WOLFGANG MERKEL

45 Landauf, landab

Heimat ohne Schutz

Von SOPHIE VON MALTZAHN

46 Welche Kultur?

Über religiösen Faschismus und bürgerliche Kultur

Von FRANK A. MEYER



40



WELTBÜHNE

50 Die Polit-Akrobatin

Wie Italiens Regierungschefin Giorgia Meloni ihre „Fratelli“ zu einem eigenen Pol innerhalb des demokratischen Systems gemacht hat

Von LUDWIG RING-EIFEL

58 Effizienter Vollstrecker

Der neue Hamas-Chef Yahia Sinwar lernte im Gefängnis viel über Israel – doch mit der großen Politik des Nahen Ostens dürfte er überfordert sein

Von GUIDO STEINBERG

60 Junge Pionierin

Kamala Harris muss sich politisch neu erfinden, um Joe Biden als US-Präsidentin nachzufolgen

Von STEPHAN BIERLING

64 Die Flucht der Eliten

Chinas Oberschicht verliert das Vertrauen in Staatschef Xi Jinping – immer mehr Reiche setzen sich deshalb ins Ausland ab

Von HARALD MAASS

50



6

Cicero – 09.2024



KAPITAL

70 „Brachialer Katastrophismus führt nicht zur Lösung“

Wissenschaftsjournalist Axel Bojanowski über Fehlentwicklungen in der Klimadebatte

Von DANIEL GRÄBER

78 No Business like Show Business

Die Tech-Investorin und Trump-Unterstützerin Cathie Wood ist ein Star an der Wall Street

Von PETER SCHUBERT

80 Findige Kaufleute

Nikolaus Hans Schües hält die traditionsreiche Reederei F. Laeisz auf Kurs

Von KRISTINA LÄSKER

82 Der Hafendeal der SPD

Deutschlands größter Seehafen steckt in Schwierigkeiten. Der Hamburger Senat sucht einen umstrittenen Ausweg

Von KRISTINA LÄSKER

87 Wohin mit Ihrem Geld?

Trotz der Börsenturbulenzen im August: Der Tanz geht weiter

Von DANIEL STELTER



82



SALON

90 American Psychos

Die US-Kulturszene im
Präsidentenwahlkampf

Von SEBASTIAN MOLL

99 Der Flaneur

Wie alle Menschen
Könige sein können

Von STEFAN AUS DEM SIEPEN

100 Innerlich unbehaust

Benjamin Landes ist Spezialist
für Einsamkeitsfragen

Von PAT CHRIST

102 Im Schatten des weißen Adlers

Marion Ackermann übernimmt
den Preußischen Kulturbesitz

Von RALF HANSELLE

104 Skepsis als Lebensform

Über neue Religionen
und alten Zweifel

Von ALEXANDER GRAU

110 Man sieht nur, was man sucht

Der Eroberer Konstantinopels
zeigt sich als Blumenfreund

Von BEAT WYSS

112 Literaturen

Mit Büchern über
Krankheiten, Alexej Nawalny,
den Geschmack der Freiheit
und dem neuen Roman
von Marion Messina

117 Moser liest

Aktuelle Romane

Von ULRIKE MOSER

118 Das politische Buch

Philip Manows
„Unter Beobachtung“
Von WOLFGANG STREECK

120 Die letzten 24 Stunden

Durch die Berliner Luft in
die andere Dimension

Von GIANNA NANNINI



CICERO STANDARDS

3 ATTICUS

Von ALEXANDER MARGUIER

8 STADTGESPRÄCH

10 FORUM

12 IMPRESSUM

122 POSTSCRIPTUM

Von RALF HANSELLE



Zum Titelbild

Wie sagt man das Unsagbare?
Einst gab es für die Darstellung von
Tabus den sogenannten Vexierreim:
Der Dichter nutzte Worte, die als
Reimreaktion andere Begriffe
erwarten ließen als die, die dann
tatsächlich folgten. Eine ähnliche
Methode hat Cicero-Art-Direktorin
Viola Schmieskors für unser aktuelles
Cover benutzt: Was Sie sehen, ist
ein Spiel mit den Bedeutungen. Mal
erblickt man eine Messerklinge, dann
einen Vogel; zunächst sieht man
eine Friedenstaube, am Ende einen
Trauervogel. Sie entscheiden, was Sie
sehen. Wir machen nur Vorschläge.

104





Velo-bewegte Verkehrspolitiker klampfen gegen Berlins Porsche-Fahrer, während es Unstimmigkeiten über nicht verwendetes Geld für Radwege gibt.

Verkehrspolitik
Singende Sozis



Es gibt einen Unterschied zwischen Politik und Pop: Ersteres ist eine ernste Sache; Letzteres muss man mit Ironie nehmen. Oder anders gesagt: Che Guevara im Urwald ist etwas anderes als Che auf einem Unterhemd. Die Berliner SPD-Politiker Linda Viericke und Ephraim Gothe gehen da eher undifferenzierter zu Werke. Auf Instagram sieht man sie derzeit, wie sie einen alten Prinzen-Song zur Gitarre trällern und so einen ernst gemeinten Beitrag zur Verkehrspolitik unters Volk bringen. In dem Lied „Mein Fahrrad“ spotteten Die Prinzen einst über Autos mit zu viel PS und setzten augenzwinkernd ihren Drahtesel dagegen. Die SPD-Barden müssen das in den falschen Hals bekommen haben. Ironiefrei wie ehemals nur Reinhard Mey klampfen sie sich um Kopf und Kragen. *han*

Kritik an unverwendetem Radwege-Geld
Neben der Spur

Als der rbb meldete, Berlin habe zwischen 2021 und Ende 2023 von den 45,8 Mio. Euro, die der Bund zum Bau von Radwegen zur Verfügung gestellt hatte, 13,4 Mio. verfallen lassen, witterte der Grünen-MdB Andreas Audretsch die Chance eines Seitenhiebs: „Gerade Berlin könnte das Geld gut gebrauchen, doch die CDU lässt über 13 Millionen Euro einfach verfallen. Kai Wegner und die CDU können es offensichtlich einfach nicht.“ Der *Tagesspiegel* nahm daraufhin folgende Korrektur an Audretschs Mitteilung vor: Da im genannten Zeitraum die Verkehrsverwaltung von den Grünen geführt wurde, müsse es richtigerweise lauten: „Gerade Berlin könnte das Geld gut gebrauchen, doch die Grünen ließen fast 13 Millionen Euro einfach verfallen. Bettina Jarasch und die Grünen können es offensichtlich einfach nicht.“ *cic*



Brandenburger Tor
Letzte Hoffnung



Knapp ein Jahr ist es her, da bedeckte ein Baugerüst das Brandenburger Tor. Aktivisten der „Letzten Generation“ hatten die Sehenswürdigkeit im Herzen der Hauptstadt mit orangener Farbe beschmiert. Als „Symbol der Hoffnung und Zeichen für den Aufbruch in eine gerechte, lebenswerte Zukunft“, wie sie auf ihrer Internetseite schrieben. Die in den Sandstein eingedrungene Farbe musste in einem aufwendigen Verfahren entfernt werden. Das kostete laut Berliner Immobilienmanagement GmbH, einer Tochtergesellschaft des Landes, 140 000 Euro. Für den Steuerzahler bleibt die Hoffnung, dass er nicht auf diesen Kosten sitzen bleibt. Die Aktivisten wurden auf Zahlung verklagt. Das Gerichtsverfahren läuft noch. Mit einem Urteil ist erst nächstes Jahr zu rechnen. *ctr*

Visa-Affäre

Baerbocks Blockade



Während ihrer Sommertour musste sich Annalena Baerbock Fragen zur Visa-Affäre gefallen lassen. Eine Fernsehjournalistin sprach die Außenministerin vor laufenden Kameras auf die Cicero-Titelgeschichte im August an. Sie erkundigte sich nach einer afghanischen Familie, die das Auswärtige Amt nach Deutschland geholt hatte. Der Fall ist brisant, weil die deutsche Botschaft in Islamabad den Verdacht äußerte, „dass es sich bei (der) Familie möglicherweise um einen von pakistanischen Behörden inszenierten Fall handelt“. Baerbock antwortete der Reporterin ausweichend: Sie wundere sich, dass man sich wundere, „dass bei Sicherheitsinterviews genau hingeschaut wird. Das ist ja Sinn und Zweck von Sicherheitsinterviews.“ Doch darüber wundert sich niemand. Verwunderlich ist vielmehr, dass Baerbock die vom Innenministerium geforderten Sicherheitsinterviews für Afghanen monatelang blockiert hatte und erst nach öffentlichem Druck einlenkte. Nachdem der Vater Ende Mai 2024 sein Sicherheitsinterview hatte, entzog die Bundesregierung der ganzen Familie die Aufnahmezusagen. Blöd gelaufen: Seine Frau und vier Kinder waren zu diesem Zeitpunkt schon in Deutschland, offiziell eingereist mit Visa des Auswärtigen Amtes. Den von Baerbock blockierten Sicherheitsinterviews mussten sich diese fünf Familienmitglieder nicht stellen. Sie leben nach wie vor hier. dg

Nüschts wie weg vom Wannsee

Nichtschwimmer

Berlin geht baden. Wieder mal. Das wäre an sich gar nichts Schlimmes, denn an dieser Stelle soll es nicht um die Insolvenzelle unter Berliner Unternehmen oder um das Absaufen des städtischen Wohnungsmarkts gehen. Es ist schlicht und ergreifend Sommer. Und da pfeift der Hauptstädter von alters her ein Liedlein von Conny Froboess, „wir tummeln uns im Wasser wie die Fischlein, das ist fein / und nur deine kleine Schwester, nee, die traut sich nicht hinein“. So weit also, so routiniert. Doch in diesem Sommer ist alles anders. Heuer heißt es: Nüschts wie weg vom Wannsee! Und das nicht, weil an mittlerweile zwölf Badestellen Fäkalbakterien gefunden wurden, sondern weil 25 Prozent der Drittklässler des Schwimmens nicht einmal in Grundzügen mächtig sind. Das zumindest vermeldete jüngst die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie. Eine gute Quote, mag da der bärbeißige Hauptstädter mit Freischwimmer in allen Disziplinen denken. Schließlich kann jeder zweite Berliner Drittklässler ansonsten nicht mal richtig lesen oder rechnen, wie jüngst das Ergebnis der Lernstandserhebung VERA ergab. Da ist es doch schon gut, wenn wenigstens im Sommerbad ein paar Ableger mehr den Kopp über Wasser halten. Absaufen wird man in Berlins Bade- und Bildungsanstalten schon noch früh genug. Hilft also nur weiterstrampeln! han



Berlin-Lichtenberg

Sahra ante portas



Zum Berliner Bezirk Lichtenberg gehören die ehemalige Stasi-Zentrale und auch der Tierpark Friedrichsfelde. Dort stehen die berühmten Plattenbauten, welche die Siedlung Neu-Hohenschönhausen weltberühmt gemacht haben. Mehr Ex-DDR geht eigentlich nicht. Ausgerechnet Lichtenberg könnte nun der spannendste Wahlkreis bei der nächsten Bundestagswahl werden. Bislang hatte für die Links-Partei das Ex-SED-Mitglied Gesine Löttsch den Wahlkreis gewonnen. Zusammen mit zwei anderen sicherte sie so der Links-Partei den Einzug in den Bundestag. Und jetzt? Löttsch hört auf, die Linkspartei steht am Abgrund. Doch, welch Überraschung, ausgerechnet Sahra Wagenknecht wohnt auch in Lichtenberg, genauer: in Karlshorst. Tritt sie mit ihrem BSW dort an, wäre das ein echter Game-Changer. Eigentlich war doch die CDU gerade dabei, Lichtenberg zu einer schwarzen Hochburg zu machen. Mit dem kleinsten Kreisverband im Land gegen die alten Seilschaften. Bei der Abgeordnetenhauswahl erreichte CDU-Mann Danny Freymark 40 Prozent. Nun will er wohl in den Bundestag. Gegen das rote Wunder wird das nicht leicht. Bei der letzten Bundestagswahl erreichte die CDU dort noch 12,5 Prozent. Und die AfD? Ihr Kandidat ist weitgehend unbekannt. Doch bei der Europawahl waren sie mit 17,5 Prozent die stärkste Kraft. In Lichtenberg ist alles möglich. vr

Forum

Post zu Annalena Baerbock, zur Wirtschafts- und zur Schulpolitik.

„Illegal, legal, egal“ von Daniel Gräber, August 2024

Rücktritt

Es ist nicht der erste politische Fauxpas, den sich Außenministerin Annalena Baerbock geleistet hat. Bei früheren Regierungen wäre all dies ein Grund für einen Rücktritt gewesen. Heute aber hängt man am Sessel fest.

Ulli Burkhardt, per E-Mail

Titelbild

Kompliment für das gelungene Titelbild. Die stets so künstlich makellos Gestylte wird bis zur Kenntlichkeit demaskiert.

Frank Hoffmann, Ober-Olm

Einseitige Darstellung

Ampel- und Grünen-Bashing ist en vogue, und die Frage, ob dem Cicero die Rolle des Enthüllungsjournalismus gut zu Gesicht steht, stelle ich beiseite. Aber an diesem Artikel ist wirklich etwas faul. Man erinnere sich, es gab da mal einen völlig überstürzten und kopfloosen Abzug der Amerikaner – und somit auch der Deutschen – aus

Afghanistan. Und es gab deutsche Politiker und Verwaltungsbeamte, die sich gegenüber den Afghanen, die ihnen mitunter 20 Jahre zur Seite standen, verpflichtet fühlten. Die verantwortlichen Grünen einseitig als Rechtsbeuger darzustellen, finde ich unredlich und unseriös.

Dr. Thorsten Krüger, Berlin

„Ältere Männer mit Bärten“ von Mathias Brodkorb, August 2024

Postkoloniale Ideologie

Es ist zu hoffen, dass der Rückzug von Frau Meijer-van Mensch aus der Museumsleitung zugleich die Möglichkeit eröffnet, das sehr

anfechtbare Wirken dieser von historischen Tatsachen wenig beeindruckten Aktivistin zu korrigieren. Ihre zeitgeistlastigen, unreflektierten Weichenstellungen fügen den sächsischen Museen großen Schaden zu, und sie stehen angesichts der Geschichte der Benin-Bronzen auf Treibsand statt historischen Fakten.

Wenn sich jemand bei der Bevölkerung Kameruns zu entschuldigen hat, dann sind es die Nachfahren der früheren Könige. Diese haben über Jahrhunderte das eigene Volk als Sklaven verkauft, weit bevor der so gescholtene globale Norden dies fortführte. Sie haben die Bronzen aus dem Metall gegossen, welches sie für ihre Landsleute erhielten. Und sie haben sich geweigert, den Sklavenhandel aufzugeben, trotz entsprechender Verträge mit Großbritannien; stattdessen wurden unbewaffnete englische Emissäre umgebracht.

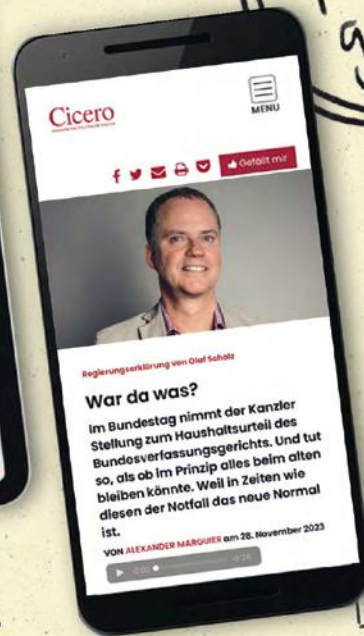
Aber in der Welt heutiger postkolonialer Ideologen zählt dies alles nicht, solange es vom falschen Absender – einem

Cicero einfach online weiterlesen für nur 9,80 €

0,00 €* (1 Monat) danach 9,80 €/Monat
* Die vergünstigten Angebote können nur
einmal in Anspruch genommen werden.



Die ersten
4 Wochen
gratis!



- Alle Artikel auf cicero.de
frei zugänglich
 - Cicero als E-Paper und via App
 - Monatlich mit 7 Tagen Frist kündbar
- cicero.de/cicero-plus-info

Jetzt neu
bei Cicero Plus:
Online-Artikel
zum Hören



HERAUSGEBER

Alexander Marguier, Dr. Dirk Notheis

CHEFREDAKTEUR

Alexander Marguier

STELLVERTRETER DES CHEFREDAKTEURS

Ralf Hanselle

CHEFIN VOM DIENST

Kerstin Schröder

REDAKTION

Daniel Gräber (Kapital), Ralf Hanselle (Salon),

Ferdinand Knaub (Literaturen),

Volker Resing (Berliner Republik),

Ben Krischke (Leitung Cicero Digital),

Ingo Way (Chef vom Dienst Cicero Online),

Clemens Traub (Volontär)

ASSISTENTIN DER CHEFREDAKTION

Vivien Berger

ART-DIREKTION (PRINT)

Viola Schmieskors (fr)

BILDREDAKTION

Antje Berghäuser (fr)

PRODUKTION

Jeff Harwell (fr)

VERLAG**GESCHÄFTSFÜHRUNG**

Alexander Marguier

VERLAGSLEITUNG

Martin Stedler

ASSISTENTIN DER VERLAGSLEITUNG

Kathy Reymann

LEITUNG CORPORATE PUBLISHING

Julia Marguier

LEITUNG REDAKTIONSMARKETING

Janne Schumacher

OFFICE MANAGERIN

Jennifer Stuewe

ONLINE-MARKETING

Mario Cruz

HERSTELLUNG/VERTRIEB

Erwin Böck

ART-DIREKTION

Dominik Herrmann

VERTRIEB

DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG

Meßberg 1

20086 Hamburg

ABONNEMENT / LESERSERVICE**MEXO**

Cicero Leserservice

Postfach 1154

23600 Bad Schwartau

Tel.: +49 451 4906 440

cicero@medienexpert.com

www.shop.cicero.de

SERVICE**LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,**

haben Sie Fragen zu Ihrem Abonnement? Ihr Cicero-Leserservice hilft Ihnen gerne weiter. Sie erreichen uns werktags von 8:00 Uhr bis 20:00 Uhr.

ABONNEMENT UND**NACHBESTELLUNGEN**

Cicero-Leserservice

23600 Bad Schwartau

TELEFON +49 451 4906 440

E-MAIL cicero@medienexpert.com

ONLINE www.shop.cicero.de

ANREGUNGEN UND LESERBRIEFE

Cicero-Leserbriefe

Fasanenstraße 7-8

10623 Berlin

E-MAIL info@cicero.de

Einsender von Manuskripten, Briefen o. Ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Abopreise inkl. gesetzlicher MwSt. und Versand im Inland, Auslandspreise auf Anfrage. Der Export und Vertrieb von Cicero im Ausland sowie das Führen von Cicero in Lesezirkeln ist nur mit Genehmigung des Verlags statthaf.

**DRUCK**

Westermann DRUCK | pva,

Georg-Westermann-Allee 66

38104 Braunschweig

Gedruckt auf UPM-Papier mit dem

EU-Umweltzeichen Registriernummer FI/11/001

LITHO

respub@modus-media.de

ANZEIGENVERKAUF

Kontor M Medienvermarktung GbR

Goldbekplatz 3

22303 Hamburg

Axel Stresow

Tel.: +49 40 63 90 84-23

a.stresow@kontorm.de

Jochen Schmitz

Tel.: +49 40 63 90 84-13

j.schmitz@kontorm.de

Moritz Fehling

Tel.: +49 40 63 90 84-12

m.fehling@kontorm.de

Petra Weihe

Tel.: +49 40 23 68 791-0

p.weihe@kontorm.de

ANZEIGENVERWALTUNG

Birgit Bendel-Otto

Tel.: +49 40 63 90 84-19

b.bendel-otto@kontorm.de

ANZEIGENVERKAUF BUCHMARKT

PremiumContentMedia

Thomas Laschinski

advertisebooks@laschinski.com

VERKAUFTE AUFLAGE 54.178 (IVW Q2/2024)

REICHWEITE 509 000 Leser (AWA 2024)

CICERO ERSCHEINT IN DER**RES PUBLICA VERLAGS GMBH**

Fasanenstraße 7-8, 10623 Berlin

office@respublicaverlag.com

www.respublicaverlag.com

REDAKTION Tel.: +49 (0) 30 981 941-200, Fax: -199

VERLAG Tel.: +49 (0) 30 981 941-100, Fax: -199

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in

Onlinedienste und Internet und die Vervielfältigung

auf Datenträgern wie CD-ROM, DVD-ROM etc. nur

nach vorheriger schriftlicher Zustimmung des Verlags.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder

übernimmt der Verlag keine Haftung.

Copyright © 2024, Res Publica Verlags GmbH

V.i.S.d.P.: Alexander Marguier

Printed in Germany

**AWA**

Weißes – vorgetragen wird. Denn auf dem Weg zurück, vor das Zeitalter der Aufklärung, bleibt nicht nur die historische Wahrheit auf der Strecke.

Dr. Hans-Joachim Wieckmann, per E-Mail

Blinde Flecke

Diese ganzen Critical-irgendwas-Theorien sind alles, nur nicht kritisch. Sie strotzen vor Selbstwidersprüchen und blinden Flecken. In nicht allzu ferner Zeit werden Kultur und Wissenschaft sich fragen müssen, wie sie kritiklos diesen Verblendungen folgen konnten. Dies übrigens nicht zum ersten Mal.

Theo Lackner, per E-Mail

„Agenda 2030“ von Thomas Mayer, August 2024

Ehrlich machen


Eine grundsätzliche Kehrtwende der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik ist in Deutschland unumgänglich. Das Wesentliche muss im Vordergrund stehen – zum Beispiel Bildung und Qualifikation sowie Förderung von Arbeit, aber auch Sanierung und Modernisierung von Infrastruktur und Verwaltung sowie eine deutliche Begrenzung der Migration, damit Dynamik und Innovationen entstehen können.

Eigentlich müssen wir uns „nur“ ehrlich machen, ideologische Fesseln ablegen und sehen, „was ist“ – damit wir unsere Lebensgrundlagen und unseren Wohlstand erhalten. Nur wer wird diese Kehrtwende umsetzen?


Alf Baumhöfer, Oldenburg

Mut und Weitblick

In dem Artikel „Agenda 2030 – eine Utopie“ von Thomas Mayer wurde schon in der Aufmachung dem politisch aufgeblähten Begriff der Utopie eine Unmöglichkeit unterstellt, die in dieser Form



Cicero erhalten Sie im gut sortierten Presse-einzelhandel sowie in Pressegeschäften an Bahnhöfen und Flughäfen. Falls Sie Cicero bei Ihrem Pressehändler nicht erhalten sollten, bitten Sie ihn, Cicero bei seinem Großhändler nachzubestellen. Cicero ist dann in der Regel am Folgetag erhältlich.



Zusätzlich bietet Ihnen MYKIOSK.com Verkaufsstellen in Ihrer Nähe an.

direkt von der deutschen Bundesregierung kommen könnte: „Man müsste ja und wir sind uns dessen bewusst – aber wir können ja nicht so einfach...“

Dabei ist das, was Herr Mayer in seinem Artikel zusammengetragen hat, in jeder Form richtig und wird auch genauso von einem breiten politischen Bündnis verstanden und von der politisch diversen Bevölkerung so gewollt. Jedoch scheint es unmöglich, eine Lösung schon allein mit bestehenden Mitteln und Möglichkeiten – wie zum Beispiel beim Umgang mit der illegalen Einreise in unser Land – umzusetzen. Eine Möglichkeit der anderen und besseren Kommunikation wird von den Regierenden nicht wahrgenommen.

Warum wird so gehandelt und nicht kommuniziert? Der Volkssouverän fühlt sich missachtet, und diese gefühlte Missachtung lässt den leeren Raum zwischen uns und den umsetzenden Regierenden offen für alle möglichen radikalen Erklärungen.

Etwas muss geschehen, doch diese Regierung scheint erschöpft und lethargisch dahinzugehen, ohne eine Ahnung der Richtung, ohne Wegweiser. Wir brauchen bessere Kommunikatoren, die es verstehen, dass es in komplexen Zeiten notwendig ist, zu erklären und tatkräftig anzupacken.

Es ist mit der „utopischen Politik“ von Gerhard Schröder schon einmal geglückt, Deutschland aus dem Krankenbett herauszubekommen und fit zu machen für neue Zeiten und Herausforderungen. Es kann gelingen, doch dazu braucht man Mut und eine Vorstellung, die nicht nur eine Verwaltung des Gegenwärtigen ist, sondern mehr eine aktive Vorstellung von dem, was dieses Land und seine Menschen leisten könnten, wenn man vorangehen würde, gemeinsam, nicht nur hier, sondern im europäischen Kontext, denn viele warten darauf, dass



Deutschland aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit erweckt.
Dr. Fabian Schildhauer, Berlin

„Frustr am Whiteboard“ von Felix Huber,
August 2024

Vergangene Fehler

Wer als Skifahrer ein Slalomtor schlecht anfährt, bekommt dies einige Tore später zu spüren. Ein gestürzter Slalom-Skifahrer weiß um den Fahrfehler am Tor weiter oben am Hang – doch wissen das auch Politiker?

Die Merkel-Jahre vor allem ab 2015 sind ein Musterbeispiel dafür: Weder bei Migration noch bei der Europolitik hat sie die real kommenden Probleme überhaupt sehen wollen oder (mangels Fachwissens oder Beratungsresistenz) gar nicht sehen können. Die Grünen waren sogar naiv genug, um erkennbar sachlich dürftig begründeten Unsinn (z. B. beim Heizungsgesetz) als „gute Politik“ auszugeben.

Werden die üblen Konsequenzen vergangener Fehler sichtbar, bekommen die später verantwortlichen Protagonisten den „Stimmenentzug“ der Wählerschaft zu spüren.

*Prof. emer. Dr. Wolfgang Ströbele,
Lübeck-Travemünde*

Viel Spielraum

Zwischen Regenbogen und Rechtsaußen ist immer noch eine Menge Platz. Jahrelang waren die Grünen zumindest im Westen Deutschlands bei den Jungen die beliebteste Partei. Jetzt liegen Union und AfD ganz vorne, allerdings fahren beide kein überwältigendes Ergebnis ein: Mehr als 80 Prozent haben die AfD nicht gewählt: Ein eindeutiges Zeugnis, dass die Jugend eben nicht grundsätzlich rechts steht.

Gerhard Lenz, per E-Mail

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen. Wünsche, Anregungen und Meinungsäußerungen senden Sie bitte an redaktion@cicero.de

TITEL

Auf Messers Schneide

Von
FERDINAND
KNAUSS

Fotos
JENS GYARMATY

Eine wachsende Welle der Gewaltkriminalität meist sehr junger Migranten erschüttert Deutschland. Während die Bürger den Staat als überfordert erleben, setzen Regierungspolitiker auf harte Worte und wirkungsschwache Taten.



... wurde später in der Dreisam in Freiburg-Waldsee von einer Joggerin gefunden

Die Worte deutscher Innenpolitiker klingen nach den Taten meist entschlossen und eisern. Mwafak A. solle nun „alle Härte des Gesetzes“ treffen, forderte etwa der SPD-Bundestagsfraktionsvize Dirk Wiese. Doch spätestens in zehn Jahren, 2034, wird Mwafak A. sich wohl wieder frei auf deutschen Straßen bewegen dürfen, auch im Kurpark von Bad Oeynhausen. Der war wie der gesamte Kurort bislang der Inbegriff eines langweiligen Rentnerparadieses, bis ihn der 18-jährige Syrer in der Nacht auf den 23. Juni zu einem Erinnerungsort des Schreckens machte, als er den 20-jährigen Philippos Tsanis zu Tode prügelte.

Als Unter-21-Jähriger wird er nach Jugendstrafrecht verurteilt. Und da liegt die Höchststrafe bei zehn Jahren Freiheitsentzug – auch für vollendeten Mord. Mwafak hat übrigens in seinem jungen Leben in Deutschland – er kam 2018 per Familiennachzug – bereits mehrere Diebstähle, einen Vergewaltigungsversuch und eine schwere Körperverletzung begangen. Das brachte ihm zwar zwei Verurteilungen ein, aber keine nennenswerte Haftstrafe.

Wer sich über die von Strafen fast unbehelligte Schreckenskarriere des jungen Mwafak wunderte, wurde wenig später durch den Fall Khalil H. dahingehend belehrt, dass das kein Einzelfall war: Der 17-jährige Syrer erlangte Bekanntheit, nachdem er am 30. Juli in der Stuttgarter Fußgängerzone mit einem Messer drei Männer verletzt hatte, einen davon lebensgefährlich. Wie die *Bild*-Zeitung herausfand, hat er in den vergangenen 31 Monaten bereits 33 andere Straftaten begangen. Eine

Ein Messermörder darf trotz Maßregelvollzug ein Kino besuchen – und entkommt

Statt der Härte des Gesetzes erfahren Messertäter die Milde der deutschen Justiz

Jugendstrafe musste er nicht ganz absitzen. Seine Familie (er hat zwölf Geschwister) soll insgesamt 110 Straftaten zu verantworten haben. Der Vater – auch er hat mehrere Delikte begangen – kam 2015 als Flüchtling nach Deutschland, die Familie durfte nachziehen.

IHRE ERFAHRUNGEN dürften Mwafak und Khalil also vor allem eines gelehrt haben: Schwere Konsequenzen hat ein Gewalttäter in Deutschland nicht zu fürchten. Rainer Wendt, Bundesvorsitzender der Deutschen Polizeigewerkschaft, spottet im Gespräch mit *Cicero* über „die volle Milde der Justiz“, die „ebenso wenig als Erziehungsinstrument für jugendliche Täter wie als Mahnung für erwachsene Messerhelden und Frauenschläger“ taugt. Wie zur Bestätigung geht einige Tage später die Nachricht um, dass der Somalier Mursal M., der 2018 im Rahmen des Programms zur „Neuan siedlung von Schutzsuchenden“ von der Bundesregierung nach Deutschland geflogen wurde und vor drei Jahren einen Obdachlosen mit 111 Messerstichen ermordet und dann geköpft hat, bei einem Kinobesuch (!) dem Maßregelvollzug entkam und erst mehrere Stunden später wieder festgenommen werden konnte.

Gewaltverbrechen, deren Motivation man rational kaum erklären kann, sind zu einem Alltagsphänomen geworden. Eine Aufzählung aller presseöffentlich gewordenen Taten mit Messern im Juli würde den Umfang dieses Artikels sprengen. Nur ein paar Überschriften aus einem Monat: „18-jähriger Marokkaner soll Mann getötet haben – Der Familienvater ist ein Zufallsopfer“ – „Frau

(21) von 7 Syrern geschlagen und belästigt: „Ich hatte Angst, vergewaltigt zu werden“ (der jüngste der Täter ist 15 Jahre alt!) – „Nigerianer (21) tritt Obdachlosen zusammen – Opfer (38) schwebt in Lebensgefahr“.

Wenn sich an der deutschen Rechtspraxis und Politik nichts Grundlegendes ändert, und die Entwicklungen, für die Khalil, Mwafak und Mursal exemplarisch stehen, so weitergehen, wird das Deutschland des Jahres 2034 womöglich als ein gescheiterter Staat dastehen. Schon jetzt, im Juni 2024, halten 70 Prozent der Deutschen ihren Staat laut einer Forsa-Umfrage des Deutschen Beamtenbunds für überfordert, vor allem in den Bereichen Migration, Bildung und innere Sicherheit, die voneinander ohnehin kaum zu trennen sind. Umso wirklichkeitsfremder wirkt da die Prophezeiung des früheren Bundespräsidenten Christian Wulff, dass „wir“ uns 2040 „auf die Schultern klopfen werden“ für „25 Jahre Nicht-Schließung der Grenzen Deutschlands“. Tatsächlich dürfte schon lange vor 2040 ein wachsender Teil der Deutschen zu dem Schluss kommen, dass diese Gesellschaft und dieser Staat solche Zustände nicht mehr besonders lange unbeschadet überstehen können.

ZUMINDEST IN DER UNION hat man wohl begriffen, wie politisch unumgebar das Thema Kriminalität inzwischen ist. „Gewaltverbrechen wie das in Bad Oeynhausen nehmen in den letzten Wochen und Monaten offensichtlich überhand. Und das macht was mit der Sicherheitslage in Deutschland und mit den Menschen und ihrem Sicherheitsempfinden“, sagt der innenpolitische Sprecher der

Die Berliner Charité klagt über einen „kontinuierlichen Anstieg der Zahl der Messerstichverletzten“

Die große Mehrheit der Deutschen hält den eigenen Staat für überfordert

CDU/CSU-Bundestagsfraktion Alexander Throm im Gespräch mit *Cicero*.

Schon im Oktober 2021 zeigte eine repräsentative Umfrage der Konrad-Adenauer-Stiftung, dass 66 Prozent der Deutschen Kriminalität für ein großes Problem halten, das sich während der fünf Jahre zuvor deutlich verschärft habe. Abends und nachts fühlt sich mehr als ein Drittel auf öffentlichen Plätzen, in öffentlichen Verkehrsmitteln oder an Haltestellen unsicher.

Und das obwohl die öffentlich-rechtlichen und viele andere Medien eher zurückhaltend über Gewaltverbrechen berichten. Aber die besonders brutalen Taten und vor allem solche, die auf Video festgehalten und in den sozialen Netzwerken verbreitet werden, dringen trotzdem ins überregionale öffentliche Bewusstsein: Wie am 31. Mai in Mannheim der Messerangriff des Afghanen Sulaiman Atae auf den Islamkritiker Michael Stürzenberger, den er verletzte, und den Polizisten Rouven Laur, den er tötete. Millionen Menschen haben das im Internet mitangesehen.

Die Berliner Universitätsklinik Charité schlägt schon Alarm über den „kontinuierlichen Anstieg der Zahl der Messerstichverletzten“, und die polizeiliche Kriminalstatistik fürs vergangene Jahr zeigt eine deutliche Zunahme der seit 2020 gesondert ausgewiesenen Messerverbrechen: 8951 gefährliche oder schwere Körperverletzungen mit einem Messer, 4893 Raubdelikte mit einem Messer, insgesamt 13 844 Messerangriffe, im Schnitt also 38 an jedem Tag des Jahres 2023. Die Zahlen der Bundespolizei fürs erste Halbjahr (430 Messertaten allein an Bahnhöfen, Flughäfen und bei

Die Polizeistatistik nennt „das aktuelle Migrationsgeschehen“ als Grund für steigende Kriminalität

Grenzkontrollen gegenüber 391 im Vorjahreszeitraum) zeigen, dass es eher noch schlimmer wird.

Obwohl die Behörden in den meisten Bundesländern und auch sehr viele Medien die Herkunft der Täter nicht angeben, stellte sich bei fast allen aufsehenerregenden Messerverbrechen bald heraus, dass die Täter Zugewanderte sind, und zwar auffällig oft solche aus muslimisch geprägten Ländern wie Syrien oder Afghanistan.

Neben der Prügel- und Messergewalt erschüttert eine Kategorie von Gewaltverbrechen, die vor einigen Jahren noch in Deutschland sehr selten war und deren Zunahme offenkundig ebenfalls im Zusammenhang mit der Zuwanderung steht: Gruppenvergewaltigungen. Laut Bundeskriminalamt kam es 2023 zu 761 Vergewaltigungen durch mehrere Personen. Der Anteil der nichtdeutschen Tatverdächtigen lag im vorigen Jahr bei 47,5 Prozent.

Laut Polizeilicher Kriminalstatistik (PKS) für 2023 haben Gewaltdelikte im Vergleich zum Vorjahr um 8,6 Prozent und im Vergleich zum Jahr 2019 um mehr als 18 Prozent zugenommen. Die Zahl der nichtdeutschen Tatverdächtigen für Gewaltverbrechen nahm im Vorjahresvergleich um 14,5 Prozent auf 79 088 zu, die Zahl der deutschen „nur“ um 2,2 Prozent auf 111 517. Unter den Tatverdächtigen für Gewaltkriminalität sind somit mehr als 41 Prozent Ausländer. Besonders hoch ist der Ausländeranteil bei Mord und Totschlag (44 Prozent) und bei Raubdelikten (46 Prozent). Bei Tätern mit deutscher Staatsangehörigkeit wird ein etwaiger Migrationshintergrund in der Regel nicht mehr erfasst. Die Anfrage eines AfD-Abgeordneten im Berliner Abgeordnetenhaus,

Messer-Gewalttäter nach Vornamen aufzuschlüsseln, wurde von der Senatsverwaltung abgelehnt aus „Gründen des Schutzes der Persönlichkeitsrechte der betroffenen Tatverdächtigen“.

Dass die Zunahme der Kriminalität und besonders der Gewaltverbrechen in einem kausalen Zusammenhang mit der starken Zuwanderung steht, ist sachlich kaum noch zu bezweifeln. In der Polizeilichen Kriminalstatistik wird „das aktuelle Migrationsgeschehen“ auch explizit als Ursache der steigenden Zahlen genannt.

DER VERGLEICH DER NATIONALITÄTEN der Tatverdächtigen belegt, dass keineswegs Migranten aller Herkünfte gleichermaßen durch Straftaten auffallen. Den hier legal lebenden 24 385 Algeriern (Stand 31.12.2022) stehen 11 043 Tatverdächtige im Jahr 2023 gegenüber – 45 Prozent. Absolut viel stärker ins Gewicht fallen die 108 748 tatverdächtigen Syrer, die 11,8 Prozent aller in Deutschland lebenden Landsleute ausmachen, und die 61 052 tatverdächtigen Afghanen bei 377 240 hier lebenden Landsleuten (16,2 Prozent). Von allen hier lebenden 12,3 Millionen Ausländern wurden 2023 also etwa 7,5 Prozent einer Straftat verdächtig. Zum Vergleich: Unter den 72 Millionen deutschen Staatsangehörigen waren es nur 1,8 Prozent.

Die Begründung liest sich allerdings fast wie eine Entschuldigung der ausländischen Täter: Die „Schutzsuchenden“ – die Bezeichnung erscheint in dem Zusammenhang fast zynisch – hätten schließlich „eigene Gewalterfahrungen durch Krieg, Terrorismus und Flucht, Traumata und psychische Belastungen sowie auch die Lebenssituation in Erstaufnahmeeinrichtungen“ als „Risikofaktoren“. Das entspricht Aussagen von Kriminologen wie Dirk Baier von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, der in einem MDR-Interview das Phänomen als „soziales Problem“ bezeichnet, das man „mit sozialen Maßnahmen angehen“ müsse. Was er über ausländische Messertäter sagt, klingt fast mitfühlend: Sie hätten „den deutschen Wohlstand vor Augen, an dem sie nicht teilnehmen können“, und es sei „nicht gut, wenn so viele Männer miteinander untergebracht sind“.

Ähnlich verständnisvoll reagierte auch Innenministerin Nancy Faeser (SPD) auf die Tat von Bad Oeynhausen. Die *Cicero*-Anfrage, ob sie der Familie des Opfers kondoliert habe, ignoriert ihre Pressesprecherin, verspricht aber weitere Bemühungen um verstärkte Abschiebungen auch nach Syrien und Afghanistan. Als sie dann doch über die Tat spricht, ist ihr wichtig, dass der „Täter seit acht Jahren in einer Flüchtlingsunterkunft lebt, ein



In der Silvesternacht 2015/2016 wurden im und vor dem Kölner Hauptbahnhof Hunderte Frauen sexuell missbraucht und beraubt



Der 20-jährige Philippos Tsanis wurde im Kurpark von Bad Oeynhausen am 23. Juni 2024 zu Tode geprügelt



Bei einer Gartenparty in Wolmirstedt zum Public Viewing bei der EM am 14. Juni 2024 verletzte ein Afghane drei ...



... Gäste, nachdem er zuvor einen Landsmann tödlich verletzt hatte

Jugendlicher, der gar nichts anderes kennt“ (was die örtlichen Behörden korrigierten). Sie beklagt also die „nicht gelungene soziale Integration“ des Täters und scheint Mitleid mit ihm zu haben, während sie über das Opfer kein Wort verliert. Man kann Faeser und die Politik, für die sie steht, so interpretieren, dass die deutsche Gesellschaft den „Schutzsuchenden“ eben mehr Wohnraum und „soziale Integration“ zu bieten hätte, um deren überproportionale Delinquenz zu senken.

Das ist, was Wendt als „Erklärabteilungen aus den Verharmlosungsbüros von Ministerien, Politikredaktionen und Universitäten“ und Throm als „humanitären Elfenbeinturm“ der Ampelregierung verspotten. „Ja, es gibt Erklärungen für gewisse Entwicklungen“, sagt Throm, „aber die sind keine Entschuldigung. Man muss auch verhindern, dass zu viele Menschen in zu kurzer Zeit nach Deutschland kommen.“ Throm hat unter dem Eindruck von Illerkirchberg, wo ein Eritreer am 5. Dezember 2022 zwei Mädchen vergewaltigte und eines von beiden tötete, sein Konzept des „Arrest mit drei Wänden“ entwickelt, das nun offizielle Forderung der Unionsfraktion ist. Schwerverbrecher und Gefährder ohne deutsche Staatsangehörigkeit sollen nach Haftverbüßung in Arrest bleiben, „damit ihnen der Weg zurück in unsere Gesellschaft verschlossen bleibt, der zurück in ihr Heimatland steht ihnen aber jederzeit offen“. Nur so könne man verhindern, „dass Menschen, die ihr Gastrecht mit Füßen treten, im Anschluss an ihre Haft wieder auf die Bevölkerung losgelassen werden“.

Der Ärger über die ignorante Innenpolitik der Ampelparteien ist unter Polizisten groß. Kai

Bei den Grünen gibt es für das Thema Kriminalität bisher kaum Aufmerksamkeit

Die Union fordert für ausländische Straftäter und Gefährder einen „Arrest mit drei Wänden“

Nielsen ist Kriminalbeamter und war bis zu seinem Parteaustritt vor wenigen Wochen Kreistagsabgeordneter der Grünen im Kreis Schleswig-Flensburg. „Bei den Grünen wurde das Thema Kriminalität bisher größtenteils verkannt.“ Es gebe auch „keine ausreichende fachliche Expertise.“ Es sei „keine gute Strategie“, dass die Grünen sich nach Verbrechen wie in Mannheim und Bad Oeynhausen nicht viel deutlicher positioniert haben. Das nehme ihnen „die Bevölkerung übel und die Polizeibeamten erst recht“.

Wendt ist noch weniger diplomatisch: „Die größte politische Hürde für das konsequente Vorgehen gegen Gewalttäter ist die Blase, in der unsere Politiker leben. Abgeschirmt durch Sicherheitskräfte und gepanzerte Dienstwagen, eingelullt von schulterklopfenden ‚Experten‘ und häufig genug gehätschelt von Journalisten, die ihre Arbeit als Vorbereitung auf die Anstellung als Regierungssprecher verstehen, nehmen sie die Realität nicht einmal mehr verschwommen wahr.“

GEWALTVERBRECHEN sind, wie Kriminologen wissen, normal in dem Sinne, dass sie überall und wohl zu allen Zeiten vorkommen. Hinter den meisten steht kein politisches Ziel. Aber auch Verbrechen ohne politische Ziele werden zu einem politischen Thema, wenn sie gehäuft und in Mustern auftreten, hinter denen gesellschaftliche, lebensweltliche Veränderungen zu erahnen sind. Kurz gesagt: wenn die Bürger es mit der Angst zu tun bekommen.

Die Sorge um die Sicherheit im Alltag und die Angst, dass man selbst oder die eigenen Kinder

Verbrechensopfer werden können, wird für immer mehr Menschen zu einem bestimmenden Teil des Lebensgefühls. Die Bedrohung durch Gewaltkriminalität ist in Deutschland damit, was sie seit Jahrhunderten hierzulande nicht mehr war: ein zentrales Thema, an dem sich das Vertrauen der Bürger in den eigenen Staat und seine Akteure entscheidet. Die Legitimation des Staates ist überall und zu allen Zeiten aufs Engste mit seiner Fähigkeit verknüpft, die öffentliche Ordnung und Sicherheit seiner Bürger zumindest weitgehend zu schützen. Laut dem Staatstheoretiker Thomas Hobbes ist es der Daseinszweck des Staates, den „Krieg aller gegen alle“ als Naturzustand zu beseitigen.

DIE ANTWORTEN DER REGIERENDEN wirken oft so, als hätten sie die bedrohliche Lage nicht wirklich realisiert, sondern sähen auch dieses Thema nur als Vorwand zum Schleifen der Schuldenbremse. So fordert etwa SPD-Innenpolitiker Wiese, assistiert von nahestehenden NGOs, für den Haushalt 2025 ein Sondervermögen für innere Sicherheit – zugunsten des SPD-geführten Bundesinnenministeriums.

Hilflos erscheint das Vorhaben Faesers, Springmesser und Klingen von mehr als sechs Zentimeter Länge in der Öffentlichkeit zu verbieten. Das gibt Polizisten zwar bei Kontrollen etwas mehr Handhabe, aber diese können immer nur Stichprobencharakter haben. Das Verbot hätte keine der oben genannten Messertaten verhindert. Wenn schon Urteile wegen Gewalttaten für Khalil und Mwafak keine nennenswerten Strafen nach sich zogen, dürfte diese Klientel wohl kaum große Angst

Die SPD macht den Kampf gegen Kriminalität zum Argument gegen die Schuldenbremse

Politiker setzen auf Scheinhärte und beruhigende Worte

haben, einmal mit einem Messer in der Tasche erwischt zu werden.

Sowohl Politiker als auch viele Kriminologen und Meinungsmacher setzen im Kampf gegen die Kriminalität vor allem auf die scheinbare Härte der Worte, die mehr auf ihre Beruhigungswirkung in der verängstigten Bevölkerung als auf die wirkliche Eindämmung der Gewalt ausgerichtet ist.

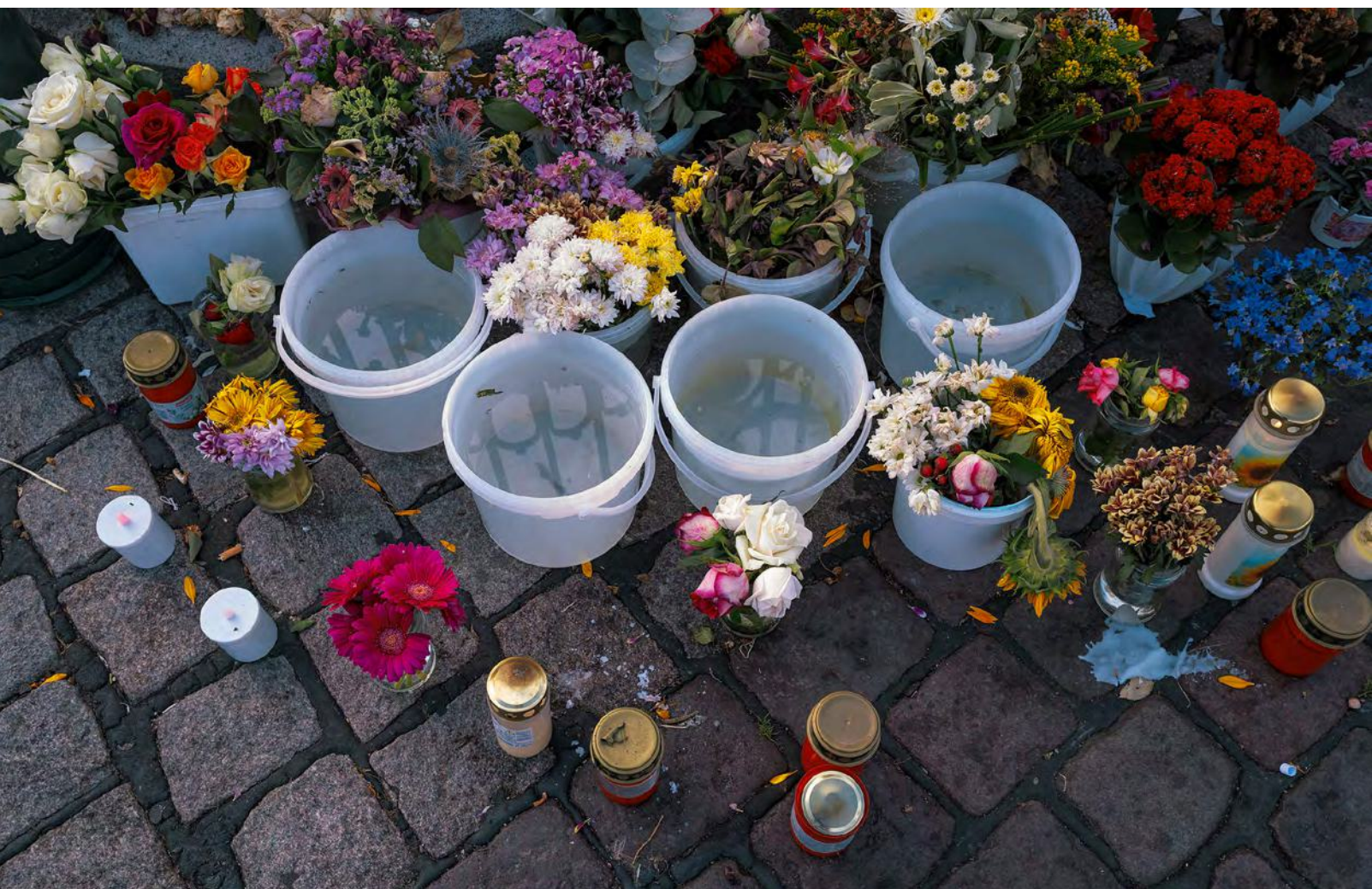
Die erste Stufe dieser Diskursstrategie der Worte gegen die Wirklichkeit bedienen Kriminologen und andere Interpreten, die sich bemühen, die erhöhte Delinquenz von Zuwanderern zu erklären durch alle möglichen Faktoren, um letztlich zu sagen: „Unter den Bedingungen wären autochthone Deutsche sicher nicht weniger gewalttätig und kriminell.“ Antrieb scheint der Wille, möglichst jeder rassistischen oder auch nur kulturellen Erklärung durch die Einheimischen vorzubeugen. Aber dadurch wird die Kriminalität nicht weniger.

Als einzige Antwort bleibt dann implizit nur: Man muss Migranten eben möglichst stressfreie Bedingungen verschaffen. Das wird ja auch willkommenspolitisch versucht. Was wiederum Deutschland so besonders attraktiv für Armutszuwanderer macht. Die Familie von Khalil etwa wohnt „in einem 230-Quadratmeter-Haus“, bezahlt aber, wie der Vater im Interview mit *Bild* berichtet, „nur ein bisschen“ Miete, wozu sich die Stadt Stuttgart aus Datenschutzgründen nicht äußern will.

Die zweite Stufe vollführen regierende Politiker. Stets wenn Gewalt von Migranten wie in Bad Oeynhausen für Schrecken sorgt, kündigen Kanzler Scholz oder Ministerin Faeser Härte und



Im Kurpark von Bad Oeynhausen verletzte Mwafak A. sein Opfer Philippos Tsanis mit Fußtritten so stark, dass er später starb



Auf dem Marktplatz von Mannheim tötete am 31. Mai 2024 ein Afghane den Polizisten Rouven Laur

vor allem mehr Abschiebungen an. Aber entsprechende Handlungen bleiben aus. Und wenn sie stattfinden, gibt es eine große Diskrepanz zwischen der Inszenierung und der tatsächlichen Wirkung. Faesers Rückführungsverbesserungsgesetz etwa lässt, wie die Bundesregierung laut Kleingedrucktem im Gesetzestext zugibt, nur rund 600 (!) zusätzliche Abschiebungen erwarten.

Die einzige stattfindende Maßnahme mit nennenswerten faktischen Folgen ist die forcierte Einbürgerung. Dadurch sinkt zwar vermutlich der Anteil ausländischer Straftäter in Polizeistatistiken und Pressemeldungen. Aber dass deutsche Ausweispapiere potenzielle Straftäter von Verbrechen abhalten, dürfte eher unwahrscheinlich sein.

Eine andere Antwort wäre eine pragmatische, die nicht die verängstigten Bürger beruhigen will, sondern die Täter abschreckt und aus dem Verkehr zieht: durch tatsächliche statt linguistische Härte in der Polizei- und Justizpraxis. Der dazu notwendige Mentalitätswandel wäre, was Max Weber „dicke Bretter bohren“ nannte: eine politische Aufgabe, die Ausdauer und Hartnäckigkeit erfordert.

Ebenso wichtig wäre aber neben der Forcierung von Abschiebungen: Masseneinwanderung vor allem aus den kriminell besonders auffälligen Herkunftsländern deutlich reduzieren. Einen „Aufnahmestopp“ fordert mittlerweile auch das Kinderhilfswerk Arche. Dessen Sprecher Wolfgang Büscher berichtet von Elfjährigen mit Messern und fordert, endlich damit aufzuhören, „die Menschen zu uns zu locken“.

Das wirksamste Mittel dazu wäre das Absenken der Versorgungsleistungen, etwa auf das Niveau der für Armutszuwanderer unattraktiven EU-Staaten Mittelosteuropas. Kurzfristig könnte das den Sozialfrust und damit die Kriminalitätsneigung der bereits anwesenden Zuwanderer zwar erhöhen. Mittelfristig würde es wohl aber den Teufelskreis der Sogwirkung Deutschlands für Armutszuwanderer brechen. Eine kluge, auf den Schutz der Bürger bedachte Politik wäre eine gewesen, die die Einwanderung der Familien von Khalil und Mwafak als vermeintlich „Schutzsuchende“ verhindert hätte.

DER BLICK NACH LATEINAMERIKA zeigt, was Kriminalität in instabilen Gesellschaften auf Dauer anrichten kann, wenn die Staatsgewalt als schwach erscheint – oder sich ihrerseits rücksichtslos brutalisiert. Ein lehrreiches Beispiel ist El Salvador, das jahrzehntelang für seine Bandenherrschaft berüchtigt war. Dort führt Präsident Nayib Bukele eine Art übergesetzlichen Vernichtungskrieg

Wie gesellschaftlich explosiv Gewaltkriminalität ist, zeigen die Ausschreitungen in Großbritannien

gegen kriminelle Vereinigungen. Die Bilder aus Gefängnissen, in denen (mutmaßliche) Gang-Mitglieder wie Vieh behandelt werden, sollen sie vor den Augen der Öffentlichkeit erniedrigen und deren Nachwuchs abschrecken. Bürgerliche Freiheiten, Grundrechte, all das ist de facto abgeschafft. Aber vermutlich ist dieser „punitive Populismus“, wie die Heinrich-Böll-Stiftung Bukeles Regierung nennt, für die Salvadorianer die attraktivere Alternative zu der totalen Unsicherheit des molekularen Kriminellenbürgerkriegs.

Welche zerstörerischen Folgen Gewaltkriminalität – beziehungsweise die dadurch ausgelösten Emotionen – auch in europäischen Ländern haben können, zeigen die jüngsten Ausschreitungen in Großbritannien. Nach der Ermordung dreier Mädchen durch einen Einwanderersohn hatten nicht nur rechtsradikale, sondern auch migrantische Randalierer tagelang für bürgerkriegsähnliche Szenen in britischen Städten gesorgt.

Diese Erfahrungen lehren: Das Gemisch aus allgegenwärtiger Gewaltkriminalität und der Wahrnehmung eines Staates, der diese nicht unterbinden und seine Bürger nicht schützen kann, ist gesellschaftlicher Sprengstoff. Seine Entschärfung wird eine der großen Aufgaben gegenwärtiger Politik.



FERDINAND KNAUSS
ist Redakteur bei
Cicero und leitet das
Ressort Literaturen.





BERLINER REPUBLIK

Die Bürger sind
wütend, wenn
der Staat zu viele
Vorschriften macht,
sagt *Juli Zeh*.

Die Schriftstellerin
schaut vom Dorf
aus auf die Politik.

Ein Gespräch über
AfD-Wähler,
den SPD-Kanzler
und fehlende
Debatten.

Fotos
MAURICE
WEISS

Das Gespräch
führte
VOLKER
RESING

**„ Pädagogische Politik
ist gefährlich “**



In Ihren Romanen können sogar Nazis zu schrägen Helden des Alltags werden. Und über den Gartenzaun hinweg wird die Weltpolitik verhandelt. Was treibt Ihre Nachbarn im dörflichen Brandenburgischen, dort wo Sie wohnen, gerade besonders um, Frau Zeh?

Juli Zeh: Es herrscht das Gefühl vor, dass in den Städten Politik für die Städter gemacht wird. Die Landbevölkerung hat nur die Konsequenzen zu tragen. Die Leute draußen fühlen sich ungebührlich belastet und nicht genug wahrgenommen in ihren Lebensrealitäten.

Haben Sie ein Beispiel?

Wenn jemand vom Dorf etwas von Fahrverboten fürs Auto hört, denkt er sich, das mag sich in der Stadt romantisch anhören. Auf dem Land ist es das Aus. In meiner Gegend heißt zwei Tage nicht Auto fahren, dass du zwei Tage nichts machen kannst, weder privat noch beruflich. Wenn man stattdessen ein innereuropäisches Flugverbot diskutieren würde, wäre das Pro und Contra ganz anders. Die meisten hier würden sagen: Klar, macht doch! Dann können die Leute aus Prenzlauer Berg eben nicht zehn Mal im Jahr nach Venedig und Florenz fliegen. Dafür kommen wir mit dem Auto zur Arbeit und zum Supermarkt.

Fahrverbote sind ja gerade kein ernst zu nehmendes Projekt der deutschen Politik, oder?

Aber es gibt die Debatte. Das Gefühl der Überregulierung und Übergriffigkeit der Politik ist das, was viele zur AfD treibt. Es herrscht eine Art Trotz vor: Wenn ihr euch schon nicht überlegt, was unsere Bedürfnisse sind und was hier politisch wichtig wäre, dann lasst uns wenigstens in Ruhe.

Was sind denn die tatsächlichen Ergebnisse von so einer übergriffigen Politik?

Viele Menschen erinnern sich noch sehr gut an die Corona-Politik, bei der sie sich offenere Debatten und mehr Vertrauen in die Eigenverantwortlichkeit gewünscht hätten. Ein anderes Thema, das typisch für die Provinz ist, betrifft die Bürokratie. Für alle, die in der Landwirtschaft oder im Handwerk arbeiten, ist der Wust aus Vorschriften,

mit denen du dich herumschlägst, wenn du etwas bauen oder ein Feld bestellen willst, eine riesige Belastung. Und schließlich das Reizthema Heizungsgesetz, welches die Gemüter hier erhitzt hat. Für arme Haushalte sind Heizen und Energie ein existenzielles Problem. Manche Menschen machen Holz, um dadurch die Heizkosten zu reduzieren. Es geht für die Leute wirklich um was.

Der grüne Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck hat einmal in einem Gespräch mit Ihnen gesagt, die Menschen müssten halt besser an die Transformation herangeführt werden. Gibt es ein kommunikatives Problem?

Es geht vor allem um handfeste inhaltliche Fragen und unterschiedliche Auffassungen. Und genau dafür haben wir eine Demokratie, dass man verschiedener Meinung sein kann. Habeck und viele andere Politiker glauben, dass ihre Aufgabe darin besteht, den Leuten ständig etwas zu erklären, sie abzuholen, mitzunehmen, auf Augenhöhe zu adressieren und so weiter. Das ist ein pädagogischer Ansatz für Politik und damit eben auch eine Top-down-Methode. Das kommt bei vielen Leuten nicht gut an.

Wo finden Sie dieses Muster noch, außer bei den Grünen?

Das werfe ich auch meiner Partei, der SPD, vor. Schlechte Wahlergebnisse werden immer mit der Analyse belegt: Ja, wir müssen besser kommunizieren. Ich entgegne je-

des Mal: Ihr müsst nicht besser kommunizieren, ihr müsst bessere Politik machen. Aber das ist das weitverbreitete Verständnis: Wir machen ja alles richtig und wissen, wie es geht. Wir müssen es nur richtig erklären. Dieser Ansatz geht letztlich davon aus, dass die Bürger nichts verstehen oder irgendwie renitent sind. Und dass es gleichzeitig Alternativlosigkeiten gibt, die dazu zwingen, diese vermeintliche Unwilligkeit der Bürger zu überwinden – kommunikativ, pädagogisch, therapeutisch.

In Brandenburg wird die AfD möglicherweise die stärkste Kraft. Können Sie uns die typischen AfD-Wähler vorstellen?

„Der real existierende AfD-Wähler ist weder besonders alt noch sozial schwach und auch nicht ungebildet“



Wahlplakat an einer Dorfstraße in Brandenburg. In der Nähe wohnt die Schriftstellerin Juli Zeh



Es gibt einen bestimmten Typus AfD-Wähler, der wirklich reaktionär ist. Deutscher Nationalstaat, geschlossene Grenzen, keine EU. Die Volksgemeinschaft als biologische Herkunftsgemeinschaft, während andere Kulturen nicht integrationsfähig sind. Dazu ein ebenso geschlossenes Familienmodell, der Mann als Ernährer. Solche Überzeugungen werden von der AfD natürlich bedient. Aber das ist nicht unbedingt die Mehrheit der AfD-Wähler.

Und wo begegnen Sie diesen Brandenburgern, sind da die berühmten Abgehängten, die sozial in einer schwierigen Lage sind?

Von der Abgehängten-These halte ich nichts. Das zeigen auch Statistiken. Der real existierende AfD-Wähler ist weder besonders alt noch sozial schwach und auch nicht ungebildet. Von diesen Klischees muss man sich verabschieden. Man kann ein erfolgreicher mittelständischer Unternehmer Mitte vierzig sein – und komplett reaktionär

Welchen Typus von AfD-Wähler treffen Sie denn noch so?

Häufiger treffe ich Leute die nicht reaktionär sind, sondern eher konservativ im Sinne von antiprogressiv. Sie haben das Gefühl, dass sich alles auflöst, dass das Land irgendwie zerfällt. Ökonomisch, aber auch kulturell. Sie sehen das Problem einerseits in der Migration und glauben andererseits, dass die Regierung Unmengen von Geld an falschen Stellen ausgibt, statt sich um grundlegende Baustellen zu kümmern wie Schulen, Renten, Gesundheitssystem und Mobilität. Vor diesem Hintergrund reagieren die Leute dann aggressiv auf urbane Debatten wie die ums Gendern oder um Transsexualität. Manche glauben dann, dass Politiker und Journalisten dabei sind, den Verstand zu verlieren. Nach dem Motto: Wie könnt ihr euch um so etwas streiten, während die Schulen keine Lehrer mehr haben und das Gesundheitssystem vor die Hunde geht?

Welche konkreten Konflikte gibt es denn im Alltag?

Meistens kommen die Menschen meiner Erfahrung nach in konkreten Situationen recht gut miteinander klar. Flüchtlingskinder auf den Schulen

werden so gut wie möglich integriert, die Hilfsbereitschaft ist generell ziemlich groß. Wenn ein homosexuelles Paar heiratet, kommen alle zum Fest. Und wenn ein Migrant ein Restaurant eröffnet, ist die Freude groß.

Ist das die Botschaft: Auch Nazis können nette Leute sein?

Es ist halt im echten Leben nicht so einfach, wie man es gern hätte. Leider gibt es Leute, die krass ausländerfeindlich und gewaltbereit, mit anderen Worten: wirklich rechtsextrem sind. Denken Sie an brennende Asylantenheime und an Straßenjagden auf Migranten und Linke, gerade hier in Ostdeutschland. Daraus folgt aber nicht, dass jeder, der zum Beispiel Zuwanderung kritisch sieht, mit dem Baseballschläger die Scheiben eines Dönerladens einschlagen wird. Wenn wir uns der Komplexität des Problems nicht stellen und alle AfD-Wähler als Neonazis framen, bekommt die AfD immer mehr Zulauf.

„Diese tiefe Diskursmüdigkeit ist ein Hauptproblem in unserem Land“

Gefährdet der wachsende Rechtspopulismus die Demokratie?

Momentan ist meine größte Sorge, was passiert, wenn die nächsten Wahlen zu Situationen führen, in denen das Regieren immer schwieriger bis unmöglich wird. Dann haben es die Rechtspopulisten immer leichter zu sagen: Guck mal, „die da oben“ kriegen es nicht hin, das sind alles Idioten! Und das gibt

dann noch mehr Zulauf für die Populisten. Man sieht es ja jetzt schon an der teilweise dysfunktionalen Ampel.

Wären Koalitionen jenseits von Brandmauern mit der AfD oder dem BSW sinnvoll oder gar notwendig?

Das ist eine schwierige Frage. Man kann sie nicht abstrakt und generell beantworten. Ich glaube, man muss sich die Lage auf den jeweiligen Ebenen anschauen, in den einzelnen Kommunen, in den Ländern und im Bund, und an jeder Stelle sehr genau überlegen, wie man das handhabt.

Diese Brandmauer wird ja mit gestützt durch die Vorstellung, dass es auch eine kulturelle Begrenzung des Diskursraums geben müsse. Die Schriftstellerin

Carolyn Emcke hat die Praxis der Politischen Kultur scharf kritisiert. Die „Pro-Contra-Rahmung“ müsse aufhören, erklärte sie. Es sei „Bullshit“ zu meinen, es gebe zu allen Fragen gleichwertige widerstreitende Positionen. Was sagen Sie dazu?

Tatsächlich ist diese tiefe Diskursmüdigkeit ein Hauptproblem im Land. Es hat sich vor allem in den kulturellen Eliten die Vorstellung breitgemacht, es gebe zu vielen Fragen nur noch eine mögliche Antwort. Das ist das Paradigma der Alternativlosigkeit. Die gegenwärtige Zeit wird als Dauerkrise oder gar Ausnahmezustand beschrieben, und daraus folgt dann die Idee von zwingenden Handlungsdi- rektiven, die nicht mehr debattiert, sondern nur noch „kommuniziert“ werden. So kommt es zum pädagogischen Ansatz in der Politik, den ich vorhin beschrieben habe und für gefährlich halte, weil er Politik und Bürger immer weiter voneinander entfremdet. Da herrscht auf beiden Seiten Vertrauensverlust.

Aber hat Emcke nicht einen Punkt, wenn sie darauf verweist, dass mancher Schlagabtausch, in Talkshows etwa, nicht der Sache dienlich ist?

Nicht jede Talkshow ist interessant, aber im Kern hat Emcke eben nicht recht. Denn der

Wettstreit von Argumenten ist in der Demokratie nicht nur eine schöne Tugend. Es ist ganz pragmatisch der Weg, auf dem wir zu den besten Lösungen kommen. Einzelperspektiven können nie so gut sein wie der plurale und diverse Blick auf ein Problem.

Nur die Debatte führt zur richtigen Lösung?

Tatsächlich glaube ich, dass debattierte Lösungen auch sachlich die besseren sind als oktroyierte. Aber es gibt außerdem noch eine wichtige Erkenntnis: Wenn wir in Zukunft irgendwas auf die Kette kriegen wollen, brauchen wir gesellschaftlichen Frieden. Den kann man aber nicht erzwingen. Wenn die Pluralitätskritiker einen anderen Weg gehen wollen, dann sollen sie auch konsequent sagen, wie der denn in letzter Konsequenz aussähe. Die Leute einschüchtern? Drangsalieren? Meinungen zensieren? Wer eine Autokratie oder Expertokratie anstrebt, soll auch offenlegen, auf welche Weise die gefassten Beschlüsse dann durchgesetzt werden sollen.

Nehmen wir die aktuelle Debatte um die Ukraine und den russischen Angriffskrieg. Der Streit wird doch ausgetragen, oder?



Ein schönes Wochenende liegt vor Ihnen.

Das neue Tagesspiegel-Wochenend-Angebot wird Sie begeistern. Mit unserer neuen umfangreichen Wochenendausgabe haben Sie jede Menge Lesestoff.

**Testen Sie jetzt gratis den Tagesspiegel!
Gedruckt, digital oder beides.**



Ihr Gutscheincode: **CICERO**
(030) 290 21-500
tagesspiegel.de/cicero



Es ist inzwischen etwas besser geworden, aber die Bereitschaft, verschiedene Positionen zu diskutieren, ist bei der Ukrainefrage grundsätzlich noch geringer als bei anderen Themen. In den Monaten nach dem russischen Angriff wurde jeder, der für Verhandlungen plädierte, als Putin-Versteher runtergemacht.

Konkret geht es um die Kritik an der Unterstützung der Ukraine und die Frage, ob der Diktator Putin verharmlost wird. Das muss man sich doch gefallen lassen.

Gefallen lassen, vielleicht. Aber das ist halt keine sachliche Debatte. Denn das Plädieren für den diplomatischen Weg hat nichts mit Verharmlosung zu tun. Es ist eine konkrete und wichtige Handlungsalternative. Es ist keine Verharmlosung, wenn man hinterfragt, ob ein Sieg über Russland überhaupt möglich ist. Ob ein jahrelanger Abnutzungskrieg irgendjemandem nutzt oder einfach nur grausamen Schaden anrichtet, vor allem für die Ukraine selbst. Ob nicht am Ende das Ergebnis dasselbe sein wird: ein Verhandlungsfrieden, dessen Ungerechtigkeit nur in langfristiger Perspektive beseitigt werden kann. Wie kann es sein, dass diese nüchterne und sachliche Debatte gesellschaftlich unterbleiben soll? Wovor hat man denn da Angst?

Als die größte Herausforderung unserer Zeit gilt vielen der Klimawandel. Hier wird auch in besonders umfassender Weise von alternativlosen Maßnahmen gesprochen. Die Historikerin Hedwig Richter spricht von der „Suppenkasperfreiheit“, die sich diejenigen nun herausnehmen wollten, die sich eben nicht der angeblich notwendigen Verzichtslöge unterwerfen. Wie sehen Sie das?

Richter verwechselt ihr eigenes politisches Anliegen mit der Systemfrage. Wenn das, was sie gut und richtig findet, nicht umgesetzt und nicht gewollt wird, dann hätten wir ein Demokratieproblem – so argumentiert sie. Und die Grundrechte als „Suppenkasperfreiheiten“ abzuwerten, ist schon ziemlich fragwürdig.

Der Journalist Bernd Ulrich von der Zeit sagt in dem mit Richter verfassten Buch „Demokratie und

Revolution“, dass eine Mehrheit, möglicherweise von lauter Egoisten, nicht über die Zukunft des Landes entscheiden dürfe. Es brauche also eine andere Art der Durchsetzung des Richtigen. Eine abgefederte Demokratie?

Hier wird schon von völlig falschen Prämissen ausgegangen. Die Mehrheit der Bürger ist nicht egoistisch oder dumm, und sie leugnet auch nicht den Klimawandel. Auch in meinem dörflichen Umfeld herrscht große Zustimmung zur Energiewende, auch von Leuten, die die AfD wählen. Es geht nicht um das Ob des politischen Handelns, sondern um das Wie. Das muss gesellschaftlich ausgehandelt werden. Zu glauben, das könnte ein Expertenrat nach vermeintlichen Vernunftgründen entscheiden, ist total naiv. Leute, die so argumentieren, gehen meistens subkutan davon aus, dass dieser Expertenrat dann vor allem Sachen beschließt, die sie persönlich super finden.

Ist es also die bekannte ideologische Falle, der wir hier begegnen, wenn das Wahre und Richtige postuliert wird?

Der Ideologievorwurf greift zu kurz. Diese politische Sehnsucht nach dem Eindeutigen wurzelt in einer Art transzendentalen Überforderungsphänomen. Es ist in den westlichen Gesellschaften sehr vieles weggefallen an Orientierung von höheren Quellen, die irgendwie das Individuelle übersteigen, nennen wir es Schicksal oder nennen wir es

Gott. Alles ist relativ, und der Einzelne ist grundsätzlich immer allein mit seinen Entscheidungen, die ganze Last der Welt ruht auf seinen Schultern. In einer solchen Situation fangen Menschen an, sich nach einer Form von Führung zu sehnen, die Demokratie nicht bieten kann und will.

Ist das eine grundsätzliche Kritik an der Moderne?

Natürlich bin ich nach wie vor der Meinung, dass die Aufklärung eine gute Idee war. Aber dennoch müssen wir das Ergebnis in unseren postmodernen Gesellschaften anschauen. Die großen Emanzipationsbewegungen, feministisch, antireligiös, gegen das Patriarchat und traditionelle Vorstellungen von Familie, Partei, Nation, die haben wir ja aus guten Gründen vollzogen. Aber sie haben

Juli Zeh

Die vielfach ausgezeichnete Bestsellerautorin wurde 1974 in Bonn geboren. Als Tochter des Direktors beim Bundestag, Wolfgang Zeh, wächst sie mit der Politik auf. Später tritt sie in die SPD ein. Heute ist die promovierte Juristin Richterin beim Landesverfassungsgericht in Brandenburg. Ihr Roman „Corpus delicti. Ein Prozess“ (2009) ist inzwischen Schullektüre. Zuletzt erschien von ihr zusammen mit Simon Urban der Bestseller „Zwischen Welten“.





natürlich eine gewisse Leere hinterlassen. Wir haben uns zu wenig die Frage nach anthropologischen Konstanten gestellt. Warum gab es denn Tausende von Jahren Religion? War das Zufall? Oder gibt es da ein tiefes menschliches Bedürfnis nach einem Überbau, der dem menschlichen Leben Sinn und Richtung gibt? Und was passiert, wenn sich dieses Bedürfnis auf die Politik richtet?

In welchem Verhältnis steht das religiöse Bedürfnis zu unserem Freiheitsverständnis?

Beides gehört zusammen. Ich glaube, wir haben uns mit dem Streben nach Individualismus ein bisschen überfordert. Aus dieser Überforderung kommt nun die Sehnsucht nach Alternativlosigkeit, nach Eindeutigkeit im Politischen. Doch das führt in die Irre. Wir leben heute so emanzipiert und individualistisch wie keine Kultur der Welt vor uns. Aber dass jeder Mensch ganz allein für seine Position im Großen und Ganzen sorgen soll, das war vielleicht etwas naiv gedacht. Mit anderen Worten: Der Mensch braucht einen Rahmen, innerhalb dessen er seine Freiheit verwirklichen kann. Und zu besprechen wäre eben, was dieser Rahmen sein kann. Die Demokratie als Staatsform soll und muss offen sein, weshalb sie nicht immer gut als Kompass taugt.

Verweist der goldene Kreuzanhänger an Ihrem Ohr auf eine persönliche Hinwendung zur Religion?

Mitglied einer Kirche bin ich nicht, habe auch nie so richtig eine Heimat dort gefunden. Aber ich stehe zu den christlichen Wertvorstellungen und bin überzeugt, dass es für soziale und bewusste Wesen wie uns Menschen sehr schwierig ist, in Gemeinschaften zu leben, wenn wir keine vorpolitische Übereinkunft teilen, die uns hilft zu verstehen, wer wir sind und was das alles soll.

Wir reden oft von gesellschaftlicher Spaltung. Aber was ist das? Ist ein gesellschaftlicher Friede zwischen – sagen wir – einem Klimakleber und einem Rechtsextremen herstellbar?

Extrem gegensätzliche Ansichten haben nichts mit Spaltung zu tun. Es wäre ja seltsam zu glauben,

dass gesellschaftlicher Frieden auf Konformität und Meinungseinigkeit beruhen muss. Gesellschaftlicher Friede bedeutet, dass man eine erwachsene und respektvolle Art praktiziert, mit Konflikten umzugehen, Interessen gegeneinander auszuhandeln, Abwägungen zu treffen. Das ist das Sicherheitsseil gegen Polarisierung. Denn Polarisierung bedeutet nicht, dass man was anderes denkt als andere. Es bedeutet, dass man anfängt, seine Mitbürger für dumm, schlecht oder geisteskrank zu halten.

Zum Schluss: Es gibt die Idee, Sie 2027 zur Bundespräsidentin zu wählen. Sie haben zwar bereits abgewunken. Aber welche Ideen hätten Sie für das Amt in schwieriger Zeit?

Ich habe das Bedürfnis nach Orientierung erwähnt. Der Amtsinhaber Frank-Walter Steinmeier kann dazu wenig beitragen. Dafür hat er eine zu klare parteipolitische Geschichte. Der Bundespräsident muss eine stärkere Form von gesellschaftlicher Selbstvergewisserung liefern, die kein im engeren Sinne politisches oder persönliches Anliegen promotet und die das ganze Land in seiner Unterschiedlichkeit einschließt. Er muss vorleben, wie gesellschaftlicher Friede funktioniert. Ich glaube, der Grund, warum man bei diesem Amt an mich denkt, besteht darin, dass ich mich in viele verschiedene Lebenswelten einfühlen

kann und in der Lage bin, ein großes Maß an Ambivalenz auszuhalten.

Ist die Rede von Respekt, die Bundeskanzler Scholz im Munde führt, das, was das Land braucht?

Dieses dauernde Gerede vom Respekt war schon im Wahlkampf der SPD eine schlechte Idee. Wer die ganze Zeit von Respekt reden muss, hat in Wahrheit verlernt, Respekt zu empfinden. Als politisches Programm offenbart Respekt vor allem ein großes Missverständnis. Die Leute sind nicht blöd, sondern im Schnitt ziemlich sensibel und schlau. Sie wollen nicht erzählt bekommen, dass man sie respektiert. Sie wollen authentische Kommunikation und gute Politik, die das Land voranbringt und sich um Interessenausgleich bemüht. Das muss Politik wieder lernen. ●

„Ich glaube, wir haben uns mit unserem Streben nach Individualismus ein wenig überfordert“

Die digitale F.A.Z. als bildstarke Edition.

Moderne, bildstarke
Aufbereitung mit ergänzenden
Multimedia-Inhalten.

Jetzt entdecken:
faz.net/edition

Schon ab 19 Uhr
am Vorabend verfügbar.



Schriftgrößen individuell
einstellen, Merkzettel
oder Vorlesefunktion nutzen
und mehr.

Sorgfältig kuratierte
Top-Themen als Einstieg in
die tagesaktuelle Ausgabe.



Boxen im Büro

Katrin Albsteiger war schon Bundestagsabgeordnete und Nachwuchshoffnung der CSU. Jetzt ist sie Oberbürgermeisterin von Neu-Ulm. Was kommt als Nächstes?

Von BEN KRISCHKE

Im Büro der Neu-Ulmer Oberbürgermeisterin, Zimmernummer 204, steht ein Boxsack in der Ecke. Oft werde er nicht genutzt, erzählt Katrin Albsteiger, jene CSU-Politikerin, die dieses Büro ihr Eigen nennt. Der Boxsack war ein Geschenk ihrer Mitarbeiter – und taugt gut als Metapher, weil sich Albsteiger in ihrer vergleichsweise jungen politischen Karriere durchboxen musste.

Albsteiger, geboren 1983, ist eine groß gewachsene Frau mit blondem Haar, die viel Sport macht. Eine, die auffällt, wenn sie draußen unterwegs ist. In den eigenen Gefilden oder wenn sie kurz übermacht ins baden-württembergische Ulm. Die beiden Städte Ulm und Neu-Ulm sind nur durch die Donau getrennt. Sieben Fußminuten sind es von Rathaus zu Rathaus. Geboren wurde sie in Ulm, aufgewachsen ist sie in Elchingen. Die Gemeinde ist aus Neu-Ulmer Sicht zwar auf der anderen Seite der Donau, gehört aber trotzdem zu Bayern. „Wir sind alle eins“, sagt Albsteiger.

Albsteiger hat eine interessante politische Vita. Bis Oktober 2013 war sie Vorsitzende der Jungen Union Bayern und galt damals als große Nachwuchshoffnung der CSU. Auch, weil sie gut passte zu Horst Seehofers Anliegen, die Partei jünger, moderner, weiblicher zu machen. Gegen eine interne Frauenquote war sie trotzdem. Bis sie eines Tages bei der bayerischen Jungen Union, wie der *Spiegel* damals schrieb, „putschartig entsorgt“ wurde.

Mehrere Bezirksverbände hatten sich gegen Albsteiger verschworen, darunter auch ihr Heimatverband Schwaben. Der Vorwurf: zu wenig Vorsitzende, zu sehr Karrieristin. Albsteiger sieht das rückblickend anders: Sie sei

zwei Bezirksvorsitzenden zu kräftig auf die Füße getreten und habe eine zu wenig hierarchische Führungskultur gelebt. „Ich habe den Kreisvorsitzenden mehr Macht gegeben und die Bezirksvorsitzenden damit ein Stück weit entmachtet“, sagt sie. Putschmotiv: Einfluss sichern.

Mit dem Putsch war Albsteigers politische Karriere aber ohnehin nicht vorüber. Von 2013 bis 2017 saß die studierte Politikwissenschaftlerin im Bundestag. Eine Wiederwahl gelang nicht. Doch im Mai 2020 wurde sie zur Oberbürgermeisterin von Neu-Ulm gewählt. Albsteiger kann lange darüber sprechen, wie Neu-Ulm, Ulm und Umland zur „Innovationsregion“ werden sollen. Als Lokalpolitikerin wünscht sie sich aber auch mehr Unterstützung, etwa aus Berlin, zum Beispiel bei der Ganztagsbetreuung. „Wer anschafft, muss auch zahlen, aber da machen die sich in Berlin einen schlanken Fuß.“ Die „Performance“ der Ampel nennt sie „nicht gut“.

IHR HERZENSTHEMA aber ist die Bildungspolitik, schon seit ihrer Zeit als Schülersprecherin. Wäre das nicht ein guter Job für sie, also perspektivisch? Bildungsministerin in Bayern? Albsteiger winkt ab. Ihr Fokus liege derzeit auf ihrem Job als Oberbürgermeisterin. „Jetzt würde ich diese Gestaltungsfreiheit, die ich habe, nicht aufgeben wollen.“ Außerdem seien die Kinder noch zu klein, um aus Neu-Ulm wegzugehen. Albsteigers Mann ist Lehrer.

Die Parteienlogik folgt aber einer eigenen Logik. Dem Vernehmen nach wird Albsteiger zugetraut, innerhalb der CSU noch weit oder besser: noch weiter zu kommen. Und an der Parteiführung ist sie ohnehin näher dran, als es

im Gespräch in Zimmer 204 wirken mag. Die 40-Jährige sitzt als stellvertretende Vorsitzende auch im CSU-Parteivorstand. Außerdem steht sie sehr gut für jenen Typus moderner Konservativer, der auch bei jungen Unionswählern gut ankommen dürfte: emanzipierte Frau, lockeres Auftreten, wertkonservative Prägung.

Im Gespräch mit *Cicero* nutzt Albsteiger die schöne Formulierung von der „anständigen Beständigkeit“. Veränderung ja, aber bitte mit Augenmaß, soll das heißen. „Man muss Dinge bewahren, die gut funktionieren, die unsere Gesellschaft sortieren, die eine Ordnung in die Gesellschaft bringen.“ Während sie das sagt, zeigt Albsteiger auf ihren Schreibtisch. Sieht normal aus, findet der Autor. Sieht unordentlich aus, findet Albsteiger: inakzeptabel. Und dann zitiert sie Franz Josef Strauß mit dem Satz „Konservativ ist, an der Spitze des Fortschritts zu marschieren“ – und lächelt ihr freundlichstes Lächeln.

Wer weiß, wofür die CSU steht, der weiß auch, wofür Albsteiger politisch steht. Jedenfalls im Grundsatz. Diese Rechnung macht sie auf, als wir gegen Ende dieses Treffens zur Donau spazieren. Sie nur unterordnen im Sinne der Partei, das wolle sie nicht, sagt sie: „Ich mag Führung, die Freiheiten lässt.“ Und weil dem so ist, dürfte sich Katrin Albsteiger wohl auch künftig die Freiheit nehmen zu sagen, was sie denkt, und zu entscheiden, wo ihre Reise hingehen soll. Ob morgen oder in zehn Jahren: Für das nächste Kapitel ihrer politischen Vita bleibt mehr als genug Zeit.

BEN KRISCHKE ist Redakteur bei *Cicero* und wohnt in München.





Störender Friedensengel

Rolf Mützenich träumt von einer besseren Welt. Doch zu einer besseren Performance der Ampelregierung trägt der SPD-Fraktionsvorsitzende nicht bei.

Von VOLKER RESING

Neulich kam Rolf Mützenich mit dem Fahrstuhl auf der falschen Seite an. Auf der Fraktionsebene des Reichstags, dort wo die Kuppel schon das Gebäude teilt, stand der SPD-Fraktionsvorsitzende vorm Saal der Unionsfraktion. Die Journalisten hatten sich da schon aufgebaut, vorne sprach CDU/CSU-Fraktionschef Friedrich Merz in die Mikrofone. Die Meute versperrte den Durchgang. Der SPD-Spitzenpolitiker bahnte sich kurzerhand den Weg durchs Gewühl zur anderen Seite, zu seinem Saal. Kaum einer hat's bemerkt.

Rolf Mützenich ist eine freundliche, fast sanfte Erscheinung. Er trägt seine Akten selbst unterm Arm und wirkt fast unscheinbar. Potenziell ist er der zweitmächtigste Mann der Republik. Er ist der Chef der Mehrheit im Parlament, Chef der Kanzler-Fraktion. Eigentlich ist er dafür zuständig, den Laden zusammenzuhalten. Kein Kanzler kann in Deutschland gegen die eigene Partei regieren. Angela Merkel wäre ohne Volker Kauder nicht denkbar gewesen. Und Gerhard Schröder wäre ohne Franz Müntefering untergegangen. Olaf Scholz hingegen hat keinen Kauder, keinen Müntefering – er hat Rolf Mützenich.

Der *Spiegel* schrieb schon im ersten Jahr der Ampelzeit, wenn Mützenich seine gesammelten Alpträume aufgeschrieben hätte, wäre ungefähr die aktuelle Politik herausgekommen. Der 65-Jährige hat zeit seines Lebens für Abrüstung gekämpft, für die Verständigung mit Russland. Er war dagegen, das Zwei-Prozent-Ziel der Nato einzuhalten; er wollte die amerikanischen Nuklearwaffen aus Deutschland verbannen und Rüstungsexporte verringern. Nun, nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine:

die Zeitenwende des Kanzlers. Es läuft alles genau anders. Zuletzt segnet das SPD-Parteipräsidium auch noch die neue Stationierung von amerikanischen Raketen ab. Mützenich hat Bedenken. Die Raketen würden die Gefahr einer Eskalation erhöhen. Wie bitte? Wer singt hier das Lied von Sahra Wagenknecht?

Mützenich ist dagegen. Immer ist er dagegen. Er will alles ganz anders. Und macht dennoch mit. Mützenich ist der personifizierte Selbstwiderspruch der deutschen Sozialdemokratie. Nun sagen die einen, dass er einen Beitrag dazu leistet, den Linken in der Fraktion eine Stimme zu geben, sie sozusagen im Sinne des SPD-Kanzlers einzuhegen. Doch es mehren sich Zweifel.

NICHT FÜR ZUSAMMENHALT Sorge Mützenich, sondern er wirke vielmehr disruptiv, heißt es bei gegnerischen Parteifreunden. Man könne nicht auf der falschen Seite stehen und sich ans andere Ufer nur so durchmogeln. Der harmlos wirkende Mützenich sei in Wahrheit das überlaute Störgeräusch in dieser Regierung. Mit Grünen und Liberalen habe Scholz schon genug Ärger, aber Mützenich Sorge dafür, dass noch nicht mal bei der SPD Ruhe herrscht.

Neben seinem Herzensthema, der Friedenspolitik, hat sich Mützenich der Sozialpolitik verschrieben. Er lehnt die Schuldenbremse ab, Kürzungen beim Bürgergeld kommen für ihn nicht infrage und die Vermögenssteuer will er auch wieder einführen. Das klingt durchaus glaubwürdig nach linker Sozialdemokratie. Nur wie soll das als Fraktionsvorsitzender funktionieren? Gegenüber Schülern sagte er einmal auf die Frage, wie viel Einfluss er auf den Kanzler habe,

die Ebenen seien „getrennt“, er wolle schließlich seine „Unabhängigkeit“ bewahren. Ist das noch Politik oder schon Träumerei?

Mützenich stürzt den Kanzler nicht, dazu ist er nicht stark genug, aber er stützt ihn auch nicht, oder nur halbherzig. In Wahrheit foltert Mützenich diese, seine eigene Regierung in die Verzweilung. „Ich bedauere sehr, dass wir den nachfolgenden Generationen keine bessere Welt hinterlassen“, sagt er. Dabei läuft die Legislaturperiode noch. Die Ampel holpert von Streit zu Streit. Statt zu führen, lamentiert er. Und die SPD liegt in Umfragen bei 15 Prozent.

Doch ist es eigentlich die Schuld von Mützenich selbst, dass er dort ist, wo er ist? Das Arbeiterkind aus Köln sitzt treu für seine Partei seit 2002 im Bundestag. Er ist ein ehrlicher und authentischer Makler seiner Ideen, das kann man ihm nicht absprechen. Nach dem Abgang von Andrea Nahles wird er zunächst 2019 kommissarischer Fraktionsvorsitzender. Er drängt sich nicht nach vorne, aber wird dann doch regulär gewählt.

Nach der Bundestagswahl 2021 wiederholt sich das Spiel. Als Übergangskandidat setzt er sein Amt zunächst fort, zur Hälfte der Legislatur würde man wechseln, hieß es. Nun ist er immer noch da. Die Frage ist: warum? Wollte Kanzler Scholz versuchen, seine Kanzlerschaft zu retten, müsste er darauf drängen, Mützenich abzulösen. Warum ist SPD-Parteichef Lars Klingbeil eigentlich nicht auch Fraktionschef? Die SPD bleibt ein Rätsel.

VOLKER RESING leitet das Ressort Berliner Republik bei Cicero.







Von
WOLFGANG MERKEL

Illustrationen
KARSTEN PETRAT

Die Grünen wähten
sich auf dem Weg zur
Volkspartei. Doch mit
einem Politikstil der
Besserwisserei haben
sie in der Breite der
Bevölkerung jeden
Kredit verspielt. Haben
sie noch eine Chance?

Im Tal der Tränen

Es war wie im Rausch. Ein Umfragehoch jagte das andere. Den Grünen wurden im Mai 2021 28 Prozent der Wählerstimmen prognostiziert. 5 Prozentpunkte mehr als CDU/CSU und doppelt so viel wie der einstigen Volkspartei SPD. Wer sollte es da der grünen Partei verdenken, eine Kanzlerkandidatin zu nominieren. Nominieren? Ach was: Inthronisieren trifft die Inszenierung besser.

Doch dann patzte die Kandidatin. Eitelkeit und Karrierestreben haben ihr die Aufhübschung des Lebenslaufs ins Notebook diktiert. Ganz nebenbei wurde auch ein Ghostwriter für ein „gemeinsames“ Buch enttarnt. Das unbekümmerte Abschreiben der beiden touchierte die Grenze zum Plagiat. Die voreilige Idealisierung der grünen Hoffnungsträgerin hatte deshalb schon wenig später Folgen. Bei der Bundestagswahl im September 2021 stürzte die Partei auf 14,8 Prozent ab und landete mit jeweils rund 10 Prozentpunkten hinter SPD (25,7 Prozent) und der Union (24,1 Prozent).

Doch damit nicht genug. Bei der Wahl zum Europäischen Parlament im Juni 2024 verloren die Grünen 8,6 Punkte im Vergleich zu 2019 und mussten sich mit mageren 11,9 Prozent der Stimmen zufriedengeben. Die Jungwähler, bis dato ein Ausweis für die Zukunftsorientierung der Grünen, waren ihnen in Scharen davongelaufen. Seitdem verharret die Partei ein Jahr vor der Bundestagswahl bei etwa 11 Prozent der Wählerstimmen. Wie konnte dies geschehen? Drei Fragen drängen sich auf: Welche waren die Gründe, die die Grünen im Frühsommer 2021 in die Zone von Volksparteien führten? Warum der folgende Absturz? Und haben die Grünen eine Chance, aus dem gegenwärtigen „Tal der Tränen“ wieder herauszukommen?

DER AUFSTIEG. Die Grünen erlebten seit ihrer Gründung 1980 einschneidende Änderungen ihrer Wählerschaft. Der Parteienforscher Markus Klein beschrieb diese Entwicklung treffend als einen Weg, der die grüne Wählerschaft von „frustrierten akademischen Plebejern zum gesellschaftlichen Patriziat“ führte. Dies verweist auf eine Partei, deren Wähler die Höchstgebildeten sind, in den urbanen Zentren leben, sinn- und meinungsstiftende Berufe haben und in wichtigen gesellschaftlichen Diskursen den Ton angeben. Der selbstgerechte Habitus, den Wählern und der Gesellschaft stets die Welt und deren Zeitläufte erklären zu müssen, hat seinen soziologischen Ursprung in dieser starken Verankerung in kulturellen Dienstklassen und Expertenkreisen. Zumindest wenn es um Klima, Migration, Menschenrechte und Identitätsfragen geht.

Auf diesen vier Politikfeldern wird den Grünen von linksliberalen Wählergruppen früh und zu Recht Kompetenz und Glaubwürdigkeit zugeschrieben. Insbesondere in ihren Aufstiegsphasen gab es dafür meist auch eine wohlwollende Begleitung von den liberalen Leitmedien wie *Die Zeit*, *Der Spiegel* und *Süddeutsche Zeitung*. Vor allem dort wurde die Hypothese geboren, die Grünen würden nun zu einer neuen Volkspartei aufsteigen. Souverän vernachlässigten die



Hypothetiker in Partei und Medien die sozialstrukturellen Fakten: starke Überrepräsentanz der akademischen Mittelschichten, Dominanz unter den kosmopolitisch gesinnten urbanen Einwohnern einerseits, große Unterrepräsentanz in den unteren sozialen Klassen, den Landbewohnern, den Arbeitern und den traditionellen Milieus in kleineren Städten andererseits. Soziologisch gesehen waren die Grünen weder programmatisch noch mit ihrer Wählerstruktur auf dem Weg zur Volkspartei.

In ihrem Höhenflug zu Beginn des Jahres 2021 gelang es den Grünen zwar, laut den Sinus-Milieu-Studien das postmaterielle Milieu (12 Prozent der Bevölkerung), die kosmopolitisch vernetzten Weltbürger der sogenannten „Expeditiven“ (ca. 10 Prozent) und die „Performer“ (10 Prozent) einer postmodernen Leistungselite elektoral auszuschöpfen. Zu den Milieus der Unter- und unteren Mittelschichten wie dem „prekären Milieu“, dem „traditionellen Milieu“, dem „nostalgisch bürgerlichen Milieu“, dem „adaptiv pragmatischen Milieu“ und den hedonistischen Konsumbefürwortern finden die Grünen mit ihrer Programmatik der großen Fragen, ihrem Lebensstil, ihrer Sprache und ihrem Habitus keinen Zugang. Kaum vertreten sind sie in den gehoben-konservativen Milieus. Von einer Volkspartei keine soziologische Spur, weder gestern noch heute noch morgen. Im Mai 2021 sind die Grünen mit 28 Prozent Wählerzuspruch in den Umfragen an eine harte gläserne Decke gestoßen. Höher ging's nicht. Der Abstieg begann.

DER ABSTIEG. Warum endete der Höhenflug? Was sind die Ursachen? Konnten die Grünen nicht gerade in der Regierung zeigen, dass sie nicht nur moralisieren und deklamieren, sondern auch regieren können? Das Gegenteil war der Fall. Dies lässt sich an den vier Ps parteilicher Regierungspolitik zeigen: Programmatik, Politikstil, Personal, Problemlösen.

Die Grünen entwickelten über weite Strecken durchaus ein zeit- und problemangemessenes politisches Programm. Sie stellten nicht nur für die modernen Mittelschichten früh die richtigen Fragen:

Bei den Grünen verschwindet das Bewusstsein von Fehlbarkeit hinter ihrem moralischen Paternalismus

Wie bekämpfen wir den Klimawandel? Wie können wir die Herausforderung großer Migrationsbewegungen bestehen, ohne die humanitären Grundlagen einer offenen und demokratischen Gesellschaft zu desavouieren? Wie können wir in einer zunehmend diversen Gesellschaft individuelle Selbstbestimmung und ein gedeihliches Miteinander organisieren? Und schließlich: Wie demokratisieren wir die Demokratie durch innovative Bürgerräte, Foren und zivilgesellschaftliche Räume?

Natürlich gab und gibt es auch programmatische Schwächen. Die innere Sicherheit, Bildungs-, Wirtschafts-, Industrie- und Sozialpolitik und ihre wechselseitige Vereinbarkeit zählten nie zu den programmatischen Stärken der Grünen. Das Gleiche muss wohl vor und nach dem Regierungseintritt 2021 auch für die Außenpolitik gelten.

DOCH PROGRAMME sind noch keine Politik. Dafür bedarf es ihrer Umsetzung. Und diese muss mindestens zwei Bedingungen erfüllen: Sie benötigt kooperative Bündnispartner für parlamentarische Mehrheiten und muss die Akzeptanz und Folgebereitschaft der Bürger gewinnen. Damit wären wir beim Politikstil: in den Augen vieler Bürger eine ausgesprochene Schwäche der Grünen, wenn nicht gar eine dauerhafte Provokation. Trotz ihrer basisdemokratischen Vergangenheit und obwohl sie sich gerne als reformfreudige Avantgarde demokratischer Innovationen präsentieren, verfolgten sie sowohl in Opposition wie in Regierung nicht selten einen Top-down-Politikstil.

So war es in der Corona-Krise in vorderster Linie die grüne Opposition, die im Parlament bereit war, Grundrechte einzuschränken und parlamentarische Prärogativen gegenüber der im Notstandsmodus regierenden Exekutive aufzugeben. „Moralischen Autoritarismus“ nennt das Sahra Wagenknecht. Treffender wäre moralistischer Paternalismus. Ausgerüstet mit der vermeintlich höheren Moral (Menschen retten), im Rücken die vermeintlich unfehlbare Wissenschaft (follow the science), fühlten die Grünen sich selbst als Oppositionspartei legitimiert, von oben der Regierungspolitik zu sekundieren, auch gegen rechtsstaatliche Normen, demokratische Verfahren und oppositionelle Pflichten. Moral und Wissenschaft waren den Grünen nicht verhandelbar. Da gab es keinen Raum für Kompromisse. Das ist der Kern des elitären grünen Paternalismus.

In der Opposition wurde dies während der Corona-Krise sichtbar. Keine Partei zeigte so wenig Empathie für die Sorgen und Befürchtungen der Andersdenkenden. Keine Partei kämpfte so lange und verbissen für die Impfpflicht wie die Grünen. Keine Partei schmähte so vehement die Gegner der offiziellen Corona-Politik. Sie waren schlicht „Covidioten“, „Corona-Leugner“ und „Rechte“. Wissenschaft stach Empathie. Dass Wissenschaft nur im Plural und im Bewusstsein ihrer Fehlbarkeit zu haben ist, verschwand gerade bei den Grünen hinter dem Schleier ihres paternalistischen Moralismus.

In der Regierung äußerte sich der Top-down-Stil der Grünen unter anderem im Gebäudeenergiegesetz (GEG). Unter der Federführung des früheren Direktors der Lobbyorganisation „Agora Energiewende“ Patrick Graichen wurde ein Plan zur energetischen Umrüstung öffentlicher Gebäude und privater Haushalte entwickelt. In ausgesprochen kurzer Frist sollte die fossile auf postfossile Wärmeerzeugung umgestellt werden.

Die wirtschaftlichen und sozialen Folgekosten vieler Eigenheimbesitzer oder Mieter waren nach der Sichtweise des Ministeriumsentswurfs vernachlässigbar, liefere doch die Wissenschaft mit dystopischen Klimaszenarien die angeblich objektive Legitimation für rasches und kompromissloses Handeln. Wo gehobelt wird, da fallen halt Späne. Graichen und seine Mitarbeiter verkörperten sichtbar die technokratisch-grüne Arroganz der Macht und des Besserwissens. Beide mündeten in eine Entkopplung grüner Technokraten von gesellschaftlichen Interessen, Stimmungen und Sorgen. Der Amigo-Filz um Habecks Staatssekretär trug ein Übriges zur Entfremdung bei.

Verleitet wurden die Grünen zu dieser Gesellschaftsentfremdung auch durch eine Fehlinterpretation der Schriften Antonio Gramscis. Der von Grünen gern zitierte italienische Reformmarxist der 1920er und 1930er Jahre des 20. Jahrhunderts propagierte eine Zwei-Stufen-Strategie der Machtübernahme. Zunächst müsse es gelingen, innerhalb der Zivilgesellschaft die kulturelle Hegemonie herzustellen. Diese zeige sich in der moralischen und intellektuellen Dominanz gesellschaftlicher Diskurse. Erst danach beginne der eigentliche Aufstieg zur politischen Macht.

Tatsächlich rückten die grünen Kernthemen wie Klimakrise, Umwelt, Nachhaltigkeit, Geschlechtergerechtigkeit und identitäre Selbstbestimmung ins Zentrum unserer öffentlichen Debatten. Das war das zweifellose Verdienst der Grünen. Folgerichtig stiegen sie mit „ihren“ Themen zu deren Chefinterpreten auf. Sie glaubten an die performative Kraft von Begriffen für die politische Realität. So verschwand

die Differenz zwischen öffentlicher und veröffentlichter Meinung in der grünen Wahrnehmung. Das laute urbane und mediale Echo ließ die Grünen ihre eigene diskursive Dominanz überschätzen. Denn jenseits der gebildeten Stände großer oder universitärer Städte fanden die grünen Thesen nur begrenzt Gehör und Verständnis.

Der spezifisch grüne Politikstil des Besserwissens verspielte ihre beginnende diskursive Dominanz. Erhobene Zeigefinger, ostentativer Moralismus und selbstgewisse Belehrungen kehrten diese ins Gegenteil. Die dezidierte, bisweilen geradezu hasserfüllte Ablehnung in Bevölkerung und sozialen Medien nahm zu. Heute sind die Grünen nach der AfD die Partei, die von den Bürgern am heftigsten abgelehnt wird. 40 Prozent der Bevölkerung erklären, dass sie die Grünen „unter keinen Umständen“ wählen würden. „Negative Parteienidentifikation“ wird dies in der Parteienforschung genannt. Die SPD etwa lehnen nur 16 Prozent der Wähler so absolut ab. Es ist nicht zuletzt der Kommunikationsstil der Grünen, der so viele Bürger und potenzielle Wähler der bürgerlichen Mitte abschreckt.

In der politischen Kommunikation der Grünen dominieren noch immer Selbstgewissheit und Kompromissabneigung. Dies ist in ihrer konkreten Regierungspolitik längst nicht mehr der Fall. Im Gegenteil: Die Grünen haben nicht nur in der Sicherheitspolitik, der Aufrüstung und bei Waffenlieferungen tief in ihre eigene DNA eingegriffen. Anton Hofreiter lässt sich hier auch von den konservativen Falken in der Union nicht mehr übertreffen. Von der Friedens- zur vorbehaltlosen Aufrüstungspolitik zu wechseln, lässt sich selbst durch Putins Angriffskrieg für eine Partei wie die Grünen mittelfristig kaum begründen.

ROBERT HABECK wiederum zeigt bei der weiteren Verwendung von Braunkohle für die Energieerzeugung oder dem Einkauf von Frackinggas kompromissbereiten Pragmatismus, der gerade an der Basis der Partei die Schmerzgrenze touchierte. Cem Özdemir zeigte

BERLIN ART 11 — 15 SEP 2024 WEEK

GEFÖRDERT VON / FUNDED BY



GESPONSORERT VON / SPONSORED BY



EINE VERANSTALTUNG VON / AN EVENT BY





Zuhörbereitschaft auch gegenüber militanten Landwirten. In der Regierungsarbeit machte sich Pragmatismus breit. Es öffnete sich zunehmend eine Divergenz zwischen dem prinzipiengesteuerten Kommunikationsstil des Besserwissens und der pragmatischen Regierungspraxis.

Allerdings gibt es auch prominente Abweichungen. Die Außenministerin hat das diplomatische Handwerk des Schweigenkönnens, des interessengeleiteten Verhandels und der pragmatischen Kompromissbereitschaft auch nachholend nicht erlernt. An deren Stelle trat von Anfang an die Deklamation „unserer Werte“, bisweilen garniert mit Beleidigungen gegenüber den Regierungschefs mächtiger autokratischer Staaten. Auch der chinesische Staats- und Parteichef Xi Jinping wurde da nicht verschont. Außenpolitische Erfolge blieben dennoch oder gerade deshalb aus. Nicht ein einziger kommt einem in den Sinn. Zudem kollidiert das plakative Vortragen „unserer Werte“ mit der postkolonialistischen Kritik an eben diesen „kolonialistischen westlichen Werten“, die gerade bei den Grünen weitverbreitet ist. Kognitive Dissonanz nennen dies die Psychologen.

DAS TAL DER TRÄNEN. Die sichtbarste Figur der Grünen im Regierungskabinett ist zweifellos der Vizekanzler und Minister für Wirtschaft und Klimaschutz Robert Habeck. Seine Fähigkeit, auch jenseits der grünen Klientelgrenzen zu kommunizieren, lässt ihn aus der grünen Ministerinnenriege, ja aus der gesamten Ampelkoalition herausragen. Reputationsprobleme bekommt aber auch er zusehends. Dies hängt unter anderem mit dem von Habeck selbst gewünschten Zugschnitt seines Ministeriums zusammen.

Die grüne Hoffnung, Klimapolitik könne zum gleichzeitigen Treiber von Klimaschutz und Wirtschaftswachstum führen, hat sich – bisher zumindest – als Illusion erwiesen. Klimaschutz kostet. Und: Die Kosten fallen vor allem kurzfristig an, während die wirtschaftlichen und politischen Gewinne bestenfalls längerfristig sichtbar werden. Meist erst nach einem Tal der Tränen. Um die kurzfristigen elektoralen Kosten für die

Grünen zu mindern, muss Habeck ökonomische Wachstumsziele und Klimaschutz ausbalancieren. Dies geht nicht immer. Es wird seine Partei Wählerstimmen kosten.

Der bürgerlichen Mitte geht gerade in Wachstumskrisen der Klimaschutz zu weit, der Kernklientel der Grünen nicht weit genug. Die grüne Basis träumt noch immer von der „Großen Transformation“, während diese gerade von den unteren Schichten als Schrecken und Zumutung begriffen wird. Dies gilt besonders in Ostdeutschland. Die Grünen, eine vor allem westdeutsche Partei, haben diesen Zusammenhang noch kaum begriffen. Das zeitliche Auseinanderfallen von politischen Investitionen und elektoralen Renditen bestraft vor allem jene Parteien, die sich an langfristigen Transformationen orientieren.

Kommen die Grünen aus dem Tal der Tränen heraus? Und wenn ja, wie

und wie schnell und zu welchen Kosten? Die Parteispitze hat auf das Desaster der Wahl zum Europäischen Parlament reagiert. Sieben Lehren sollen gezogen werden: den Menschen besser zuhören, mehr Bürgerbeteiligung, Kernthemen betonen, Wähler außerhalb der eigenen Milieus ansprechen, mehr Optimismus wagen, die soziale Frage nicht vergessen, mehr Demut üben. Aus diesem wenig originellen Sammelsurium von politischen Gemeinplätzen spricht vor allem zweierlei: Die Parteiführung um Ricarda Lang und Omid Nouripour ist intellektuell und strategisch hoffnungslos überfordert. Sie erkennt nicht die Dilemmata und Unvereinbarkeiten ihrer einzelnen Programmpunkte für unterschiedliche Interessen und Milieus. Aber gerade diese müssen erkannt und entschärft werden, wollen die Grünen aus dem Tal der Tränen herauskommen.

Die Grünen waren nie auf dem Weg zur Volkspartei. Aber sie sind mehr als



eine ökologische Nischenpartei. Für eine Brückenpartei zwischen unterschiedlichen Interessen und Milieus besitzen sie jedoch nicht die notwendige Kompromissbereitschaft. Die eigene beherrschende Dogmatik steht ihnen im Wege. In den klassischen linken Verteilungsfragen haben sie zu wenig Profil. Da sind Die Linke, das Bündnis Sahra Wagenknecht oder gar die SPD die glaubhafteren Adressen.

In kulturellen Fragen sind Bündnis 90/Die Grünen zweifellos die Avantgarde im bundesdeutschen Parteiensystem. Allerdings vertreten sie hier ihre Positionen zu kompromisslos, zu beherrschend. Das verprellt gerade die liberalen Bürger der Mitte. Ihr Diskurs- und Politikstil hindert die Grünen, eine linksliberale Partei zu werden. Liberale Offenheit gegenüber anderen Positionen zählt bisher nicht zu den grünen Stärken.

Ihr politischer Raum ist eng geworden. Das Gleiche gilt für die Koalitionsoptionen. In der Ampel konnten sie nicht reüssieren. Eine Koalition mit der CDU/CSU würde noch zehrender. Die krisenhafte Wirtschaftsentwicklung und die wachsende Unsicherheit in Wirtschaft und Gesellschaft ziehen die Menschen gegenwärtig zurück zu den materiellen Fragen. Der Postmaterialismus verwindet in die zweite Reihe.

Selbst die reale Bedrohung der Erderwärmung wird hinter den Alltagsproblemen der Inflation, Arbeitsplatzsicherheit, erschwinglichen Mieten oder eines drohenden Statusverlusts verdrängt. Dies lässt die Grünen nicht wieder zu einer Nischen- und Milieupartei werden. Aber wenn es ihnen nicht gelingt, die ökologische mit der sozialen Frage zu verknüpfen, die liberal-kosmopolitische Offenheit nach außen auch nach innen zu lernen, werden sie auf längere Sicht da bleiben, wo sie heute stehen: mitten im Tal der Tränen. Ein erneuter Aufstieg ist nicht in Sicht.



WOLFGANG MERKEL war Direktor am Wissenschaftszentrum Berlin und Professor an der Humboldt-Universität.

SOPHIE VON MALTZAHN
SCHREIBT ...



Land- auf- land- ab

Diesmal: Heimat ohne Schutz

Für mich als Kind von Binnenflüchtlingen in zweiter Generation zählte der Begriff „Heimat“ immer zu den schönen Worten mit großer Wirkung. Da schwang kein linksliberaler Zynismus oder postmoderner Spott mit.

Eine Frage mit „Heimat“ ließ die Großeltern innehalten, aufseufzen und Geschichten von früher erzählen, denn sie vermissten die verlassenen Orte ihrer Kindheit und Jugend wie eine Wurzel ihren Stamm.

Nach dem Fall der deutschen Grenze nutzten meine Eltern die historische Chance, wie sie die Wende immer nennen, um in das Land ihrer Vorfahren zurückzukehren. Und halfen mit, das Wunder des Wiederaufbaus zu vollbringen. Als Remigrantin in der neuen-alten Heimat, diesem stecknadelkopfgroßen Punkt auf der Landkarte von Ostdeutschland, kann ich nicht leugnen, dass sich auch bei mir das Heimatgefühl in eine mythische Erfahrung steigern kann.

Als würden an diesem Ort, wo die Schöpfungskette einen ins Leben brachte oder gebracht hätte, ganz besondere

Lebenskräfte in einem sprießen. Als könne die Selbstmodellierung im Überlebenskampf hier mal Pause machen. Lass dich wachsen! Dann tust du wie von allein das Richtige.

In der Sache hat Heimat für mich also einen starken positiven Klang.

Deshalb irritiert es mich nicht nur, wenn Heimat durch eine Erweiterung wie „Heimatschutz“ zu einer hässlichen Fratze umgeformt wird.

Gekapert von ultranationalistischen Reden und Reels, um die Leute aufzupeitschen: „Die Heimat braucht deinen Schutz! Die Eindringlinge sind mitten unter uns! Tag X ist gekommen! Alle Waffen bleiben im Anschlag! Bitte an die Einsatzpläne in den Chatgruppen halten. Jetzt schlagen wir zurück!“

Es geht mir physisch, mit angespannter, fast krampfender Wirbelsäule gegen den Strich. Denn das Ergebnis solcher Agitationen lässt sich rasch überschlagen. Die Gewalt flammt weiter auf und verbreitet sich mit beschleunigter Geschwindigkeit, auch auf eigenem Boden.

Erst findet „ihr“ das vielleicht geil, jetzt holt „ihr“ euch die Macht. Endlich wird gekämpft!

Aber dann bist du derjenige, der den Kopf hinhält, Soldat. Dann träumst du nur noch von den Mantel-, Silber- und Lachmöwen, die in der Heimat am Seeufer brüten. Dann sitzt du aber im Graben fest, während die Feuerwalze über dich hinwegfegt. Im noch schlechteren Fall fetzt sie dich in Stücke. Leben. Liebe. Heimat. Alles futsch. Und doch nur ein Wimpernschlag der Geschichte.

SOPHIE VON MALTZAHN ist Schriftstellerin und lebt in Mecklenburg. In *Cicero* blickt sie monatlich vom Land aus auf die Welt.



Welche Kultur?



Die links-grüne Erweckungsbewegung versperrt nicht nur Migranten den Weg in die bürgerliche Gesellschaft. Sie kuschelt mit religiösem Autoritarismus und lässt die Zugewanderten allein.

Von
FRANK A. MEYER

Womöglich ist der *Spiegel* wirklich mal ein Spiegel. In der Ausgabe vom 17. August spiegelt er aufs Eindrücklichste Deutschlands Selbstquälerei mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Titelseite droht in Schwarz-Rot-Gelb: „Wie Faschismus beginnt“. Illustriert ist sie mit drei Köpfen: vorn der AfD-Scharfmacher Björn Höcke, in der Mitte Frankreichs Rechtsaußen-Gouvernante Marine Le Pen, hinter ihr der Menschheitsgefährder Donald Trump.

Das Zeitgeist-Blatt aus Hamburg zeigt die schrecklichen Drei in absteigender Reihenfolge – den Wicht aus Thüringen seitengroß, den New Yorker Bösewicht kleiner als die Böswillige aus Neuilly-sur-Seine. Auch böse Wichte können durchaus Führer werden, wie die Geschichte des 20. Jahrhunderts doch belegt.

Ist es schon wieder so weit: mit Deutschland – und damit natürlich mit der ganzen Welt?

Könnte es sein, dass das Hamburger Nachrichtenmagazin das rechte Risiko in globalen Dimensionen heraufbeschwört, weil die deutsche Gesellschaft ihre nationale Gefährdung nicht einzuschätzen vermag?

Das Taschenmesser ist das Symbol der aktuellen Debatte: Ab welcher Klingenslänge ist es zu verbieten? Wie kurz muss es sein, um noch als erlaubt zu gelten? An welchen Tagen darf es getragen werden? Zu welcher Stunde? Darüber wird eifernd gerechtet.

Es geht gewissermaßen ums Ganze, denn was ein rechter Mann ist, der trägt sein Messer seit je

in der Hosentasche. Neuerdings jedoch werden die Klappen aufgeklappt – wird zugestochen. Das Messer dient dem Raub, der Vergewaltigung, der Mordlust – auf der Straße, im Park, auf dem Schulhof, am helllichten Tag und in der Dunkelheit, wann immer sich Gelegenheit bietet, enthemmt einer gewalttätigen Kultur zu frönen.

Kultur? Das Wort provoziert die Frage: welche Kultur? Wurde die Jugend Knall auf Fall vom Rausch der Gewalt erfasst? Haben sich zahllose Schuljungen von einem Jahr aufs andere in lustvolle Vergewaltiger verwandelt? Sind Mord und Totschlag plötzlich pubertärer Prüfungsstoff?

Vielleicht muss man den Problembereich ausweiten, um das Unsägliche zu verstehen. Zum Beispiel an Grundschulen, deren Absolventen sich wenigstens beibringen, mit dem Messer zu hantieren, wenn sie schon weder lesen noch schreiben noch rechnen lernen – es sei denn, sie würden von zu Hause Bildungs- und Benimmkultur mit in den Unterricht bringen.

Da ist es schon wieder, das Wort: Kultur. Wohin damit? Zu einem weiteren Wort. Beispielsweise Leistungskultur in Zusammenhang mit dem provokativen Begriff „Bürgergeld“, leistungslos bezogener Steuerbatzen aus dem Portemonnaie fleißiger Arbeitnehmer: Fast jeder zweite Empfänger besitzt nicht die deutsche Staatsbürgerschaft.

Eine heikle Feststellung in diesem Land, dessen bedeutendstes Wochenheft mit dem Weltfaschismus droht, derweil die Kultur der Voraufklärung in Deutschlands Städten ihren Kanon von autoritärer

Erziehung, Frauenverachtung und Homo-Hass heimisch macht – zum Entsetzen der Einheimischen, die politisch zunehmend bei den Höckes Zuflucht suchen.

Ja, im Umkehrschluss macht das *Spiegel-Mene-tekkel* durchaus Sinn: Religiöser Autoritarismus fördert Führer-Faschismus – vorläufig noch in Form des rechtsextremen Populismus: alarmierend zwar, aber wenigstens eingedämmt durch die funktionierende Demokratie des deutschen Grundgesetzes.

Das Unding, das niemand beim Namen nennen will, heißt:

Islam.

Um den eingewanderten Glauben wird ein ideologischer Eiertanz aufgeführt, als hätten die Imame schon die Macht, als seien die Moscheen schon Stätten der herrschenden Gesellschaftslehre. Gemäß Grundgesetz sind sie das nicht.

Doch seit einiger Zeit hat Religion es in sich. Im Land grassiert gerade ein neues Glaubensbekenntnis, das seinerseits lebensgestaltende Autorität beansprucht – und das man ohne falsche politisch-moralische Zurechtweisung benennen darf: die links-grüne Erweckungsbewegung.

Im durchsubventionierten Heerlager der Genossen und Grünen sorgen die Guten und Gerechten für das Beschweigen des größten Problems, das Merkel den Deutschen 2015 mit ihrem Migrantstrom beschert hat: Millionen Menschen aus der Zeit der Vorklärung strömen in die Moderne, wo die Prinzipien der Spätaufklärung gelten, deren Grundwerte Freiheit und Gleichheit den islamischen Lebensnormen von Unterwerfung und Ungleichheit diametral entgegenstehen – und zwar ganz konkret im Alltag der Menschen.

Zwei Zeitalter prallen aufeinander.

Mit Ersatzbegriffen wird um diesen heißen Brei herumgeredet. Das geläufigste Wort aus dem politisch korrekten Schönsprech lautet Islamismus – die Formel für böses islamisches Tun, wenn es sich denn gar nicht mehr beschweigen lässt.

Islamismus als Freispruch des Islam.

Dabei wäre es allerhöchste Zeit, den ankommenden Nichtangekommenen einen Weg aus ihrer archaischen Religion in die bürgerliche Gesellschaft zu weisen – deren Rechte und Pflichten laut Grundgesetz für jedermann gelten, sobald er deutschen Boden betritt. Für den Islam indes gilt offensichtlich eine Ausnahmeregelung – garantiert durch die links-grüne Schutzmacht mit ihren zahllosen Zellen, von den Universitäten über die NGOs bis zu den Kirchen.

Das links-grüne Glaubensbekenntnis fühlt sich komplizenhaft wohl beim Kuschneln mit dem Glaubensbekenntnis des Propheten.

Wer als Muslim auf westliche Bürgerlichkeit besteht, sieht sich bald allein auf weiter Flur

Die fatale Kameraderie über fundamentale geschichtliche Gegensätze hinweg hat ihren tragischen, ja zynischen Preis: Die Befreiung der verspäteten Gläubigen von ihrer kulturell überkommenen Herrschaftsideologie findet nicht statt.

Wer als Muslim dennoch auf westlicher Bürgerlichkeit besteht, sieht sich bald allein auf weiter Flur. Und wer für Befreiung vom verstockten Glauben wirbt, sieht sich sogar gefährdet, wie Necla Kelek, Seyran Ates, Ahmad Mansour oder Hamed Abdel-Samad: allesamt Bürger dieser bürgerlich offenen Gesellschaft – in deren Öffentlichkeit sie durch Bodyguards beschützt werden müssen.

Wo sind die emanzipatorisch tätigen Kräfte? Wo die fordernden Demokraten, die den historisch so fatal verspäteten Gläubigen die Richtung weisen in die neue, als Fluchtort gewählte Gesellschaft – in deren bedingungslos gültigen Gesetze?

Über Generationen galt die Linke, von liberal bis grün, als zuständig für Aufklärung – so jedenfalls die irrige Annahme der Gutgläubigen. Doch die bürgerlich gestimmten Bürger müssen umdenken: Die Linke mit ihrem grünen Beigemisch fühlt sich kaum noch den Werten der Aufklärung verpflichtet, sie sieht sich vielmehr zur Führung berufen – am liebsten über kulturell Ausgelieferte, zum Beispiel demokratisch ahnungslose Migranten.

FRANK A. MEYER
ist Schweizer Journalist
und lebt in Berlin.



FEEL GOOD HOUSE MUSIC

NEU ÜBER DAB+



beats radio

DAB+ | Streaming | App | beatsradio.de | Eine Audiobrand von Klassik Radio

Die Polit- Akrobatin

Klein von Gestalt,
durchdringende Stimme:
Meloni feiert sich am
Wahlabend des
25. September 2022





Von
LUDWIG
RING-EIFEL

Begegnung zwischen Papst
Franziskus und Giorgia
Meloni im Vatikan vor einem
Gottesdienst, Mai 2024

Mit Freiheitsrhetorik hat Italiens Regierungschefin eine Partei der nationalen Rechten zu einem eigenen Pol innerhalb des demokratischen Systems gemacht. Das Einzige, was Giorgia Melonis Macht derzeit gefährden kann, sind ihre Pläne für eine Verfassungsreform.



Als ich Giorgia Meloni zum ersten Mal sah, wusste ich nicht, wen ich vor mir hatte. Es war bei einem Wahlkampfauftreten des italienischen Mitte-rechts-Parteien-Bündnisses in Rom, ich glaube im Jahr 2018. Ich war damals nicht Korrespondent in Rom. Zufällig ging ich an diesem Tag an dem großen Platz neben der Lateranbasilika vorbei, wo oft politische Veranstaltungen stattfinden. Dort hatten sich zahlreiche Anhänger der rechten Opposition versammelt, auf einer Bühne traten drei Redner auf.

Der eine, schon damals nur noch ein mühsam gelifteter Schatten seiner selbst, war der ehemalige Anführer des rechtsliberalen Lagers, Silvio Berlusconi. Sein Gesicht wirkte maskenhaft, der Anzug saß wie ein Stützgerüst. Seine Bewegungen waren langsam, die Rhetorik abgedroschen. Nach ihm sprach – deutlich größer, jünger, viriler und mit weit offenem Hemd – der damalige Superstar der populistischen Rechten, Matteo Salvini. Er hatte es geschafft, aus der Regionalpartei Lega Nord eine nationale Partei zu formen. Ihr Markenzeichen waren der Widerstand gegen die illegale Einwanderung nach Italien sowie eine harte Kante gegen Drogenhändler und andere Kriminelle. In den Umfragen marschierte die Lega mit ihren Law-and-Order-Parolen in Richtung 20 Prozent der Stimmen und war dabei, Berlusconis Forza Italia zu überholen. Salvini sprach siegesbewusst und in Ausrufe-sätzen, die oft mit den Worten „Nein zu ...!“ begannen. Der Applaus war deutlich stärker als bei Berlusconi.

Und dann stürmte eine Frau ans Mikrofon, die ich damals auf Mitte bis Ende dreißig schätzte. Sie trug, wenn ich mich recht erinnere, Jeans und T-Shirt. Ich kannte weder ihren Namen noch den ihrer Partei. Als sie zu reden begann, änderte sich sofort die Stimmung auf dem Platz. Sie wirkte selbst neben Berlusconi klein von Gestalt, doch ihre Stimme war tief und durchdringend, und wenn sie sich ereiferte, überschlug sie sich ins Heisere und riss die Leute mit. Und sie sprach im römischen Tonfall, beinahe im Dialekt der Hauptstadt, den die beiden „Nordlichter“ neben ihr nicht beherrschten. Das wichtigste Wort, das sie benutzte, war „l’orgoglio“ – der Stolz. Es ging um den Stolz, Italiener zu sein, den Stolz auf die eigenen Traditionen und Werte und um die Kampfansage an jene Mächte, die versuchen, im Zeitalter der „Globalisierung“ alles gleichzumachen und den Nationen ihren Stolz zu nehmen. Wäre es nach dem „Applausometer“ auf der Piazza San Giovanni gegangen, hätte die Römerin im T-Shirt bei der Wahl

Das wichtigste Wort, das sie benutzte, war „l’orgoglio“ – der Stolz. Es ging um den Stolz, Italiener zu sein, um den Stolz auf die eigenen Traditionen

eigentlich vorne liegen müssen. Immerhin kam Giorgia Meloni mit ihrer Partei Fratelli d’Italia damals landesweit dann auf 4,4 Prozent der Stimmen, Salvini holte 17 Prozent.

Unabhängig von den Inhalten beeindruckten mich Melonis Rhetorik und Präsenz. Freunde erzählten mir später, dass sie etwa zwei Jahre zuvor als Kandidatin für das römische Bürgermeisteramt angetreten war und immerhin 20 Prozent der Stimmen in der Hauptstadt bekommen hatte. Sie sei damals hochschwanger gewesen, und ihre Auftritte „mit Babybauch“ hätten wohl auf manche Leute Eindruck gemacht.

SZENENWECHSEL. Es ist der 26. Juni 2024, ein Sitzungstag der italienischen Abgeordnetenkammer. Giorgia Meloni führt seit fast zwei Jahren als Premierminister (sie gendert ihre Amtsbezeichnung nicht) unangefochten die italienische Mitte-rechts-Regierung. Wenige Tage zuvor ist bei einem Arbeitsunfall in einem Agrarbetrieb südlich von Rom ein indischer Schwarzarbeiter verblutet. Eine Maschine hat ihm den Arm abgerissen, der italienische Besitzer des Betriebs hat den Verunfallten zu seiner Behausung gefahren und dort wie ein krankes Stück Vieh abgeladen. Erst als es zu spät war, wurde die Ambulanz gerufen.

Der Vorfall hat im ganzen Land Empörung ausgelöst und ein Schlaglicht auf die dunkle Seite des italienischen Wirtschaftserfolgs geworfen, zu dem Zehntausende illegal eingewanderte Handlanger mit Stundenlöhnen von vier Euro und ohne Versicherungsschutz einiges beitragen. Heiser und hörbar bewegt ergreift Meloni das Wort und bringt ihre Empörung über das unmenschliche Verhalten des Arbeitgebers und diese schlimme Seite

Italiens zum Ausdruck. Die Abgeordneten erheben sich, und alle, von ganz links bis ganz rechts, applaudieren – eine typisch italienische Geste des Respekts für einen Toten. Nur die neben Meloni sitzenden Chefs ihrer beiden Koalitionsparteien, Matteo Salvini und Berlusconi's Nachfolger Antonio Tajani, bleiben sitzen. „Los Jungs, steht auch auf!“, raunzt sie die beiden im römischen Dialekt

„Visa zur Einreise freigegeben“, beeilt er sich zu sagen, was Meloni mit einem laut hörbaren „Gut gemacht!“ quittiert.

Es sind Szenen wie diese, die klarmachen, wie es in der italienischen Koalitionsregierung unter Giorgia Meloni zugeht. Der Premierminister hat nach der italienischen Verfassung keine sehr starke Stellung, anders als der deutsche Bundeskanzler bestimmt er nicht die Richtlinien der Politik und kann kein Machtwort sprechen. Ein italienischer Regierungschef muss sich seine Machtstellung erarbeiten und seine Koalitionspartner politisch in Schach halten, sonst hat er verloren. Meloni hat das große Glück, dass keiner ihrer beiden Partner andere Häfen zum Andocken findet. Weder gibt es eine nennenswerte Partei in der politischen Mitte, mit der sich Tajani einlassen könnte, noch hat Salvini auf der Rechten potenzielle Partner. Und um Melonis Glück zu vervollständigen, ist auch die linke Opposition seit langem in drei Lager zersplittert. Und so regiert sie weitgehend unbehelligt und kann sogar damit rechnen, eine gesamte Legislaturperiode durchzustehen. Das ist im Nachkriegsitalien erst drei Regierungschefs gelungen – zuletzt Berlusconi von 2001 bis 2006. Ja, sie könnte sogar, wenn sie keine schwerwiegenden Fehler macht, als erster Premierminister seit dem Gründungsvater Alcide de Gasperi wiedergewählt werden.

Zwei Wochen vor der denkwürdigen Szene im Parlament sonnte sich Meloni auf dem Gipfel ihrer Macht. Beim G-7-Gipfel in Apulien trat sie stilvoller wie die heimliche Königin Europas auf. Elegant gekleidet parlierte sie in vier Sprachen und patzte kein einziges Mal. Und sie zeigte durch Gesten, wen sie mag und wen nicht. Weit über Italien hinaus ging ein Video viral, das die unterkühlte Begrüßung für ihren Lieblingsgegner Emmanuel Macron zeigte, den sie schon früher als Wahlkämpferin gerne auf die Schippe nahm und dabei seinen Akzent treffend imitierte. Melonis zum gehauchten Kuss des Franzosen hingehaltene Hand blieb eisig steif, ihr Gesicht gerann zu einer angewiderten Grimasse – großes Kino in perfekt sitzender Abendgarderobe.

EIN DIPLOMATISCHER EKLAT blieb trotzdem aus. Stattdessen verschaffte sich Meloni durch einen Auftritt von Papst Franziskus mit einer Grundsatzzrede zum Thema Künstliche Intelligenz beim G-7-Gipfel zusätzlichen Respekt. Sie selbst hatte den Auftritt eingefädelt, vermutlich unter Vermittlung ihres KI-Beraters, Pater Paolo Benanti. Der Franziskaner ist gleichzeitig auch der KI-Berater des Heiligen Stuhles und gilt international als eine



Kundgebung der Meloni-Partei „Fratelli d’Italia“ auf dem Stadtplatz von Perugia September 2022

an: „Raga, alzatevi pure voi!“ Tajani folgt brav, und auch Salvini erhebt sich langsam und klatscht pflichtschuldig ein paar Mal in die Hände. Das Mikrofon der Ministerpräsidentin bleibt offen, und so hört man auch noch den Dialog zwischen dem stehenden Außenminister Tajani und der Regierungschefin. „Ich habe für die Familie des Toten



Koryphäe auf diesem Gebiet. Die Kameras zeigten beim Vortrag des Papstes einen aufmerksam lauschenden Macron zur Rechten und eine strahlende Gastgeberin zur Linken des Papstes.

Der Papst aus Argentinien zeigt sich überraschend oft mit Meloni. Mit dem bei anderen Themen eher links verorteten Papst Franziskus weiß die Fratelli-Chefin sich vor allem beim (verbalen) Einsatz für eine höhere Geburtenrate in Italien und ganz Europa einig. Ferner lehnen beide eine komplette rechtliche Gleichstellung von lesbischen oder schwulen Paaren mit klassischen Ehepaaren und eine vollständige gesetzliche Freigabe der Abtreibung ab.

Immer wieder spielt Meloni die „katholische Karte“. Vor einem Jahr besuchte sie Ende August den sozialen Brennpunkt von Caivano nördlich von Neapel. Der dortige Geistliche, der in Italien bekannte „Sozialpfarrer“ Maurizio Patriciello, hatte nach einer besonders empörenden Serie von Gewaltvorfällen in der halb verfallenen Hochhausiedlung einen dramatischen Hilferuf an die Regierung und die Ordnungskräfte veröffentlicht – und prompt machte sich Meloni auf den Weg dorthin. Der bis dahin zum linken Lager gehörende Geistliche war hinterher voll des Lobes für die „rechte“ Regierungschefin, die mit verstärkter Polizeipräsenz und frischem Geld für die heruntergekommenen Sport- und Jugendeinrichtungen eine Trendwende in Caivano herbeizuführen versuchte.

EIN ITALIENISCHER REGIERUNGSCHEF, der den Papst und populäre Pfarrer für sich als Verbündete gewinnen kann, hat viel erreicht. Mehr Konsens geht kaum. Wie es Meloni gelungen ist, aus ihrer Splitterpartei und ihrer „One-Woman-Show“ die mit Abstand stärkste politische Kraft in Italien zu machen, ist ein Kunststück, das einen zweiten Blick lohnt. Sie hat erreicht, was ihrem Vorgänger Gianfranco Fini misslungen war: eine Kraft der nationalen Rechten zu einem eigenen Pol innerhalb des demokratischen Systems zu machen.

Fini war mit diesem Projekt gescheitert, weil er am Ende bereit war, die rechtsnationale Identität seiner Partei über Bord zu werfen, um mit den Großen mitspielen zu dürfen. Und ohne eigene politische Identität geht man (nicht nur in Italien) am Ende als Partei unter. Bei Fini lief das so: Er hatte die Mussolini-Nostalgiker-Partei MSI zu einer akzeptablen rechtsnationalen Partei mit dem Namen Alleanza Nazionale (AN) umgebaut. Fini holte die Postfaschisten aus der Schmutzdecke, in der sie seit Gründung der Italienischen Republik eingesperrt waren. Ähnlich wie heute die AfD in Deutschland waren sie lange Zeit aus dem Konsens

Der bis dahin zum linken Lager gehörende Geistliche war voll des Lobes für die „rechte“ Regierungschefin

der Demokraten ausgeschlossen, den man in Italien den „Verfassungsbogen“ nannte. Der umfasste von den Kommunisten bis zu den Christdemokraten jede Partei, die sich irgendwie auf den antifaschistischen Widerstand berufen konnte. Und das konnten die Anhänger des MSI beim besten Willen nicht.

Um akzeptabel zu werden, tat Fini alles, was nötig war – und noch ein bisschen mehr. Beim Parteitag von Fiuggi im Jahr 1995 distanzierte er sich vollständig vom politischen Erbe Mussolinis, insbesondere von den Rassegesetzen. Der MSI wurde umbenannt in Alleanza Nazionale (AN). Fini reiste nach Israel, verneigte sich vor den Opfern der Schoah – und wurde koalitionsfähig. Der damals unbestrittene Führer der Mitte-rechts-Parteien, Silvio Berlusconi mit seiner Forza Italia, nahm die AN auf in die Mitte-rechts-Koalition. Als Berlusconi den nächsten Schritt machte und die Vereinigung der großen Forza Italia mit der kleineren Alleanza Nazionale zum Popolo della Libertà (PdL) vorschlug, ging Fini mit – und damit einen Schritt zu weit. Die von Berlusconi per freundlicher Übernahme „geschluckte“ Rechtspartei musste schon bald erkennen, dass in der neuen gemeinsamen Organisation nur einer das Sagen hatte, und das war Silvio.

Als die PdL nach kurzer Zeit wieder auseinanderfiel, schlug die Stunde derer aus dem alten MSI, die Finis Anbieterkurs an die politische Mitte schon immer skeptisch sahen. Einige hatten schon 1995 nach der Umbenennung die AN verlassen und rechte Splitterparteien wie die Fiamma Tricolore gegründet. Andere, wie die Sprecherin der AN-Jugendorganisation (ihr Name: Giorgia Meloni), waren zwar in der AN geblieben, trugen aber Finis Unterwerfung unter Berlusconi und

das „Heranwanzen“ an das politische Establishment nur halbherzig mit. Als das Kunstprodukt PdL zerfiel, gründeten sie 2012 die neue Partei Fratelli d'Italia. Der Name besteht aus den ersten Worten der italienischen Nationalhymne, und im Partei-symbol tauchte wieder die Fiamma Tricolore auf – die Flamme in den italienischen Nationalfarben, die einst das Symbol des MSI und später das der Splittergruppen rechts von der AN war.

Was dann folgte, ist eine der unglaublichsten Erfolgsgeschichten in der europäischen Parteien-landschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Bei ihrer ersten Parlamentswahl 2013 kamen die Fratelli auf ganze 2 Prozent der Wählerstimmen. Bei der Wahl 2018 waren es bereits 4,4 Prozent, und im September 2022 erzielte Meloni ihren Erdrutschsieg mit 26 Prozent der Stimmen. Bei den jüngsten Europawahlen streifte sie erstmals die 30-Prozent-Marke.

Zu ihrem Erfolg hat neben ihrer Rhetorik, ihrer Schlagfertigkeit und ihrer volksnahen Sprache vor allem ihre konsequente Oppositionspolitik in der Corona-Pandemie (2020–2022) beigetragen. Zwar waren viele Italiener nach den bedrohlich wirkenden Bildern mit den Leichentransportern in Bergamo im Frühjahr 2020 bereit, drastische Schritte zur Eindämmung der Pandemie zu ertragen. Doch ging die damalige Regierung schon bald in vielem zu weit – etwa, indem sie sogar Spaziergänge in Parks untersagte, die Italiener wochenlang de facto einsperrte und mit drastischen Sanktionsdrohungen landesweite Impfkampagnen durchzog. Selbst Forza Italia und Lega gaben sich damals krisenbedingt staatstragend, nur Melonis Fratelli profilierten sich mit der Ablehnung der allzu drakonischen Anti-Corona-Politik als Partei der Freiheit und als Anwalt der kleinen Leute gegen einen übergriffigen Staat.

DIE FREIHEITSRHETORIK IST – neben der Klaviatur des nationalen Stolzes – bis heute der cantus firmus in Melonis öffentlichen Reden. Das gilt auch für die Außenpolitik, wenn sie sich zur Nato und zur gemeinsamen Verteidigung der Freiheit gegen russische Tyrannei bekennt. Wobei es allerdings gegenüber der Ukraine meist bei Lippenbekenntnissen bleibt: Die italienischen Waffenlieferungen an das überfallene Land sind bis heute viel geringer als die anderer Nato-Länder; und auch die finanzielle Unterstützung hält sich angesichts der chronisch hohen Staatsverschuldung, an der Meloni nichts geändert hat, sehr in Grenzen.

Auch in der Abgrenzung gegen die faschistische Vergangenheit ihres Landes und ihrer Partei rekurriert Meloni auf den Freiheitsbegriff. So

Vor einer lupenreinen Distanzierung vom Faschismus drückte sich Giorgia Meloni lange

würdigte sie den 1924 von faschistischen Schlägertruppen ermordeten sozialistischen Abgeordneten Matteoti hundert Jahre danach als einen „freien und mutigen Menschen, der wegen seiner Ideen von faschistischen Squadristi ermordet wurde“. Und dann setzte sie noch einen drauf, um gleichzeitig ihren aktuellen politischen Gegnern eins mitzugeben: „Sein Andenken zu ehren, ist von fundamentaler Bedeutung, um uns 100 Jahre nach dieser Rede an den Wert der Rede- und Gedankenfreiheit gegenüber denjenigen zu erinnern, die sich das Recht anmaßen möchten zu bestimmen, was gesagt und gedacht werden kann und was nicht.“

Vor einer lupenreinen Distanzierung vom Faschismus drückte sich Meloni lange. Erst als eine journalistische Investigativ-Recherche unlängst herausfand, dass in der Fratelli-Jugend Gioventu Nazionale – also dort, wo sie selbst in den 1990er Jahren ihre ersten politischen Erfahrungen machte – faschistische Parolen und Gesten wieder an der Tagesordnung sind, veröffentlichte sie am 28. Juni 2024 eine Stellungnahme, die an Klarheit wenig zu wünschen übrig ließ. Es gebe in der Partei „keinen Platz für rassistische oder antisemitische Positionen“, schrieb sie in einem Brief an die Parteiführung. Weiter schrieb sie, sie habe „keine Zeit zu verlieren mit jenen, die bewusst oder unbewusst unseren Gegnern in die Hände spielen“. Wer das nicht begreife, habe in der Partei nichts verloren.

Ob dies nun, so wie einst nach dem Parteitag in Fiuggi, wieder zu Abspaltungen nach Rechtsaußen führen wird – und wenn ja, in welchem Umfang –, ist noch nicht absehbar. Um den rechten Rand in der eigenen Partei weiter zu binden, behält Meloni die Fiamma Tricolore im Parteiwappen bei und wettet weiter gerne gegen das politische



Establishment – zu dem sie selbst eigentlich längst gehört. Auch ihre Ablehnung der von Grünen, Christ- und Sozialdemokraten sowie Liberalen gestützten EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen war ein Signal an die Rechten – sowohl in der eigenen Partei als auch beim Koalitionspartner Salvini. Denn dem will sie nicht die Chance bieten, sich mit seiner Lega als einzig echte rechte „Anti-System-Partei“ zu profilieren.

INNENPOLITISCHE GEGNER werfen Meloni immer wieder vor, sie wolle in Italien „ungarische Verhältnisse“ einführen. Gemeint sind damit die Versuche unter Viktor Orbán, die Verfassung, das Justizsystem und die Medienlandschaft so umzubauen, dass die Rechtsnationalen auf lange Zeit Justiz und Medien kontrollieren, und eine Rückkehr zu einer linken Mehrheit erschwert wird. Anstelle des freien Spiels der Kräfte würde ein autoritärer, illiberaler Staat treten, der bestimmte Werte wie Glaube, Vaterland und Familie durchsetzt und andere wie Pluralismus, Diversität oder sexuelle Selbstbestimmung einschränkt. Ähnliches hatte – ohne nachhaltigen Erfolg – auch schon Polens rechtsnationale Regierung in den 2010er Jahren versucht. Aber weil Meloni anders als Orbán und Kaczynski zusätzlich noch die Erblast der (post)faschistischen Herkunft ihrer Partei mit sich herumschleppt, werden bei ihr jede Äußerung und jede Handlung, die auch nur entfernt nach autoritärem Staat aussieht, besonders argwöhnisch beobachtet.

Das gilt vor allem für ihre Medienpolitik. Tatsächlich hat sie beim italienischen Fernsehen ein leichteres Spiel als frühere Regierungschefs. Die der Berlusconi-Familie gehörenden großen Privatsender stehen ebenso auf der Seite der Regierung Meloni wie die Kanäle der öffentlich-rechtlichen RAI, deren Führungsposten sie mit Leuten ihres Wohlgefallens besetzt hat. Linksliberale Opposition betreiben derzeit nur noch der private Sender *La7* sowie die Zeitungen *La Repubblica* und *Il Fatto Quotidiano*. In früheren Zeiten hätte eine solche publizistische Machtkonzentration als extrem gefährlich gegolten. Doch ist auch in Italien der Einfluss des Fernsehens und der Presse auf die Information und auf die politische Meinungsbildung rückläufig. Umso wichtiger wird die Macht der über Social Media verbreiteten Botschaften. Aber auch da ist Meloni auf ihren drei Selbstvermarktungsebenen (als Frau und alleinerziehende Mutter, als Parteivorsitzende und als Regierungschefin) derzeit ungeschlagen. Auf der Plattform X folgen ihr knapp 2,5 Millionen Menschen – eine Million mehr als bei ihrem Hauptkonkurrenten im rechten Lager,

Matteo Salvini. Bei ihrer wichtigsten Widersacherin auf der Linken, der stets kämpferischen Elly Schlein, sind es nicht mal 200 000.

Die vielen guten Nachrichten, die das nationale Statistikamt und die öffentlich-rechtlichen Medien seit Monaten über die wirtschaftliche Lage Italiens verbreiten, sehen viele Italiener wegen der fehlenden Unabhängigkeit der Quellen mit einer



Giorgia Meloni während einer Wahlkampfveranstaltung in Ancona, August 2022

gewissen Skepsis. Zwar steigt nach den offiziellen Angaben die Zahl der Beschäftigten kontinuierlich, und das betrifft auch die Frauen. Doch wenn man sich im Bekanntenkreis umhört, ist es immer noch äußerst schwierig, „reguläre“ Arbeitsverträge ohne Befristung zu bekommen. Schwarzarbeit und Steuerhinterziehung sind weiterhin weit verbreitet. Und das, obwohl

neue Gesetze attraktive Angebote für Aussteiger aus der Wirtschaftskriminalität machen. Auch im Kampf gegen die Mafia fällt die Bilanz der Regierung Meloni durchwachsen aus – ähnlich wie unter den Vorgänger-Regierungen. Mitunter gelingt ein spektakulärer Coup: Einer der großen Paten wird verhaftet oder gibt freiwillig auf. Aber im Vergleich zu Mussolini und seinem harten Durchgreifen gegen die Mafia auf Sizilien in den 1920er Jahren hält sich die Regierung Meloni zurück. Immerhin hat sie in heruntergekommenen Vorstädten wie Caivano, von denen es auch in Rom einige gibt, wieder sichtbare Polizeipräsenz in Gebieten angeordnet, die seit Jahren als No-go-Areas für staatliche Sicherheitsorgane galten.

WENN MELONI VERSTÄRKT auf die Polizei setzt, bringt ihr das nicht immer Beifall. Als im Februar bei Pro-Palästina-Demonstrationen in Pisa und anderen Universitätsstädten Polizisten auf junge Demonstranten einprügelten, war in manchen Medienberichten von einem „Klima der Repression“ die Rede. Doch unterschieden sich die Gewalttaten beider Seiten nicht wesentlich von dem, was auch in anderen europäischen Ländern derzeit bei Pro-Palästina-Demonstrationen zu beobachten ist. Und Melonis parteiloser Innenminister Matteo Piantedosi war klug genug, nach der überbordenden Polizeigewalt, die Staatspräsident Sergio Mattarella öffentlich rüffelte, auf eine Strategie der Deeskalation zu setzen.

Das Einzige, was Melonis Macht derzeit ernsthaft gefährden kann, sind ihre Pläne für eine Verfassungsreform. Die bisherige Verfassung hat Italien seit 1946 mehr als 60 Regierungen beschert. Einige von ihnen hatten keine Mehrheit im Parlament, sondern wurden bloß vom Staatspräsidenten zur Verhinderung einer Staatskrise eingesetzt. Die politischen und finanziellen Kosten dieser chronischen Instabilität sind enorm, und immer wieder haben Parlamentskommissionen oder Regierungen versucht, das zu ändern. Der letzte, der damit scheiterte, war der sozialdemokratische Regierungschef Matteo Renzi. Er wollte die Macht der zweiten Kammer des Parlaments, des Senats, sowie der italienischen Regionen beschränken, um Kosten zu sparen und das Regieren einfacher zu machen. Renzi verknüpfte am 4. Dezember 2016 eine Volksabstimmung über diesen Reformvorschlag mit seinem politischen Schicksal. Er verlor krachend und trat zurück. Seit diesem politischen Selbstmord hat sich niemand mehr entschlossen an eine Verfassungsreform herangetraut, doch nun versucht es Meloni erneut.

Jegliche Idee, den Staatspräsidenten institutionell zu schwächen, steht im Geruch einer Majestätsbeleidigung

Auch ihr geht es um stabilere Verhältnisse und einfacheres Regieren. Dabei orientiert sie sich indirekt am Vorbild der bundesdeutschen Verfassung mit der starken Rolle des Bundeskanzlers. Um die Rolle des Premiers im italienischen Verfassungsgefüge zu stärken, tritt sie für dessen Direktwahl ein – womit dieser faktisch eine stärkere Stellung bekäme als der Staatspräsident. Das wiederum scheint den Gegnern als eine große Gefahr. Denn bislang ist Italiens Präsident mit seiner Vollmacht, das Parlament aufzulösen und nach einer Wahl die Gespräche für eine Regierungsbildung entscheidend zu beeinflussen, im Krisenfall die stärkste Figur auf dem Schachbrett der italienischen Politik – und solche Krisen sind in Italien Normalität. Zudem ist der Präsident der Oberbefehlshaber der Streitkräfte, zu denen auch die für die öffentliche Ordnung zuständigen Carabinieri gehören.

Jegliche Idee, den Regierungschef zu stärken und den Staatspräsidenten institutionell zu schwächen, steht in Italien im Geruch einer Majestätsbeleidigung – oder gar eines Putschversuchs. Beides kommt nicht gut an. Eine mehrjährige stabile Regierungsmehrheit ist vielen Italienern schon unheimlich genug. Der Versuch, die „checks and balances“ in der wenig effizienten, aber am Ende doch stets freiheitlichen Verfassung des Landes aus dem Gleichgewicht zu bringen, erscheint ihnen nach den Erfahrungen des Faschismus wie eine Rückkehr in unheilvolle alte Muster. Und so etwas sollte in Italien niemand versuchen, erst recht nicht die Führerin einer postfaschistischen Partei.



LUDWIG RING-EIFEL ist Chefkorrespondent der KNA und leitet das deutschsprachige Korrespondentenbüro CIC in Rom.





Effizienter Vollstrecker

Der neue Hamas-Chef *Yahia Sinwar* lernte im Gefängnis viel über Israel – doch mit der großen Politik des Nahen Ostens scheint der Ex-Geheimdienstler überfordert zu sein.

Von GUIDO STEINBERG

Der neue Hamas-Chef Yahia Sinwar ist seit dem Angriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 zu einem der einflussreichsten Politiker des Nahen Ostens geworden. Er hat es in der Hand, ob die Verhandlungen über einen Waffenstillstand und Gefangenenaustausch mit Israel zum Erfolg führen. Damit hat er auch Einfluss darauf, ob der Konflikt zwischen Israel einerseits und der Hisbollah und Iran andererseits zu einem großen Regionalkrieg eskaliert.

Yahia Sinwar gehört zu einer Generation, die in den 1980er Jahren als junge Männer in militanten Gruppen aktiv waren, aus denen Anfang der 1990er Jahre der militärisch-terroristische Flügel der Hamas hervorging, der sich Izz-ad-Din-al-Kassam-Brigaden nannte. Sinwar war ein Anführer von Al Majd, einer Einheit, die im Gazastreifen als Hamas-Geheimdienst operierte. Ihre wichtigste Aufgabe bestand darin, palästinensische Informanten Israels aufzufinden und zu bestrafen. Sinwar erwies sich dabei als kaltblütiger und effizienter Vollstrecker, der mehrere Verdächtige eigenhändig ermordete.

Schon kurz nach der Gründung der Hamas wurde Sinwar 1988 verhaftet und von einem israelischen Militärgericht wegen Mordes an zwölf Palästinensern zu mehreren lebenslangen Haft verurteilt. Ganz Geheimdienstler, nutzte er die Zeit im Gefängnis, um möglichst viel über den Feind zu erfahren. Er lernte Hebräisch und las Bücher über israelische Politik. Auch seine Karriere innerhalb der Hamas setzte er in der Haft fort, und im Jahr 2004 wurde er zum Anführer der Hamas in israelischen Gefängnissen gewählt. In dieser Position hatte er Einfluss auf die Verhandlungen über den Austausch des israelischen Soldaten Gilad

Schalit. Sinwar forderte die Freilassung von noch mehr als den am Ende 1027 palästinensischen Gefangenen. Die israelischen Behörden mussten Einzelhaft anordnen, um Sinwar daran zu hindern, zu kommunizieren und den Austausch am Ende zu ermöglichen. Die unnachgiebige Haltung Sinwars war umso erstaunlicher, als er einer der Palästinenser war, die im Oktober 2011 durch diesen Deal freikamen.

DIE GROSSE ZEIT des Yahia Sinwar begann 2017, als er zum Hamas-Chef in Gaza gewählt wurde. Gleichzeitig verschoben sich die Gewichte in der Organisation, denn Sinwars Vorgänger Ismail Haniya wurde Chef des Politbüros und so ins ferne Katar weggelobt. Er setzte dort den langjährigen Hamas-Chef Khalid Mischal, der wie Haniya zu den Moderateren in der Organisation gehörte. In Gaza, im Libanon und in der Hamas insgesamt erstarkten stattdessen die „Militärs“, die in Al Majd und den Kassam-Brigaden groß geworden waren. Sie erneuerten das Bündnis mit der Hisbollah und Iran, das aufgrund von Meinungsverschiedenheiten zum syrischen Bürgerkrieg seit 2012 auf Eis gelegt war – und ohne deren Hilfe für die Hamas an eine Konfrontation mit Israel nicht einmal zu denken war.

Spätestens 2021 beschloss die Hamas, Israel mit einer großen Bodenoffensive anzugreifen. Es dürfte eine gemeinsame Entscheidung der gesamten Führung gewesen sein, doch Sinwar war die treibende Kraft, und nur er und seine engere Umgebung kannten die operativen Details. Mit dem Angriff am 7. Oktober 2023 wollte die Hamas vor allem der PLO von Mahmud Abbas die

Führungsrolle in der palästinensischen Politik entreißen, die palästinensische Frage erneut auf die Tagesordnung der internationalen Politik bringen – und einen anscheinend kurz bevorstehenden Friedensschluss zwischen Israel und Saudi-Arabien verhindern.

All dies gelang zumindest vorläufig, doch ging das Kalkül der Angreifer trotzdem nicht auf. Sinwar scheint darauf gehofft zu haben, dass die Hisbollah und Iran sich auf die Seite der Hamas stellen und Israel in einen größeren Krieg ziehen würden. Dies zeigte, wie wenig Sinwar die Islamische Republik versteht, die ihre Verbündeten gerne für die eigenen imperialen Ambitionen nutzt, von ihnen aber nicht in unerwünschte Konflikte mit überlegenen Gegnern gezogen werden will. Hier zeigen sich die Grenzen des Geheimdienstlers Sinwar, der in der engen Welt des Gazastreifens groß wurde und Israel verstehen lernte, mit der großen Politik des Nahen Ostens aber doch überfordert war.

Es ist zweifelhaft, dass Sinwar die Hamas noch lange anführen kann. Er wird in Tunneln unter Chan Junis im südlichen Gazastreifen vermutet. In seiner Umgebung sollen sich Geiseln aufhalten, die als menschliche Schutzschilde gegen einen israelischen Angriff dienen sollen. Trotzdem dürfte seine einzige Überlebenschance längerfristig darin bestehen, dass er den Gazastreifen verlässt und in Katar oder der Türkei halbwegs sicheren Unterschlupf findet. Da Yahia Sinwar bisher aber keine Anstalten gemacht hat, seine Heimat zu verlassen, dürften seine Tage gezählt sein.

GUIDO STEINBERG ist Islamwissenschaftler bei der Stiftung Wissenschaft und Politik.





Junge Pionierin

Im Senat gehörte *Kamala Harris* zum linken Flügel der Demokraten, als Vizepräsidentin wurde sie moderater – jetzt aber muss sie die Mitte gewinnen, um Joe Biden nachzufolgen.

Von STEPHAN BIERLING

Kamala Harris ist die letzte Chance der US-Demokraten. Nach Joe Bidens Debattendebakel gegen Donald Trump am 27. Juni sahen alle: Der amtierende Präsident hatte sein Verfallsdatum überschritten. Dass er das Unvermeidliche mehr als drei Wochen hinauszögerte, spielte seiner Vize in die Karten. Je näher der Nominierungsparteitag Mitte August rückte, desto schwieriger wurde es für andere potenzielle Bewerber, eine Wahlkampagne zu organisieren und eine offene Abstimmung der Delegierten zu erzwingen.

Das alles war ohne Präzedenz, noch nie in der Geschichte hatte ein designierter Präsidentschaftskandidat so spät das Handtuch geworfen. Mit Harry Truman 1952 und Lyndon B. Johnson 1968 begruben zwar zuvor schon Amtsinhaber ihre Wiederwahlkampagnen. Aber das war nach schlechten Vorwahlergebnissen jeweils zu Jahresbeginn geschehen. Ein Aus Ende Juli, nur dreieinhalb Monate vor der Wahl, ist ein Novum. Angesichts des Zeitdrucks blieb die Vizepräsidentin die logische, weil einfachste Lösung für das Personaldilemma der Demokraten.

Harris also. Darauf wäre bis vor kurzem niemand gekommen, im Wettbewerb um die Nominierung ihrer Partei war sie 2020 kläglich gescheitert. Damals hatte sie kein eigenes Thema gefunden, niemand wusste genau, wofür sie stand. Ihren einzigen unvergesslichen Auftritt hatte sie bei einer frühen Kandidatendebatte, als sie Biden vorwarf, mit rassistischen Senatoren aus den Südstaaten paktiert zu haben. Die Attacke saß, bis heute grollt ihr First Lady Jill Biden. Was allerdings Harris' eigene Position war, blieb unklar. Dass Biden sie trotzdem als Vize wählte, war seinem

Großmut zu verdanken – und der Tatsache, dass sie einen wunden Punkt getroffen hatte: Der Präsident war Anfang der 1970er Jahre in die Politik eingestiegen, als die Demokraten noch nicht so egalitär und woke waren wie heute. Seither haben sie sich nicht nur inhaltlich gewandelt, sondern auch demografisch: Weiße Südstaatler und Landbewohner kehrten der Partei den Rücken, Schwarze, Asien-Amerikaner, Latinos, Junge, Frauen, Gutausgebildete wählen sie hingegen überproportional. Harris konnte, so Bidens Kalkül, diesen neuen, für einen Wahlerfolg unverzichtbaren Gruppen Gesicht verleihen.

TATSÄCHLICH IST HARRIS eine Tabubrecherin als Präsidentschaftskandidatin einer der beiden großen Parteien: die erste schwarze Bewerberin, die erste asiensstämmige, die erste mit Einwanderereltern seit fast 200 Jahren. Sie ist sich dieser Rolle sehr bewusst. Als Codename für ihre Personenschützer, den Secret Service, wählte sie „pioneer“, Pionierin. Obwohl sie mit 59 Jahren nicht mehr zum Jugendflügel der Demokraten zählt (Obama zog mit 47 ins Weiße Haus ein), lässt sie Donald Trump nun alt aussehen. Dessen Wahlkampfhit, Biden als „sleepy Joe“ und tatrig zu verspotten, ist perdu. Stattdessen werden Trumps Schwierigkeiten in den Vordergrund rücken, Rampen sicher hinunterzugehen, in Reden den Faden nicht zu verlieren und Namen zu behalten. Kürzlich nannte er seinen langjährigen Leibarzt öffentlich Johnson statt Jackson und machte den türkischen Präsidenten Erdogan zu Ungarns Premier Viktor Orbán.

Harris hat, was die Amerikaner „momentum“ nennen: Schwung. Dies ist

nicht schwer, war es doch genau das, was Biden in den vergangenen Monaten nie zeigte. Dass ihr in den ersten zehn Tagen nach Ankündigung ihrer Kandidatur rekordhohe 310 Millionen Dollar an Spenden zuflossen, war Ausdruck der kollektiven Erleichterung über das Ende von Bidens Wahlkampf-Siechtum. Und dass zwei Drittel der Summe von Erstspendern kamen, belegt Harris' Fähigkeit, neue Unterstützer zu erschließen.

Ihre Biografie prädestiniert sie dafür: Geboren wurde sie 1964 in Kalifornien als Tochter einer indischen Biomedizinstudentin und eines jamaikanischen Wirtschaftsstudenten. Beide machten Karriere an US-Eliteunis, trennten sich indes, als Kamala sieben war. Aufgewachsen in der weißen Welt Berkeleys und Montreals, entschied sie sich für ein Studium an der Howard University in Washington D.C., dem Harvard für Schwarze. Sie protestierte gegen die Apartheid in Südafrika und besuchte schwarze Kirchen, bis heute kann man in ihren Reden die Kadenzen ihrer Prediger heraushören.

Zum Jurastudium kehrte sie nach Kalifornien zurück, arbeitete im Büro des Bezirksstaatsanwalts und gewann 2003 als erste Nichtweiße die Wahl zur Staatsanwältin von San Francisco. 2010 und 2014 wurde sie zur Generalstaatsanwältin Kaliforniens gewählt – als erste Frau, erste Schwarze und erste Asien-Amerikanerin. In diesen Ämtern erarbeitete sie sich den Ruf, „tough on crime“ zu sein, hart im Umgang mit Mördern, Drogenhändlern, Umweltsündern, Tech-Firmen wie Apple und Microsoft und sogar den Eltern von Schulschwänzern. Bis heute halten ihr viele Schwarze vor, sie in dieser Zeit zu unnachtsichtig behandelt zu haben.

2016 sah den nächsten Karriere-sprung. Als die langjährige demokratische Senatorin Kaliforniens Barbara Boxer in den Ruhestand ging, verkündete Harris ihre Bewerbung. Ohne ernsthafte Konkurrenz gewann sie die Wahl im mit 39 Millionen Einwohnern größten Bundesstaat der USA. In Washington machte sie sich einen Namen als scharfzüngige Fragestellerin bei Ausschusssitzungen. Viral ging, wie sie Trumps Kandidaten für einen Sitz am Obersten Gericht Brett Kavanaugh füsilierte. Der damalige Präsident war so empört darüber, dass er Harris „schrecklich“ und „gemein“ nannte. Jetzt, da sie ihm als Gegenkandidatin fürs Präsidentenamt gegenübersteht, bedient er sich noch üblerer Schmähungen. Doch dazu gleich.

Als Senatorin rückte Harris auf die progressive Seite der Partei, wohin sich unter Trump viele Aktivisten der Demokraten bewegten. 2019 führten sie die Kongress-Analysten von GovTrack sogar als „linkeste“ Senatorin, die am wenigsten mit republikanischen Kollegen kooperierte. Als sie sich im selben Jahr zur Präsidentschaftskandidatur entschloss, schien sie eine Gewinnerformel gefunden zu haben: eindrucksvolle Aufsteigerbiografie, Verkörperung der wachsenden Macht der Frauen und Minderheiten in der Partei, auf einer Wellenlänge mit den trendigen Metoo-, Black-Lives-Matter- und Wokeness-Bewegungen. Sie verdamnte das Fracking, wollte Krankenversicherung verstaatlichen und stellte die Grenzschutzbehörde infrage. Das war den meisten Demokraten allerdings zu radikal, zumal Harris auch immer wieder strauchelte zu erklären, was sie antrieb in der Politik. Die Demokraten zauberten deshalb Biden aus dem Hut, alt schon damals, aber eben in der Mitte der Partei verortet und bei weißen Arbeitern in den Swing States des Industriegürtels beliebt.

Als dessen Vize schwenkte Harris in fast allen Punkten auf die moderate Linie ihres Chefs ein. Doch die Republikaner, noch durchgerüttelt vom Rückzug ihres Lieblingsgegners, kramen auf der Suche nach Wahlkampfmunition Harris' frühere linke Positionen hervor.

Harris muss beweisen, dass sie in die Mitte gerückt ist und sich keine Stereotype aufzwingen lässt

Trump prügelt deswegen bereits auf sie ein. Auch persönlich erfährt Harris die Trump-Behandlung: Er verhunzt gezielt ihren Vornamen, um dessen ausländische Wurzeln zu betonen (dasselbe hat er schon 2015 praktiziert, als er bezweifelte, dass Obama in den USA geboren war) – Kamala heißt „Lotusblume“ und wird „Kommala“ ausgesprochen, nicht „Kämääla“. Einen Treffer landete Harris' jüdischer Ehemann Doug Emhoff, als er Trump antwortete: „Ich weiß, dass Sie große Schwierigkeiten haben, ihren Namen auszusprechen. Aber hier ist die gute Nachricht: Nach der Wahl können Sie sie einfach Frau Präsidentin nennen.“ Trump legt nach, beschimpft Harris als „dumm wie ein Stein“, „Pennerin“, „verrückt“. Er empört sich über ihr Lachen, weil das in der Trump-Dynastie als Zeichen von Schwäche und weiblicher Hysterie gilt. Gelingt es ihm, Harris als Linksauslegerin, Immigrantenfrendin und bloße Fortsetzung des unpopulären

Biden zu definieren, dürfte er die Wahlen am 5. November gewinnen.

Harris muss bis dahin beweisen, dass sie in die Mitte ihrer Partei gerückt ist und sich keine Stereotype vom Großmeister der Stereotypisierung aufzwingen lässt. Die Wahl ihres Vizekandidaten zeigte, dass sie das versteht: Während der Narzisst Trump mit J. D. Vance eine jüngere, radikalere Version von sich selbst benannte, holte sich Harris mit Minnesotas Gouverneur Tim Walz einen weißen, volkstümlichen Machertypen. Im Wahlkampf sollte sie zudem einen Satz ihrer Mutter beherzigen: „Lass dir von anderen nicht sagen, wer du bist. Du sagst ihnen, wer du bist.“ Das fällt Harris nicht leicht, aber sie lernt dazu. Mit der Forderung nach liberalen bundesweiten Abtreibungsregeln, die das Oberste Gericht nach 50 Jahren im Juni 2022 mit seiner erzkonservativen Sechs-zu-drei-Mehrheit gekippt hatte, fand sie ein Anliegen, das nicht nur ihre Basis begeistert, sondern auch unabhängige und republikanische Frauen anspricht.

Am wichtigsten wird für Harris jedoch sein, die Wahlentscheidung zu einem Referendum über Trumps Charakter zu machen. In ihrem ersten Auftritt vor ihrem Wahlkampfteam feuerte sie folgerichtig eine rhetorische Breitseite auf ihn ab. Unter Verweis auf ihre Vergangenheit als Staatsanwältin sagte Harris, in dieser Rolle habe sie es mit Tätern aller Art zu tun gehabt: „Raubtieren, die Frauen missbrauchten. Betrügern, die Verbraucher abzockten. Schwindlern, die die Regeln zu ihrem eigenen Vorteil brachen. Hören Sie mir also zu, wenn ich sage: Ich kenne Typen wie Donald Trump.“ Schafft sie es, das Schlaglicht auf den ersten vorbestraften Kriminellen zu lenken, der sich in der Geschichte der USA für eine große Partei ums Präsidentenamt bewirbt, dann hat Harris eine Chance, die verloren geglaubten Wahlen doch noch für die Demokraten zu retten.

STEPHAN BIERLING lehrt Internationale Politik an der Universität Regensburg. Mitte September erscheint sein neues Buch „Die Unvereinigten Staaten“ bei C. H. Beck.



SZ Wirtschaftsgipfel **11.–13. November 2024**

Die Welt im Umbruch – was tun?

Unter diesem Motto diskutieren 60 hochkarätige Redner aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur über die wichtigsten Wirtschaftsthemen des Jahres. Drei Kongresstage, zwei exklusive Abendveranstaltungen und viele Netzwerkmöglichkeiten – seien Sie dabei.



Jetzt Teilnahme sichern:
sz-wirtschaftsgipfel.de

Unsere Partner:

**BMW
GROUP**

DZ BANK

Google

haglertner
Innovative Hygiene.

Fotos – A. Baerbock: photothek.net-Florian Gärtner • R. Habeck: BMWK
Dominik Butzmann • C. Lindner: Bundesministerium Finanzen Photothek

Unter anderem mit:



Annalena Baerbock
Bundesministerin des
Auswärtigen der Bundes-
republik Deutschland



Robert Habeck
Vizekanzler und Bundes-
minister für Wirtschaft
und Klimaschutz



Christian Lindner
Bundesminister der
Finanzen

Süddeutsche Zeitung
WIRTSCHAFTSGIPFEL

Chinas Oberschicht verliert das Vertrauen in die Wirtschaftspolitik der KP und den autoritären Kurs unter Staats- und Parteichef Xi Jinping. Die Folge: Immer mehr gut ausgebildete und reiche Chinesen setzen sich ins Ausland ab.

Von
HARALD
MAASS

Illustrationen
XINMEI
LIU

Das Gespräch mit dem chinesischen Grenzpolitisten hatte Lisa Zhang zu Hause vor dem Spiegel geübt, wochenlang. Weder ihren Freunden noch ihrer Familie hatte die heute 29-Jährige aus der Küstenprovinz Zhejiang von ihren Fluchtplänen erzählt. „Bis zur letzten Minute hatte ich Angst, dass die Grenzbeamten mich festnehmen“, berichtet die junge Frau über ihre Ausreise vor zwei Jahren am Flughafen im südlichen Shenzhen. Zur Tarnung hatte sie eine Geschichte von einem Sprachkurs in England erfunden und in den sozialen Medien geteilt, um einen Grund für ihre Ausreise zu haben. Tatsächlich war ihr Ziel, die Volksrepublik China für immer zu verlassen.

Wie Zhang, die in Wirklichkeit anders heißt und heute in einer europäischen Großstadt lebt, setzen sich immer mehr Chinesen ins Ausland ab. Anders

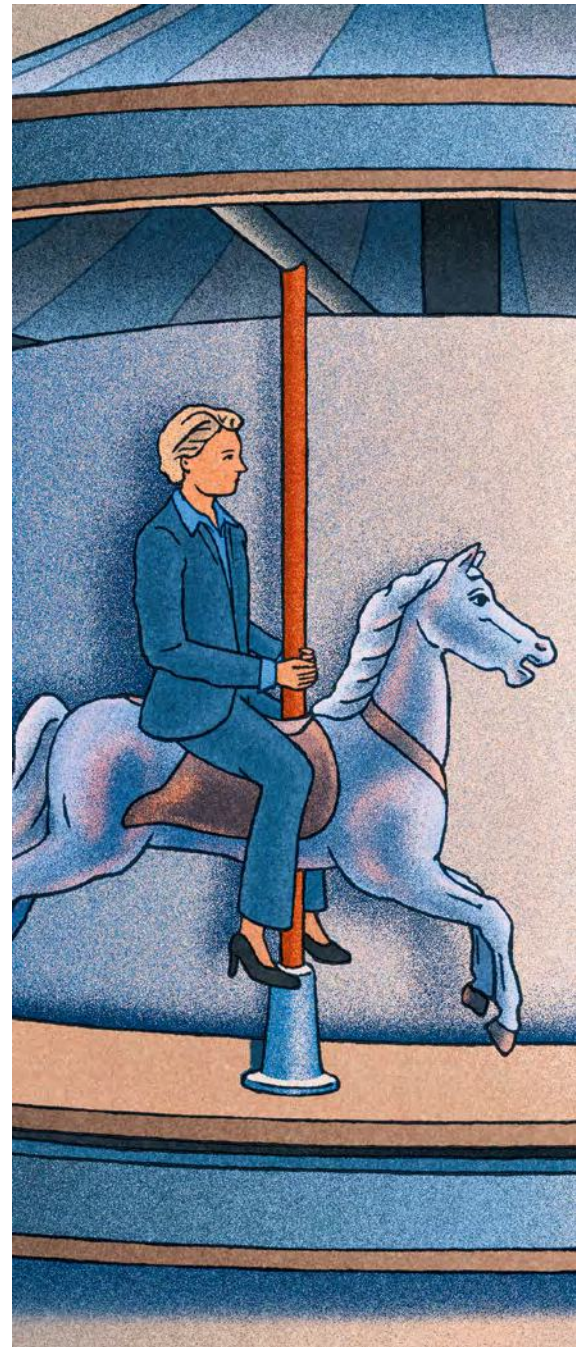
als in der Vergangenheit sind es nicht mehr nur Arbeiter aus armen Hinterlandprovinzen oder Dissidenten, die in Übersee eine neue Heimat suchen. Immer mehr gut ausgebildete und wohlhabende Chinesen, die in den vergangenen Jahrzehnten eine Stütze der KP-Herrschaft waren, sehen ihre Zukunft außerhalb der Volksrepublik. 13 800 Dollarmillionäre haben einer Studie zufolge vergangenes Jahr mit ihren Familien China verlassen – dieses Jahr werden 15 200 emigrierende Millionäre erwartet. Kein anderes Land der Welt erlebe eine ähnliche Flucht der Oberschicht, heißt es in der Untersuchung der auf Emigration spezialisierten britischen Beratungsfirma Henley & Partners.

Zwar sind die Zahlen gemessen an der Größe und Wirtschaftskraft des Landes gering – insgesamt gibt es in China mehr als 6,2 Millionen Dollarmillionäre, so eine Schätzung der Schweizer Bank Credit Suisse. Die Entwicklung gibt jedoch einen Einblick in das Innere der chinesischen Gesellschaft, die aufgrund der zunehmenden Zensur und eines begrenzten öffentlichen Diskurses für das Ausland immer unzugänglicher wird: Pekings drakonische Corona-Politik, zunehmende staatliche Repressionen und eine anhaltend schwache Wirtschaftsleistung haben bei vielen Chinesen offenbar tiefe Spuren hinterlassen. Erstmals seit Jahrzehnten scheint die Elite des Landes das Vertrauen in den Staat und damit in die Führung unter Staats- und Parteichef Xi Jinping zu verlieren.

DAS THEMA AUSWANDERN ist in der Volksrepublik so populär, dass die Chinesen dafür ein neues Wort erfunden haben: „runxue“, was sich aus dem englischen „to run“ ableitet und so viel wie „die Kunst des Wegrennens“ bedeutet. „Jeder in China kennt das Wort“, sagt Zhang. Für viele sei es ein Codewort für „die Unzufriedenheit mit Pekings Politik“. „Corona war ein Wendepunkt“, berichtet Zhang. Während Chinas Vorgehen in der Pandemie anfangs noch auf Unterstützung im Volk traf, empfanden viele die extremen Maßnahmen, bei denen Babys von ihren Eltern getrennt und Menschen

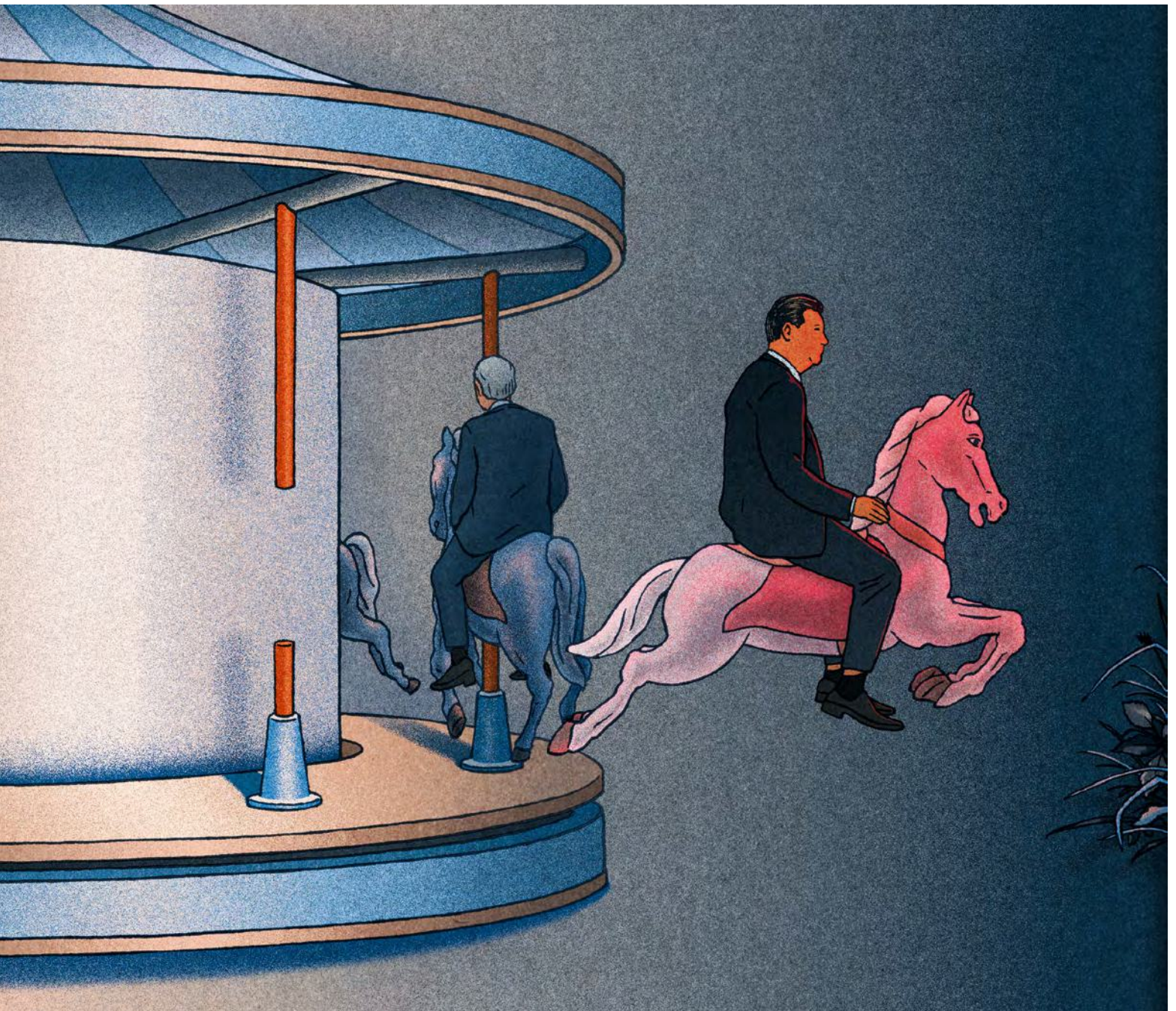
oft monatelang isoliert wurden, am Ende als unmenschlich. Ein Internetpost, der das Phänomen „runxue“ beschrieb, wurde im ersten Halbjahr 2022 mehr als neun Millionen Mal aufgerufen. „Vielen wurde plötzlich klar, zu was diese KP-Diktatur fähig ist“, sagt eine Unternehmerin aus Peking, die heute mit ihrer Familie in Berlin lebt. Aus Angst vor Repressionen will auch sie nicht mit Namen genannt werden.

Insgesamt haben vergangenes Jahr 310 000 Chinesen das Land verlassen – mehr als doppelt so viele wie beim Amtsantritt von Xi Jinping, berichten



Die Flucht der Eliten

die Vereinten Nationen. Manche versuchen, weil sie keinen Pass bekommen, über die grüne Grenze nach Laos oder Myanmar zu fliehen. Ein ehemaliger politischer Gefangener überquerte im Sommer 2023 mit umgebauten Jet-Ski das Meer bis nach Südkorea. Immer populärer wird eine Route über Südamerika, von wo Zehntausende Chinesen versuchen, sich über gefährliche Dschungelpfade im Darien Gap bis in die USA durchzuschlagen. „Zou xian“ nennen sie den letzten Schritt des Grenzübertritts in die USA – „über die Linie gehen“. In den vergangenen 18 Monaten haben





Viele sehen im Abschwung nicht nur eine vorübergehende Schwäche, sondern die Folge eines Politikwechsels

die US-Grenzbehörden 55 000 Chinesen beim illegalen Grenzübertritt registriert. 2022 waren es nur 3813, berichtet die *Washington Post*.

Befeuert wird der Trend durch die schlechte Wirtschaftsentwicklung. Nach vier Jahrzehnten Öffnung und Liberalisierung scheint das chinesische Wirtschaftswunder an seine Grenzen zu stoßen. Die Wachstumsraten sind deutlich zurückgegangen, die Immobilienpreise eingebrochen, die Arbeitslosigkeit wächst. Vor allem für junge Menschen geht das Wohlstandsversprechen der KP nicht mehr auf: Wer in der Vergangenheit fleißig studierte und politisch nicht aneckte, konnte auf ein abgesichertes Leben und wachsenden Wohlstand vertrauen. Heute sind die Jobaussichten für Millionen von Universitätsabsolventen so schlecht, dass viele als Fabrikarbeiter schuften müssen. Im Juni 2023 lag die Jugendarbeitslosigkeit bei 21 Prozent. Seitdem veröffentlichen die Behörden keine vergleichbaren Zahlen mehr.

Die Folge ist eine Generation ohne Hoffnung. Wissenschaftler wie Chin-Fu Hung sprechen von der „Sibu qingnian“ – der „Vier-Nein-Jugend“, die sich dem extremen Wettbewerb entzieht und damit das Gesellschaftsmodell der KP infrage

stellt: „Junge Chinesen verlieben sich nicht mehr, sie heiraten nicht mehr, sie kaufen keine Wohnung und sie haben keine Kinder“, beschreibt der Politologe von der Nationalen Cheng-Kung-Universität in Taiwan das Phänomen. 2023 sank die Geburtenrate auf ein neues Rekordtief, seit 2017 hat sich die Zahl der Neugeborenen halbiert. „Den jungen Menschen wird klar, dass sie in einer der dunkelsten Perioden des Landes in jüngerer Zeit leben“, sagt Hung.

AUCH DIE OBERSCHICHT, die meist als Unternehmer zu Wohlstand gekommen ist, verliert in der Wirtschaftskrise das Vertrauen in die KP. Denn viele sehen in dem Abschwung nicht nur eine vorübergehende Schwäche, sondern die Folge eines Politikwechsels in Peking. Während die KP jahrzehntelang mit pragmatischer Politik die Liberalisierung und Öffnung der Wirtschaft vorantrieb, steuert Xi Jinping das Land heute wieder so autoritär und ideologisch wie einst Mao Zedong. Ganze Industrien wie die Technologiebranche oder den Bildungssektor ließ Xi aus politischen Gründen zu rechtstutzen. Gleichzeitig stärkte er die Macht der Staatsbetriebe. Die Folge ist eine tiefe Verunsicherung der Privatwirtschaft und der Unternehmer. „Für wohlhabende Menschen ist die einzige Lösung, ihren Standort zu wechseln, wenn sie im Land nicht mehr Wohlstand erwirtschaften können“, sagt Junhua Zhang vom Europäischen Institut für Asien-Studien.

Doch die Ausreise ist mit Risiken verbunden. Zwar können Chinesen theoretisch jederzeit einen Pass beantragen und ins Ausland reisen. Wer jedoch versucht, sein Vermögen aus China zu bringen oder gar die Regierung öffentlich kritisiert, riskiert Strafen bis hin zu Gefängnis. Mit bürokratischen Hürden versucht Peking, den Abfluss der Elite und von Talenten zu bremsen. In manchen Regionen haben die Behörden die Ausstellung von Reisepässen erschwert. Weil Auslandsüberweisungen für Privatleute auf 50 000 US-Dollar pro Jahr begrenzt sind, können selbst Mittelstandsfamilien ihr Vermögen nur illegal außer Landes bringen. Die Chefin der Wailian

Overseas Consulting Group in Schanghai, eine der bekanntesten Beratungsfirmen für Emigration, wurde Berichten zufolge wegen illegaler Geldgeschäfte verhaftet.

Für Lisa Zhang war die Ausreise besonders gefährlich, weil sie als Schülerin politisch aktiv war und deshalb unter Beobachtung der Behörden stand. „Notfalls hätte ich versucht, auf dem Landweg rauszukommen“, sagt sie. Doch auch für politische Mitläufer, erfolgreiche Unternehmer und sogar KP-Mitglieder kann die Ausreise aus der Volksrepublik gefährlich werden, weil ständig das Risiko besteht, von den Behörden festgehalten oder von der Sicherheitspolizei verschleppt zu werden. „Jeder kennt die geläufigen Fälle, wo die Leute einfach abgeholt wurden. Das kann jedem passieren“, sagt die Pekinger Unternehmerin.

Im Juni 2023 verschwand Chinas Außenminister Qin Gang über Nacht und ohne Erklärung aus der Öffentlichkeit und wurde später von allen seinen Ämtern enthoben – angeblich, weil er bei Xi Jinping in Ungnade gefallen war. Der bekannte Immobilien-Tycoon Ren Zhiqiang wurde zu 18 Jahren Haft verurteilt, kurz nachdem er Xi in einem Aufsatz als „Clown“ kritisiert hatte. Selbst Chinas Vorzeigeunternehmer Jack Ma, Gründer von Alibaba und vor drei Jahren noch

Mit bürokratischen Hürden versucht die Regierung, den Abfluss der Elite und von Talenten zu bremsen

der reichste Mann Asiens, verschwand 2020 für Monate, nachdem er Kritik an Finanzreformen geäußert hatte. Mas Firmen wurden später mit Milliardenstrafen belegt.

Wer es sich leisten kann, verlässt sich deshalb auf ein Netzwerk aus Untergrund-Banken, Beratungsfirmen sowie Visa- und Schulexperten, um Vermögen und Familie sicher ins Ausland zu bringen. „Viele hatten schon in der Vergangenheit Exit-Pläne. Was sich geändert hat, ist, dass diese Pläne jetzt umgesetzt werden und die Leute ins Ausland gehen“, sagt David Lesperance. Der Kanadier berät Unternehmer und Multimillionäre aus China nach eigenen Angaben bei „Steuroptimierungen, Rechtsfragen und Standortrisiken“, wenn sie ins Ausland übersiedeln wollen.

Hinter dem Entschluss zu gehen stehe meist eine kühle Abwägung, erklärt Lesperance: „Die Leute sagen: Das Risiko hat sich stark erhöht. Der Ertrag ist gesunken, weil die Geschäfte schlechter laufen. Der Triggerpunkt ist erreicht. Wir gehen.“ Viele seiner Kunden seien durch die staatlichen Willkürmaßnahmen verängstigt. Oft reiche es, die falschen Verbindungsleute zur KP zu haben, „oder wenn sie einfach dein Geld oder dein Geschäft wollen“, um ins Visier zu kommen, sagt der Anwalt. Für reiche Chinesen sei es deshalb wichtig, einen klaren Plan für die Übersiedlung zu haben. „Es ist ja ganz nett, wenn das Geld in London, der Schweiz oder New York liegt. Aber was hilft das, wenn man selbst plötzlich an einem geheim gehaltenen Ort in Zentralchina festgehalten wird?“, sagt der Berater.

Um Vermögen außer Landes zu bringen, nutzt Chinas Oberschicht das System des „fliegenden Geldes“

Der erste Schritt besteht für viele deshalb darin, einen Zweitpass zu bekommen. Doch der Zugang zu sogenannten „goldenen Visa“, bei denen man durch einen Immobilienkauf oder eine Geldanlage einen Aufenthaltstitel bekommt, ist für Chinesen schwieriger geworden. Lange Zeit war Australien beliebt. Für eine Investition von umgerechnet drei Millionen Euro erhielten Ausländer eine unbegrenzte Aufenthaltsgenehmigung. Im Januar hat Canberra das Programm eingestellt – 85 Prozent der Empfänger der Visa waren Chinesen gewesen. Auch in Europa haben Länder wie Portugal, Irland und Griechenland ihre „Golden Visa“-Programme eingeschränkt oder angekündigt, dies zu tun.

Ein Schlupfloch bleibt Malta, wo Chinesen durch ein Investment oder durch den Kauf einer Immobilie einen EU-Pass bekommen. In Asien zieht es viele reiche Chinesen nach Singapur, beliebt sind auch Dubai und karibische Staaten. „Je mehr Wohlstand man hat, desto größer sind die Optionen für Visa“, sagt Lesperance.

Um ihr Vermögen außer Landes zu bringen, nutzt Chinas Oberschicht ein System, das als „fei qian“ bekannt ist – „fliegendes Geld“. Einst war das Verfahren von Händlern in der Tang-Dynastie erfunden worden, um Rechnungen über weite Distanzen begleichen zu können. Weil die Beträge gegeneinander verrechnet werden, muss dabei kein Geld physisch transportiert werden – ähnlich dem islamischen Hawala. Heute ist „fei qian“ als globales Netzwerk aus Untergrund-Banken so erfolgreich, das der *Economist* von einer „neuen Ära der Kapitalflucht“ spricht. Auch Drogenhändler und die italienische Mafia würden bereits „fei qian“ für Geldtransfers nutzen, warnt die europäische Polizeibehörde Europol. Weil die Gelder als Kleinstbeträge über Messenger-Apps wie Wechat verschickt werden, sind die Behörden oft machtlos. Als Gegenleistung für den Geldtransfer erhalten die Mittelsmänner einen Prozentsatz der Transfersumme.

EIN GROSSER TEIL DES GELDES landet in Singapur. Der südasiatische Stadtstaat, in dem Chinesisch die wichtigste Sprache nach Englisch ist, hat sich zu einem Mekka für wohlhabende Chinesen aus der Volksrepublik entwickelt. Seit 2020 ist die Zahl der sogenannten



**31. ÖSTERREICHISCHE
MEDIENTAGE**
25.-26. SEPTEMBER 2024
ERSTE CAMPUS WIEN

Das ganze Programm **online** entdecken:

www.medientage.at

HIGHLIGHT-DEBATTE
25. SEPTEMBER, 10:10:
„DIE WELT, IHRE KRISEN
UND DIE MEDIEN“

mit **Tim Cupal** (ORF), **Frederik Pleitgen** (CNN),
Paul Ronzheimer (BILD) und **Anna Schneider** (WELT)



**LIVESTREAM
VERFÜGBAR**

HORIZONT



Family Offices in der Stadt, mit denen reiche Familien ihre Vermögen steuern, von 400 auf 1400 im vergangenen Jahr gestiegen. Besonders beliebt bei den Neubürgern aus China sind Luxusvillen auf der vorgelagerten Insel Sentosa, wo allein die Mitgliedschaft im Golfklub 670 000 US-Dollar kosten kann. Singapur sei eine „sehr praktische neutrale Zone“, in der reiche Chinesen ihren Geschäften nachgehen können, sagte der Banker Song Seng Wun der Agentur *afp*.

LOKALE MEDIEN berichten regelmäßig über chinesischstämmige Superreiche wie Tiktok-Gründer Zhang Yiming, der

wie andere Topmanager seiner Firma in Singapur lebt. Auch wenn Singapur keine Demokratie ist, ist die Stadt wegen ihres starken Rechtsstaats bei Unternehmern beliebt. Aginny Wang kam 2022 aus Peking nach Singapur. „Wenn man kein Mitspracherecht hat, wie eine Regierung Regeln aufstellt, muss man nicht dort bleiben“, sagte die Start-up-Gründerin der *New York Times*. Allerdings schafft der Zuzug aus der Volksrepublik auch Probleme. Chinesische Käufer haben in den vergangenen Jahren so viele Wohnungen in Singapur gekauft, dass die Immobilienpreise explodiert sind. Um den Markt abzukühlen, hat die

Chinesen haben so viele Wohnungen in Singapur gekauft, dass die Immobilienpreise dort explodiert sind



China betreibt ein weltweites Netz aus „Übersee-Polizeistationen“, um Chinesen im Ausland zu kontrollieren

immerhin gilt in dem Land die Meinungsfreiheit.“ In Europa sind es die Metropolen London, Paris und Berlin, in denen sich Chinesen niederlassen.

Doch auch in ihrer neuen Heimat sind die Exilanten nicht sicher vor Pekings Einfluss. Wer sich öffentlich kritisch über Xi Jinping und die KP-Herrschaft äußert, muss mit Repressalien rechnen. „Manchmal reicht die Drohung, dass ein Familienmitglied in China seinen Job oder seine Karriere verlieren könnte“, sagt die heute in Berlin lebende Pekinger Unternehmerin. In anderen Fällen wie bei dem Uiguren Tahir Mutällip Qahiri rufen lokale chinesische Polizisten auch direkt in Deutschland an, um Kritiker unter Druck zu setzen. Einer Recherche der *Süddeutschen Zeitung* zufolge werden kritische Chinesen hierzulande so systematisch durch Anrufe und zum Teil auch physisch bedroht, dass die Zeitung von „psychologischer Kriegsführung“ gegen die Exilanten spricht. „Sie wollen dich psychisch kaputt machen. Sie wollen dir den Schlaf rauben“, berichtete eines der Opfer, die Autorin Su Yutong.

Offenbar ist sich Pekings Führung bewusst, dass sie die Abwanderung der Menschen nicht völlig stoppen kann. Stattdessen ist das Ziel, die chinesische Diaspora unter Kontrolle zu halten. Im Fokus stehen Dissidenten, Kritiker, aber auch Studenten aus China. Eltern von chinesischen Stipendiaten wurden von Chinas Behörden gewarnt, dass sie die Ausbildungskosten zurückzahlen müssen, wenn sich der Sohn oder die Tochter im Ausland „unpatriotisch“ verhalten sollte.

Chinesische Auslandsstudenten berichten, dass sie regelmäßig von Mitarbeitern der chinesischen Botschaft oder von prochinesischen Organisationen kontaktiert werden, um sie ideologisch auf Pekings Linie einzuschwören. Organisiert wird die Kampagne von der Vereinigten Arbeitsfront des Zentralkomitees der KP, die unter Xi Jinping mit mehr Geld und Macht ausgestattet wurde. Sarah Brooks, China-Expertin bei Amnesty International, spricht von einem neuen System der „grenzüberschreitenden Unterdrückung“: „Die chinesischen Behörden haben eine Strategie entwickelt, um

die Menschenrechte von Studenten überall auf der Welt zu beschneiden.“

Dazu betreibt China auch ein weltweites Netz aus sogenannten „Übersee-Polizeistationen“, um Chinesen im Ausland zu kontrollieren, wie die Menschenrechtsorganisation Safeguard Defenders 2022 öffentlich machte. Mehrere dieser Stationen, die Verbindungen zum chinesischen Geheimdienst hatten, sollen auch in Deutschland aktiv gewesen sein. Zwar hat Berlin die Polizeistationen als „Verletzung der Souveränität“ der Bundesrepublik Deutschland kritisiert und von Peking die Schließung gefordert. Doch die Auslandschinesen wissen, dass Chinas Macht sie auch in der neuen Heimat erreichen kann. „Wenn ich mit meiner Familie in Peking über Wechat spreche, muss ich vorsichtig sein, was ich sage“, berichtet die in Berlin lebende Unternehmerin. Bei chinesischen Kommunikationsdiensten würden stets die Sicherheitsbehörden mithören. „In gewisser Weise fühlt sich das Leben außerhalb genauso an wie das Leben in China.“

Regierung die Immobiliensteuer für Ausländer auf 60 Prozent erhöht.

Auch andere Metropolen erleben einen Anstieg von chinesischen Emigranten, die den Zwängen der Volksrepublik entfliehen wollen. Thailands zweitgrößte Stadt Chiang Mai, bekannt für ihre entspannte Atmosphäre, hat sich zu einem Exilort für chinesische Künstler und Jungunternehmer entwickelt. In der Altstadt zwischen den Tempeln betreiben Chinesen Buchläden und Cafés. „Thailand ist zwar nicht so sicher wie die USA, Europa oder Japan“, sagte der Schriftsteller Zheng Shiping, der seit 2019 in Chiang Mai lebt, dem *Guardian*. „Aber



HARALD MAASS ist Journalist und wurde für seine Arbeit im Jahr 2019 mit dem Deutschen Reporterpreis ausgezeichnet.

Das Gespräch führte
DANIEL GRÄBER

Falscher
Alarmismus und
verdeckte Ziele:
Wissenschafts-
journalist *Axel
Bojanowski* will
eine offenerere
Debatte um das
Menschheits-
dilemma
Klimawandel.

Fotos
PAULA MARKERT

Axel Bojanowski
diplomiert an der Universität
Kiel über Klimaforschung.
Seit 1997 arbeitet er als
Wissenschaftsjournalist.
Er war Redakteur beim
Nachrichtenmagazin *Spiegel*,
dann Chefredakteur bei
Bild der Wissenschaft und
Natur. Seit August 2020
ist er Chefreporter für
Wissenschaft bei *Welt*. Der
Berufsverband Deutscher
Geowissenschaftler hat ihn
2024 für seine publizistischen
Leistungen ausgezeichnet.

„Brachialer
Katastrophismus führt
nicht zur Lösung“



KAPITAL



Der Journalist und Buchautor Axel Bojanowski lebt und arbeitet in Hamburg



Was viele „schon immer übers Klima wissen wollten, aber bisher nicht zu fragen wagten“: Wie schlimm ist das Problem der globalen Erwärmung wirklich, Herr Bojanowski? Und welche Rolle spielt dabei das CO₂?

Axel Bojanowski: Die Wissenschaft hat sehr gut belegt, dass es dieses Problem gibt. Es gibt keine überzeugendere Theorie als die, dass vom Menschen verursachte Treibhausgase die Erwärmung getrieben haben und auch weiter treiben werden. Aber dann kommt die nächste Frage: Welche Risiken gehen damit einher? Und da wird es schwieriger. Denn die Unsicherheiten sind sehr groß. Innerhalb der Wissenschaft wird darüber viel offener diskutiert als in der politischen Debatte. Die Klimaforschung wird leider oft missbraucht, um Druck zu erzeugen. Es werden Dinge übertrieben und Sicherheiten vorgegaukelt, die es nicht gibt.

In Ihrem Buch schreiben Sie, die Klimadebatte sei von Extremisten gekapert worden. Was meinen Sie damit?

Bestimmte Gruppen haben sich bestimmte Aspekte der Klimawissenschaft herausgepickt, um sie als politische Argumente zu nutzen. Das führt dazu, dass die Polarisierung zunimmt und man sich über Klimaforschung nur noch äußert, um einem bestimmten Milieu zu signalisieren, dass man dazugehört. Man spricht nicht mehr über Risiken und Unsicherheiten der Wissenschaft, sondern man behauptet apodiktisch Dinge. Zum Beispiel: „Jetzt stehen wir vor den Kippunkten.“ Extreme Rhetorik hat sich durchgesetzt, weil politische Gruppen aufeinander losgehen und man keine ernsthafte Debatte führen, sondern einen Streit gewinnen will. Kommunikationsforschung zeigt: Je feindseliger man auftritt, desto mehr Ansehen erlangt man im eigenen Milieu.

Der politische Streit dreht sich darum, ob und wie schnell wir auf fossile Energieträger verzichten können.

Es ist ein Menschheitsdilemma. Um die Erderwärmung unmittelbar zu stoppen, müssten wir auf die Energie, die uns Wohlergehen und Wohlstand gebracht hat, komplett verzichten. Selbst die langsame

„Das 1,5-Grad-Ziel zu halten, wäre gesellschaftlicher Selbstmord“

„Die Klimaforschung wird leider oft missbraucht“

Umstellung der Energieversorgung ist ein komplexes Dilemma, auf sehr vielen Ebenen. Es lässt sich nicht dadurch lösen, dass einseitige Schreckensszenarien verbreitet werden.

Auf der anderen Seite ist der Komplettumbau des Energiesystems eine radikale Maßnahme, für die sich ohne Schreckensszenarien kaum Mehrheiten finden lassen.

Diese Angstmache durch Katastrophenszenarien kann kurzfristig Aufmerksamkeit bringen, aber sie verpufft langfristig. Denn es bildet sich immer eine Gegenbewegung, die diese Übertreibungen entlarvt, und dann hat man den Diskurs verloren. Man muss das Problem rational angehen. Es geht um eine nüchterne Abwägung, wie viel Erwärmung wir zu welchen Kosten verhindern können und wie viel wir zulassen müssen. Das betonen Ökonomen seit Jahrzehnten. Um das 1,5-Grad-Ziel zu halten, müssten wir sofort aus den fossilen Energien aussteigen. Das wäre gesellschaftlicher Selbstmord. Zwei Grad werden auch extrem schwierig, wie beispielsweise Ökonomie-Nobelpreisträger William Nordhaus feststellt. Das lässt sich in demokratischen Gesellschaften kaum durchsetzen, denn es würde in die Armut führen. Aber wenn Sie solche Dilemmata aussprechen, werden Sie sofort in das Lager der Klimaleugner gedrängt. Selbst Nordhaus ist das passiert. Eine sinnvolle ökonomische Debatte wird dadurch verhindert. Dabei ist genau die notwendig. Der Klimawandel ist ein ökonomisches, spieltheoretisches Problem. Brachialer Katastrophismus wie: „Wenn ihr weiter Auto fahrt, werden eure Kinder am Klimawandel sterben“ führt nicht zur Lösung dieses Problems. Er führt eher dazu, dass sie erschwert wird.

Wie kam es zu dieser Radikalisierung? Hat die Wissenschaft die Politik instrumentalisiert oder umgekehrt?

Es ist ein Mischfeld aus Politik und Wissenschaft, an dem nur sehr wenige Wissenschaftler beteiligt sind. Aber das sind diejenigen, die den Diskurs in der Öffentlichkeit bestimmen. Der bekannteste Fall ist die Geschichte von den planetaren Grenzen. Ein kleiner

Kreis von Wissenschaftlern postuliert seit Jahren, dass die Menschheit angebliche Grenzen der Erde überschreite. Innerhalb der Wissenschaft stößt dies auf starke Kritik. Doch in der Öffentlichkeit hat sich der Begriff durchgesetzt, weil er politisch anschlussfähig ist. Er ruft Politiker auf den Plan, die den Mangel verwalten wollen und die Menschheit einhegen. Deshalb sind die planetaren Grenzen so erfolgreich: weil man sie politisch nutzen kann. Sie scheinen ein globales Problem zu sein und dienen daher als Legitimierung für internationale Gremien wie die Vereinten Nationen. In diesen Gremien erhalten die Wissenschaftler wiederum Sitze in Kommissionen. Das ist ein sich selbst verstärkender Prozess. Die Vorstellung, der Mensch mache die Erde kaputt, ist so tief in der westlichen Kultur verankert, dass solche Behauptungen wie die der planetaren Grenzen in den Medien kaum hinterfragt werden. Dadurch haben Politiker ein Feld, auf dem sie quasi ohne Kritik vorangehen können.

Aber ist der Ressourcen hunger der Menschheit nicht tatsächlich ein Problem?

Es gibt diese Grenzen der Ressourcen nicht so, wie man sich das in Kinderbüchern und Medien vorstellt. Kreativität und Innovationsgeist verhindern, dass zwangsläufig immer mehr Ressourcen verbraucht werden, um Wirtschaftswachstum zu ermöglichen. Wachstum wird mittlerweile auch aus Effizienz und neuen Ideen kreiert. Ein Mobiltelefon ersetzt fast 50 Geräte, die früher alle einzeln hergestellt werden mussten. Die Preise der meisten Rohstoffe sind in den vergangenen Jahrzehnten nicht gestiegen, zunehmende Knappheit wird also nicht angezeigt. Mit der Behauptung, es gebe diese Grenzen und der Mensch überschreite sie, kann man Politik machen, aber wissenschaftlich begründet ist sie nicht.

Dann geht der Impuls doch eher von Politikern aus, die sich alarmistische Wissenschaftler suchen.

Ja, aber man darf sich das nicht so vorstellen, als ob Leute ein Konzept gemacht haben und jetzt die

**„Wachstum wird
auch aus Effizienz
und neuen Ideen
kreiert“**

„Die Vorstellung, der Mensch mache die Erde kaputt, ist tief verankert“

Welt unterjochen wollen. So einfach funktioniert es nicht. Es läuft eher wie bei Paul Ehrlich, der 1968 die Bevölkerungsbombe postuliert hatte. Er war ein Insektenforscher, der gerne in der Öffentlichkeit redete und Applaus bekam. Seine längst widerlegte Behauptung war: „Die Menschen werden immer mehr. Das wird wie bei Insekten, irgendwann sind es zu viele und die Population fällt zusammen. Es gibt die große Katastrophe.“ Politiker in vielen Ländern haben auf der Basis dieses Postulats schreckliche Dinge getan: Millionen Frauen wurden sterilisiert, es wurden Abtreibungen eingeleitet. Und es war nicht unbedingt so, dass Paul Ehrlich an der großen Politik mitwirken wollte. Sondern er schien es einfach zu genießen, ständig vor der Kamera zu sein und als Intellektueller gefeiert zu werden. Es gibt in der Wissenschaft Leute, die diese Bühne toll finden. Dazu kommt die Nähe zur Politik, dass man Präsidenten trifft, dass man überall hofiert wird. Und so ist es heute auch mit entsprechenden naturwissenschaftlichen Theorien, die oft viel zu einfach sind, aber anschlussfähig für die Politik.

Warum kommt in solchen Fällen so wenig Kritik aus der Wissenschaft selbst?

Weil sich Wissenschaftler selten trauen, in der Öffentlichkeit ihre Kollegen zu kritisieren. Denn sie werden dann attackiert als Leugner, als Außenseiter, als was auch immer – das bedeutet eine soziale Hochkostensituation, weil die Attackierten dann meist alleine stehen, selbst wenn sie wissenschaftliche Fakten auf ihrer Seite haben. Dadurch bleiben politisch anschlussfähige Theorien in der öffentlichen Debatte oft unwidersprochen. Und das führt dann dazu, dass Dinge im Namen der Wissenschaft diskutiert werden, die eigentlich wissenschaftlich gar nicht robust sind.

Dieses Phänomen haben wir auch in der Corona-Krise erlebt. Politiker haben sich Wissenschaftler gesucht, die trotz unsicherer Situation klare Ansagen gemacht haben. Eine offene Diskussion hat nicht stattgefunden.

Die Corona-Pandemie war in mancher Hinsicht die Klimadebatte im Schnelldurchlauf. In der





Wissenschaft gibt es meistens keine eindeutigen Ergebnisse. Hohe Risiken gehen mit großen Unsicherheiten einher. Es gab dieses gefährliche Virus, aber auch eine sehr große Unsicherheit über Folgen und Maßnahmen. Trotzdem musste die Politik handeln. Aber wenn man den Leuten die Unsicherheiten verschweigt, führt das zu einem Glaubwürdigkeitsverlust, wenn später aufgedeckt wird, dass bestimmte Maßnahmen falsch waren. Bei Corona wurden die Probleme schnell aufgedeckt, weil eine Pandemie schnell verläuft. Der Klimawandel passiert hingegen langsam. Wenn man Unsicherheiten verschweigt, kann man damit länger durchkommen. Aber mittlerweile sind die ersten in den 1970er und 1980er Jahren prognostizierten Fristen überschritten, ohne dass die Klimakatastrophe eingetreten ist. Es funktioniert nicht so, wie es die Apokalyptiker beschreiben. Man muss immer sagen, dass vieles beim Klimawandel nicht gut verstanden ist – das gilt natürlich auch andersherum: Kippunkte sind möglich, obwohl wenig über sie bekannt ist. Wenn man die Unsicherheiten verschweigt, fällt es einem irgendwann auf die Füße. Man darf mit freien Bürgern nicht so kommunizieren.

Welche Rolle spielen die Medien?

In den Medien finden die Extremszenarien der Klimaforschung größeren Anklang als die wahrscheinlichen Szenarien, das hat Kommunikationsforschung gut belegt. Das Phänomen ist bei den Klimaberichten der Vereinten Nationen gut zu sehen. Es werden am liebsten die Horrorszenarien mit den pessimistischsten Annahmen herausgegriffen. Und anders herum wissen Institute, die sich über Drittmittel finanzieren müssen, ganz genau, dass sie mit alarmistischen Klimastudien in die Medien kommen und so auf sich aufmerksam machen können.

Sie waren lange Wissenschaftsredakteur beim Spiegel. Wie haben Sie dort den internen Klimawandel erlebt?

Der *Spiegel* war früher kritisch in alle Richtungen. In den letzten Jahren ist er, wie andere Medien auch,

„Wenn man die Unsicherheiten verschweigt, führt das zu Glaubwürdigkeitsverlust“

„Es werden am liebsten die Horrorszenarien herausgegriffen“

aktivistisch geworden. Ein drastisches Beispiel, das ich selbst miterlebt habe – ich beschreibe es in meinem Buch –, ist der Fall des preisgekrönten *Spiegel*-Reporters Claas Relotius, der später als Fälscher entlarvt wurde. In seiner letzten Titelgeschichte ging es um den Anstieg des Meeresspiegels. Er hatte darin geschrieben, dass Dörfer in Kiribati, ein Inselstaat im Pazifik, schon untergingen. Und er hatte vorgegeben, dort gewesen zu sein und mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie die Fluten die Inseln überspülen. Aber wenn man sich die Daten anguckt, muss man zweifeln; der Meeresspiegel in Kiribati ist recht stabil. Und es gibt viele Studien, die zeigen, dass die Inseln dieser Regionen eher größer werden, nicht kleiner, weil sie mit dem Meeresspiegel mitwachsen. Das ist ein interessantes geologisches Phänomen. Man hätte also misstrauisch werden müssen. Aber weil Relotius' Geschichte in die politisch erwünschte Richtung passte, wurde sie veröffentlicht. Hinterher stellte sich heraus, dass er anscheinend gar nicht in Kiribati gewesen war.

Haben Sie Ihre Zweifel vor Veröffentlichung geäußert?

Ja, ich habe die Leute, die dafür zuständig waren, sogar schriftlich gewarnt, dass da etwas nicht stimmen kann. Aber es gab nie eine Reaktion. Das hat mich auch nicht überrascht. Denn das ist das übliche Prinzip. Wenn eine Geschichte über Klima oder Umwelt in die apokalyptische, katastrophistische Richtung gedreht wird, gibt es keinen Rechtfertigungsdruck. Das geht immer durch. Selbst wenn da 1000 Fehler drin sind. Mit solchen Geschichten erzeugt man im Journalismus keinen Widerstand im eigenen, karriererelevanten Milieu. Ganz anders ist es mit skeptischen Klimatexten. Da hätten sofort zehn Kollegen draufgeschaut und gesagt: „Das müssen wir ganz genau prüfen.“

War diese Erfahrung mit ein Grund dafür, weshalb Sie 2019 das Magazin verlassen haben?

Ja. Damals kamen auch Berater in die Redaktionskonferenzen und erzählten uns, man dürfe nicht mehr „Klimawandel“, sondern müsse „Klimakrise“ schreiben. Und nicht mehr „Erderwärmung“, sondern



„Erderhitzung“. Man sollte also die wissenschaftlich zutreffende, präzise Beschreibung unterlassen und stattdessen politisch überprägte Begriffe nutzen, die den Leser in eine Richtung schubsen. Diese aktivistische Herangehensweise war einfach nicht mehr das, was ich unter Journalismus verstehe. Ich bin nicht der Oberlehrer, der den Lesern sagt, was sie denken sollen. Sondern ich finde, wir müssen darstellen, was ist: Wissen, Risiken, Unsicherheiten, Dilemmata, Probleme, versteckte Interessen.

Wenn man sich die Auflagenentwicklung von Zeitschriften und Zeitungen betrachtet, sieht man, dass es bei der Leserschaft nicht sonderlich gut ankommt.

Man schreibt für ein bestimmtes Milieu, dem sich viele Journalisten selbst zugehörig fühlen, aber andere wenden sich ab. Weil sie nicht mehr ergebnisoffen informiert, sondern belehrt werden. Da sind abstruse Dinge entstanden, weil auch wahnsinnig viel Geld drinsteckt. Sogenannte Philanthropen pumpen über ihre Stiftungen etliche Millionen in Projekte zur Diskurslenkung, auch Medien und selbst ernannte Faktenchecker erhalten Geld. Ich finde das sehr erstaunlich. Man kann sich doch nicht im Namen einer bestimmten politischen Bewegung vereinnahmen lassen. Das Problem des Klimawandels ist zu wichtig, um es interessegeleitet darzustellen.

Diese Philanthropen sind Milliardäre aus den USA, von denen manche durch Erdöl reich geworden sind. Wie erklären Sie sich deren Engagement in Deutschland?

Das Problem ist, dass sie diese aktivistische Szene finanzieren, der es nicht primär darum geht, das Klimaproblem zu lösen, sondern eine bestimmte Lösung durchzusetzen: nur noch Wind- und Sonnenenergie, verbunden mit Schrumpfungsgedanken, Kollektivismus-Sehnsüchten und Verzichtsrhetorik. Aber damit löst man das Problem nicht, sondern, ganz im Gegenteil, man verfestigt es. Ich denke, manche dieser Milliardäre wissen gar nicht genau, was mit ihrem Geld getan wird. Aber sie nutzen das Klimathema,

„US-Milliardäre nutzen das Klimathema, um politische Netzwerke zu spinnen“



Das Buch zum Thema

Axel Bojanowski:

„Was Sie schon immer über das Klima wissen wollten, aber bisher

nicht zu fragen wagten“

Westend Verlag, Berlin 2024.

288 Seiten, 25 €

um politische Netzwerke zu spinnen, ohne dass kritische Fragen gestellt werden. Sie können ihre politischen Ambitionen hinter der vermeintlichen Wohltätigkeit verstecken. Deutschland ist bei diesem Thema unglaublich naiv. Denn das Interesse ausländischer Sponsoren ist natürlich nicht das Prosperieren der deutschen Wirtschaft. Im Ausland kann man es leicht in Kauf nehmen, wenn die deutsche Autoindustrie vor die Hunde geht. Und wenn dann die ausländischen Autohersteller davon profitieren, akzeptiert man es dort gerne. Aber dass das in Deutschland so hingegenommen wird, ist eigentlich schwer zu verstehen.

Russland hat Umweltschutzgruppen in Europa finanziert, die erfolgreich gegen Erdgas-Fracking agitiert haben. Da ging es darum, dass uns Russland sein Gas verkaufen wollte. Diese neuen, radikalen Klimaschutzgruppen bekommen Millionen aus den USA.

Da gibt es eine Parallele. Letztlich haben die USA davon profitiert, dass Deutschland seine Erdgasvorkommen nicht nutzt, weil sie uns jetzt ihr Frackinggas verkaufen. Die Klimaproteste waren da ein Faktor. Man darf sich das aber nicht wie eine groß angelegte Verschwörung vorstellen, sondern das sind immer kleine Schritte der Opportunitäten. Außerdem gab es diese Anti-Fracking-Proteste auch in den USA selbst. Auch von diesen Milliardären unterstützt. Nur hatten die dort keinen Erfolg, weil die Diskussion in den USA insgesamt etwas erwachsener, heterogener ist. Es gibt dort eine Gegenbewegung, pro Energieversorgung, die es in Deutschland nicht gibt. In Deutschland ist es inzwischen politisch ja sogar heikel, Energie gut zu finden, Energie ist „rechts“. Dabei ist Energie die Grundlage für jede Art von Wohlstand. Die Debatte in Deutschland läuft immer Richtung Verbot von Dingen, die umweltmäßig mit Risiken behaftet sind, deren Nutzen aber nicht gewürdigt wird. Diese Mentalität fällt Deutschland jetzt auf die Füße. Wir sitzen auf der Kohleenergie und haben den zweitschlechtesten CO₂-Fußabdruck in Europa. Und das bei der Vorreiterrolle, die Deutschland angeblich spielen will. ●

FEMINISTIN?



FÜR ALLE,
DIE FRAGEN
HABEN.



No Business like Show Business

In den USA ist die bibeltreue Trump-Unterstützerin *Cathie Wood* ein Wall-Street-Star. Nun will sie mit ihren Tech-Investmentfonds auch in Europa reüssieren.

Von PETER SCHUBERT

Als Anfang August die Kurse an der Nasdaq um gut 6 Prozent nachgaben, als wären die Fundamente der dort gehandelten Techfirmen auf Gummimatten errichtet worden, schlug Cathie Wood wieder zu. Während andere verzweifelt das Weite suchen, sammelte ihr Flaggschiffonds Ark Innovation munter weitere Aktien von AMD, 10XGenomics und Moderna ein – als Ausdruck ihrer etwas anderen Meinung. Zumindest kurzfristig hat sie recht behalten. Das Börsenbeben war nur ein vorübergehendes. Ob sie langfristig ihren Anlegern satte Gewinne beschert, wird man sehen.

Gegen den Strom ist Cathie Wood, die in den USA Zigtausende Anhänger hat und als Hohepriesterin der Wall Street gilt, auch politisch positioniert. Während das sonst liberale Silicon Valley die US-Demokraten unterstützt, zählt die Hightech-Gläubige(rin) Wood als bibeltreue Evangelistin unverbrüchlich zu den Trump-Anhängern. Damit gehört sie zu den wenigen Renegaten wie Peter Thiel und Elon Musk.

In Europa rollen nicht wenige Finanzexperten mit den Augen, wenn ihr Name fällt. Dass sie wie kaum eine weitere Börsenpersönlichkeit ihren Fonds verkörpert, hat sie berühmt gemacht wie sonst sicher nur Warren Buffett, George Soros oder Larry Fink. Inzwischen kann man der Dame mit dem gestrengen Brillengestell auch bei uns folgen und in ihre Investmentgesellschaft ARK investieren. Sollte man das tun?

In Amerika dreht sich alles um Business und den „fast buck“ – den schnellen Dollar. Wie man ihn verdient, erschwandelt oder anderen aus der Tasche zieht. Insofern muss man vorsichtig sein, ob

ihre gut klingenden Storys nur schöner Schein sind, eine perfekte Show oder tatsächlich seriös.

Die 1955 in Los Angeles geborene Ökonomin predigt seit gut zehn Jahren ihre Börsenweisheiten. Es heißt, anfangs vornehmlich in evangelikalen Kreisen. 2014 gründete Wood in den USA ihre Fondsgesellschaft namens Ark Investment Management LLC. Ark steht für das Arche-Noah-Prinzip, verheißt also die Rettung der Welt nach der Sintflut. Als in den Jahren 2020/2021 die Coronapandemie in den USA über das Land hinwegfegte, wurden es plötzlich immer mehr Jünger, die ihr zuhörten und huldigten.

Mittlerweile verwaltet sie mit drei Investmentfonds (ETF) über 100 Milliarden Dollar und ist damit zu einem neuen Star der Wall Street geworden, obwohl die Anfänge von Ark Invest in Saint Petersburg in Florida liegen und nicht etwa in Manhattan. Seit April versucht Cathie Wood nun, in Europa Geld einzusammeln. Es dreht sich um drei aktiv gemanagte ETFs, die nun auch bei uns gehandelt werden. Der Ark Innovation ETF gilt unter Anlegern als Flaggschiff. Extreme Schwankungen und hohe Volatilität kennzeichnen die Wertentwicklung. Nicht wenige Analysten werfen Wood „geradezu erratische Anlage-Entscheidungen“ vor.

DER BULLENMARKT blieb lange stabil. Vor allem an der Technologiebörse Nasdaq haussierten immer mehr No-Name-Techfirmen. So sehr, dass sie mithilfe sogenannter SPACs, also umstrittenen Börsenhüllen, in Lichtgeschwindigkeit in den Markt gedrückt wurden. Steiler Aufstieg in den Tagen nach dem Initial Public

Offering, wie der Roll-out an der Börse genannt wird. Auch rasanter Verfall, wenn die Story des Börsenneulings zwar gut klang, sich aber bei den ersten Quartalszahlen als heiße Luft herausstellte.

J.D. Vance, Donald Trumps Running Mate im Wahlkampf, war Spezialist für solche Risikofinanzierungen. Wie bei der Pleitefirma Appharvest, die er in den heimischen Appalachen von einer Tomatenfarm zur vertikalen Agrikultur hochjazzte, bis ihr nomineller Wert von 30 Millionen Dollar auf eine Milliarde aufgeplustert war – und schließlich 2023 der Ballon platzte. Peter Thiel hat offenkundig gut mitverdient. Er hatte J.D. Vance mit hinreichend Startkapital ausgestattet. Es ist genau die Art von Geschäften, die auch Donald Trump liebt und die bei ihm Eindruck hinterlassen.

Irgendwie gehört Cathie Wood mit zum Clan. Sie bevorzugt Florida, wo auch Trump sein Steuerparadies gefunden hat, gegenüber dem Silicon Valley. Im Juni kündigte Wood öffentlich an, Trump im November zu wählen. Wie viele ihrer Bitcoins Cathie Wood gespendet hat, ist nicht wirklich transparent. Sie könnte es sich aber leisten, seine Wiederwahl mitzufinanzieren. Denn ihre Verwaltungsgebühren sorgen für ordentlich Zufluss, egal wie es tatsächlich an der Börse läuft. Gut 250 Millionen Dollar beträgt ihr Privatvermögen bereits.

Cathie Wood, auf ihre Art, beschreibt die Zukunft von Wirtschaft und Börse. Ihre rhetorischen Fähigkeiten sind unbestritten, ob sie besondere analytische Fähigkeiten besitzt, ist fraglich.

PETER SCHUBERT ist stellvertretender Chefredakteur der *Deutschen Wirtschaftsnachrichten*.

Findige Kaufleute

Die Reederei F. Laeisz steuerte mit einer stolzen Flotte und vielen Wagnissen durch zwei Jahrhunderte. *Nikolaus Hans Schües* hält das Traditionsunternehmen auf Kurs.

Von KRISTINA LÄSKER

Angefangen hat es mit Zylinderhüten in der Biedermeierzeit. Am 24. März 1824 übernahm Ferdinand Laeisz (sprich: Leiß) den Kolonialwarenladen der Eltern in Hamburg. Laeisz hatte früh das Hutmachen gelernt. Neben Kaffee, Tee und Gewürzen bot er selbst gemachte Zylinder an, bespannt mit buntem Samt aus Seide. Das kam bei reichen Bürgern gut an. Laeisz gab einem Kapitän probeweise eine Ladung nach Argentinien mit. Auch dort verkaufte sich die Kopfbedeckung bestens. Buenos Aires, Caracas, Santiago de Chile, Lima: Laeisz gründete nach und nach Filialen in Südamerika. Weil die Käufer oft lieber mit Zucker, Baumwolle oder Kakao statt mit Geld zahlten, organisierte Laeisz ein Schiff. Hin waren Hüte an Bord und zurück Lebensmittel. Das war der Einstieg in den Seehandel und die Basis für eine der ältesten Reedereien der Stadt: die F. Laeisz GmbH.

200 Jahre später empfängt Inhaber Nikolaus Hans Schües in einem alten Kontorhaus in der Innenstadt. Der 58-jährige Volkswirt ist der siebte Geschäftsführer des Betriebs. In der Halle vor seinem Büro hängen Ölgemälde der Vorgänger. Wie sie herrscht Schües über eine stolze Flotte. Momentan besteht sie aus 21 Autofrachtern, vier Containerschiffen, sieben Gastankern, sechs Forschungsschiffen und zehn Flusskreuzfahrtdampfern.

So ein Flottenmix ist in der Branche selten, doch der Reederei tat das eher gut: Weltkriege und Krisen überstand sie auch deshalb, weil sie oft Neues oder Kurioses wagte und zugleich am Alten festhielt. „Es mag von außen so aussehen, als wären wir ein Sammelsurium“, sagt Schües, „aber wir sind mit der Diversifizierung ganz gut gefahren.“

Was selbst in Hamburg kaum einer weiß: F. Laeisz ist der wichtigste Bananenlieferant für eine große Supermarktkette. Das verrät der Blick in die Bilanz: Der Umsatz 2023 betrug etwa 302 Millionen Euro, die eine Hälfte wurde mit Bananenhandel erzielt. Der Gewinn betrug 67 Millionen Euro. Dazu hätten die Bananen weniger beigetragen, sagt Schües, die Margen seien klein. Er schätzt den Bananenhandel trotzdem. „Er hat uns in der jüngsten Schifffahrtskrise beruhigt und stabilisiert.“

GROSS GEMACHT haben den Mittelständler gleich drei Familien. Gründer Laeisz und seine Nachkommen setzten auf schnelle Großsegler aus Stahl – und nicht wie andere auf Dampfschiffe. Zur Flotte gehörte auch der Viermaster Pecking, er liegt heute nicht weit entfernt im Hafen als Museumsschiff. Später übernahm der Prokurist Paul Ganssaue die Reederei, er entdeckte den Bananenhandel und baute ihn auf. Vor 40 Jahren übernahm Nikolaus Walter Schües die Anteile nach und nach. Seit 2005 führt sein Sohn Nikolaus Hans die Gruppe, er hält 52 Prozent. Den Rest halten die drei Schwestern. Das hat die Familie so geregelt, damit einer am Ende das Sagen hat.

Etwa bei der Entscheidung, was die Hanseaten mit den 200 Millionen Euro machen sollen, die sie bei einem Aktienverkauf eingenommen haben. Vor zwei Jahren hatte sich F. Laeisz am Börsengang einer Reederei aus Norwegen beteiligt. F. Laeisz stieg zum größten Einzelaktionär auf. Kürzlich hat die Firma ihr Anteilspaket an die Reederei MSC (Seite 82) verkauft und Kasse gemacht.

Schües sagt, die Einnahmen würden großteils in der Gruppe bleiben. „Wir

wollen einen Teil des Geldes in Ammoniaktanker investieren.“ Die Reederei befördert seit mehr als 30 Jahren Ammoniak und will das Geschäft weiter ausbauen. Doch Schües meint noch etwas anderes.

Bisher fahren Handelsschiffe meist mit Schweröl oder Marinediesel und stoßen klimaschädliche Treibhausgase aus. Weil Umweltvorgaben verschärft werden, sucht die Branche händeringend nach saubereren Antrieben. „Wir glauben, dass sich grünes Ammoniak als Treibstoff für Schiffe durchsetzen wird“, sagt Schües. Ein Schiff mit Ammoniak im Tank würde vor allem Stickstoff und Wasserdampf ausstoßen – und kein CO₂ mehr. Doch diese Vision ist kühn. Ammoniak ist ein farbloses giftiges Gas, daraus wird häufig Dünger gemacht. Als Treibstoff ist es nicht zugelassen. Passende Schiffsmotoren gibt es auch noch nicht.

Schües lässt sich davon nicht beirren. Er glaubt, dass die Schiffbauer das hinkriegen werden. Dann will er einer der Ersten sein, der einen Gastanker mit Ammoniaktrieb in der Flotte hat. Mit solchen Wagnissen scheint er es wie seine Vorgänger zu halten.

KRISTINA LÄSKER ist freie Wirtschaftsjournalistin aus Hamburg.

MYTHOS MITTELSTAND

Was hat Deutschland, was andere nicht haben? Den Mittelstand! Cicero stellt in jeder Ausgabe einen mittelständischen Unternehmer vor.



Als sich ein chinesischer Staatskonzern an einem Containerterminal in Hamburg beteiligte, gab es den großen Aufschrei. Jetzt hat die Stadt ein viel gravierenderes Geschäft eingefädelt. Doch Protest gibt es bisher nur vor Ort.

Hamburger Hafenarbeiter
um 1960: Heute hat die
städtische Hafengesellschaft
rund 6800 Mitarbeiter



Der Hafendeal der SPD



Mit weitem Blick über Elbe und Schiffe stand Annalena Baerbock kürzlich auf einem Hafenkran in Hamburg und sprach eine Warnung aus, die so auffällig war wie die knallgelbe Sicherheitsjacke, die sie trug. Es sei zentral, „nicht auf das Prinzip Hoffnung“ zu setzen, wenn man die Infrastruktur im Hafen bestmöglich schützen wolle, betonte Deutschlands Außenministerin. Das war Ende Juli, und Baerbock besichtigte ein Containerterminal. Eben war die Grünen-Politikerin gefragt worden, ob sie damit zufrieden sei, dass die Regierung den Einstieg des chinesischen Staatskonzerns Cosco im Hamburger Hafen nur eingeschränkt erlaubt hatte. „Notwendig“ sei diese Begrenzung gewesen, erwiderte Baerbock, und es schwang mit, dass sie das wohl eher für eine Minimallösung hält.

Im Juni 2023 hatte sich Cosco Shipping Ports mit 24,99 Prozent am Containerterminal Tollerort in Hamburg beteiligt. Das ist das kleinste Terminal im Hafen, ursprünglich wollten die Chinesen dort mit 35 Prozent einsteigen und im Gegenzug Hamburg zu einem bevorzugten Umschlagplatz machen. Im rot-grünen Senat, der Landesregierung des Stadtstaats, hatte das Hoffnung auf Wachstum geweckt. In der Bundeshauptstadt Berlin aber war ein Streit entbrannt. Mehrere Ministerien, auch das Außenministerium, protestierten heftig. Der Grund: Deutschlands größter Hafen gehört zur kritischen Infrastruktur. Anlagen und deren Betreiber müssen geschützt werden, etwa vor Spionage oder Terrorismus. Deshalb kann die selbstbewusste Freie und Hansestadt über solche Geschäfte nicht alleine entscheiden. Vor einem Einstieg von Investoren aus Nicht-EU-Ländern gibt es oft Prüfverfahren. Auch der Cosco-Deal wurde untersucht, und die Bundesregierung erließ daraufhin eine Teiluntersagung. Cosco durfte maximal 24,99 Prozent kaufen. Das sollte den Einfluss Chinas begrenzen.

Außenministerin Baerbock hatte sich im Streitfall Cosco gegen die grünen Parteikollegen in Hamburg gestellt, und so ließ ihre erneute Mahnung aufhorchen. Denn in Hamburg steht wieder eine große Übernahme

im Hafen an. Und zwar eine deutlich weitreichendere. In der Stadt selbst ist das vom rot-grünen Senat eingefädelt Geschäft hochumstritten. Doch bundesweit ist es bislang kaum ein Thema.

Nach der Sommerpause will die Bürgerschaft, das Hamburger Parlament, darüber abstimmen – und damit über die Zukunft des wichtigsten deutschen Hafens entscheiden. Abermals will mit der Schweizer Reederei MSC ein Investor aus dem Ausland in den Betrieb der Terminals einsteigen. Vor allem die SPD setzt darauf, dass der Investor den Niedergang des Hafens stoppen wird. Doch statt Hoffnung zu säen, provoziert der Hafendeal viel Ärger und Ängste. Opposition und maritime Experten fürchten den Ausverkauf des Ports. Die Vorwürfe sind happig: Hamburg verscherble sein Tafelsilber und setze auf einen undurchsichtigen und übermächtigen Partner. Die Stadt riskiere einen Jobabbau und verprelle wichtige Kunden durch ein Quasimonopol. Der neue Deal, so sorgen sie sich, birgt größere Risiken als der Einstieg der Chinesen. Wenn er nicht noch in letzter Minute gestoppt wird.

BEGONNEN HATTE ES mit einer Überraschung. Am 13. September 2023 lud Hamburgs sozialdemokratischer Bürgermeister Peter Tschentscher kurzerhand ins Rathaus ein, schwärmte von einer „wegweisenden Transaktion“ für die maritime Wirtschaft und verblüffte selbst Hafensinsider. Die Mediterranean Shipping Company (MSC) aus der Schweiz, die größte Container-Reederei der Welt, werde künftig die Geschicke im Hafen mitbestimmen und 49,9 Prozent der Anteile an der Hamburger Hafen und Logistik AG (HHLA) übernehmen, kündigte Tschentscher an. Bisher gehören der Stadt etwa 70 Prozent an der börsennotierten HHLA (gesprochen: Hala), der Rest ist im Streubesitz. Die Stadt werde sich bald mit 50,1 Prozent begnügen, der knappen Mehrheit der Aktien, so der Bürgermeister. Die neue Partnerschaft sei „ein Meilenstein in der weiteren Entwicklung unseres Hafens“.

Auch MSC-Vorstandschef Søren Toft warb im Rathaus für den Einstieg: Die Reederei wolle die Hansestadt zu einem Knotenpunkt ausbauen, versprach der 50-jährige Däne. „In Zukunft werden wir uns tiefer und enger an Hamburg binden.“ Konkret will MSC das Ladungsaufkommen an den Terminals der HHLA stetig erhöhen. Bis 2031 soll die Zahl der Container auf eine Million pro Jahr steigen, damit würde MSC dieses Geschäft in Hamburg fast verdoppeln. Zudem versprach die Reederei, eine neue Deutschlandzentrale in der Hafencity zu errichten und zusammen mit der Stadt das Eigenkapital der HHLA um 450 Millionen Euro aufzustocken.

Am 10. Juli segnete die Hamburgische Bürgerschaft den Einstieg mit den Stimmen der rot-grünen

Von
KRISTINA LÄSKER

Regierungsmehrheit in erster Lesung ab. Dabei kam es – aus der Not heraus – zu einer nie dagewesenen Kooperation im Rathaus: CDU, Linke, AfD und FDP warnten gemeinsam vor einem „historischen Fehler“ und setzten durch, dass die zweite Lesung erst nach der Sommerpause im September erfolgen darf.

Auch im Hafen gibt es seit Monaten harten Widerstand. Mehrfach hatten Arbeiter und die Gewerkschaft Verdi zu Protest aufgerufen. Bei einer Großdemonstration zündeten sie rauchende Bengalos vor dem MSC-Sitz in der Speicherstadt und drückten auf Plakaten ihren Frust aus: „Unser Hafen, unsere Stadt. Macht den MSC-Deal platt!“ Im Herbst legten HHLA-Beschäftigte einen Tag lang die Arbeit in einem wilden Streik nieder. „Wir, die Beschäftigten der HHLA, lehnen diesen Deal ab“, sagte Christian Baranowski, der Vorsitzende des Konzernbetriebsrats. Sein Vorwurf: Es gibt keine langfristige Absicherung der Jobs. So haben Senat und MSC vereinbart, für fünf Jahre auf Änderungen bei Tarifverträgen und auf betriebsbedingte Kündigungen zu verzichten. Aber was ist danach? Noch ist die HHLA eine Aktiengesellschaft mit Mitbestimmung, doch Stadt und MSC wollen sie von der Börse nehmen. Die Anteile sollen in einer Dachgesellschaft gebündelt werden, der Vertragspartner wäre aber nicht MSC direkt, sondern eine Firma namens Shipping Agencies Services mit Sitzen in Luxemburg und Zypern.

ÄRGER ERREGT auch der Kaufpreis. Das Angebot von MSC liegt bei 16,75 Euro pro Aktie. Vor Bekanntgabe des Deals hatte das Papier bei 11,25 Euro notiert, der Preis ist also ein Aufschlag von etwa 48 Prozent. Demnach wäre die gesamte HHLA etwa 1,2 Milliarden Euro wert. Kritiker halten das für zu niedrig, auch, weil allein die Bahntochter Metrans 2022 mit etwa 1,5 Milliarden Euro bewertet wurde. Die HHLA sei viel mehr wert, sagte der Ex-Präsident des Unternehmensverbands Hafen Hamburg, Gunther Bonz, als er in einem der Ausschüsse erklärte, warum er das Ganze für einen „grundlegenden Fehler“ halte und die Stadt naiv sei. MSC habe den Senat „nach Strich und Faden über den Tisch gezogen“.

Ähnlich sehen das Hamburgs Christdemokraten. Götz Wiese, hafenpolitischer Sprecher der CDU-Fraktion, wirft dem Senat „rechtswidrige Beihilfe“ vor und hat Beschwerde bei der Europäischen Kommission eingereicht. „Staatsvermögen darf nicht unter Wert verkauft werden“, sagt Wiese. Er bemängelt, dass kein Gutachten über den Wert der HHLA erstellt wurde, und dass es vor dem Verkauf keine öffentliche Ausschreibung gab.

Tatsächlich wurde der MSC-Pakt von höchster Stelle und im Geheimen eingefädelt. Neben Bürgermeister Peter Tschentscher waren nur die Senatoren

CDU, Linke, AfD und FDP warnen Rot- Grün vor einem „historischen Fehler“

Melanie Leonhard und Andreas Dressel (alle SPD) beteiligt. Leonhard hatte die Leitung der Wirtschaftsbehörde Ende 2022 übernommen und die Nöte im Hafen geerbt. Im Frühjahr darauf führte sie Gespräche mit MSC-Chef Toft, im Juni flogen Leonhard und Dressel heimlich nach Genf und trafen die MSC-Eigner, die Italo-Schweizer Milliardärsfamilie Aponte. Die Hamburger sollen sehr angetan gewesen sein. „Die waren maximal zugewandt“, sagte Senator Dressel. Zwei Punkte seien wichtig gewesen: Apontes hätten glaubhaft versichert, die Mitbestimmung der Beschäftigten zu erhalten, und sie seien mit dem Kauf der Minderheit zufrieden gewesen.

Zuvor hatte das Trio auch mit Interessenten wie der Reederei Hapag-Lloyd aus Hamburg gesprochen. Alle hätten die Mehrheit, also mehr als 50 Prozent, an der HHLA gewollt, so Dressel. Für die SPD sei das ein No-Go gewesen. Wohl auch, weil die Bürgerschaft nächstes Jahr neu gewählt wird. Heikel ist aber auch der nun beabsichtigte 49,9-Prozent-Erwerb durch MSC, denn die HHLA ist das Herz des Hafens und das Tafelsilber der Stadt.

Der Logistikkonzern betreibt drei der vier Containerterminals. Das vierte gehört dem Rivalen Eurogate. Zur HHLA gehören 6800 Mitarbeiter. Neben Containern schlägt die HHLA Güter wie Autos, Früchte oder Massengut um. Für Transporte ins Hinterland besitzt sie eine Güterbahn-Tochter namens Metrans. Diese hat im ersten Halbjahr eine höhere Gewinnmarge als der Rest der Firma erzielt. Gegründet 1885, gehörte die Hafen-Gesellschaft mehr als 120 Jahre der Stadt. 2007 brachte sie die CDUgeführte Regierung an die Börse.



**Noch ist der
Hamburger Hafen
die Nummer drei
in Europa. Doch er
fällt stetig zurück**

**Das Containerterminal
Altenwerder ist eines von
vier im Hamburger Hafen**

DIESEN SCHRITT halten auch etliche CDU-Politiker für einen Fehler. Denn seither hatte Hamburg kein Durchgriffsrecht mehr bei dem eigenen Hafenkonzern. Vorstöße der Stadt wurden von der HHLA-Führung oft mit Verweis auf die Kleinaktionäre abgewehrt. Daher gibt es auch Hafen-Unternehmer, die den MSC-Einstieg begrüßen. „Ich sehe das als Befreiungsschlag aus einer seit langem festgefahrenen und kaum lösbaren Situation“, sagte Johann Killinger, Inhaber der Hafelogistik-Firma Buss. Killinger hatte lange ein Mehrzweckterminal im Hafen betrieben. Die Stadt habe es versäumt, ein gesundes Wettbewerbsumfeld im Hafen zu schaffen, sagte er. Kurz: Besser es passiert überhaupt etwas im Hafen als gar nichts.

Noch ist der Hafen die Nummer drei in Europa. Aber er fällt stetig zurück hinter Rotterdam (Nummer 1) und Antwerpen (2). Im Vorjahr hatten die Kräne an der Elbe nur noch 7,7 Millionen Container abgefertigt, ein Minus von 6,9 Prozent. 2023 wurden damit 22 Prozent weniger Container umgeschlagen als 2007, dem Jahr vor der Finanz- und Schiffahrtskrise.

Das große Problem: Häfen wie Rotterdam haben sich von dieser Krise längst erholt. Hamburg schrumpft. Schuld daran sind auch der russische Angriffskrieg auf die Ukraine und der zeitweilige Abschwung der Wirtschaft. Problematischer sind interne Fehler. So haben Stadt und HHLA zu wenig Geld in Kais, Brücken oder Terminals gesteckt. Manche Anlagen sind marode, erst wenige Kräne automatisiert. Es ist viel Personal nötig. Das Abfertigen der Container sei teils bis zu 30 Prozent teurer als in Rotterdam, sagt ein Insider. Nachprüfen lässt sich das kaum, die HHLA hält solche Zahlen geheim.

Seit Jahren schon vergibt die HHLA kleine Beteiligungen, um Terminals auszulasten und Kunden zu binden. 2001 übernahm Hapag-Lloyd 25,1 Prozent am Containerumschlagplatz Altenwerder. Gemeinsam mit der Salzgitter AG betreibt die HHLA den Hansaport für Kohle und Erz. Mit der Reederei Grimaldi aus Italien managt sie das Mehrzweckterminal O'Swaldkai. 2023 erfolgte der Einstieg von Cosco. Für alle Vorhaben galt: Partner dürften sich nur an einzelnen Terminals und Töchtern einkaufen, das begrenzte die Macht.

DER DEAL MIT MSC wäre ein Systemwechsel: Denn die Reederei will bei der HHLA-Holding einsteigen. Als Eigner des Mutterkonzerns wären die Schweizer allen Kunden und den beteiligten Reedereien übergeordnet. Ein solches Ungleichgewicht und Quasimonopol gibt es in Häfen wie Rotterdam nicht. Weil es den Wettbewerb abwürgen und Kunden verprellen könnte. Daher mehren sich in Hamburg die Sorgen, ob MSC-Frachter bald von der HHLA finanziell oder zeitlich bevorzugt werden könnten.

Warum beteiligt sich MSC nicht nur an einem Terminal? Wie will die Reederei den Wettbewerb sicherstellen? Interessiert sie sich für die Terminals oder die Bahntochter Metrans? Gerne würde man die Eigner das fragen, doch Medienanfragen laufen oft ins Leere. Den Abgeordneten hat sich Familie Aponte auch nicht vorgestellt, die Firma verrät nur das Nötigste. Laut Branchendienst Alphaliner herrscht MSC über eine Flotte von fast 850 Schiffen und dominiert 20 Prozent des Seehandels. MSC expandiert zudem kräftig, 100 weitere Schiffe sind bestellt und zuletzt hat MSC weltweit Laster, Eisenbahnen und Flugzeuge gekauft.

Hinter der Reederei MSC steckt die mächtige, aber schweigsame Familie Aponte

MSC beschäftigt etwa 200 000 Mitarbeiter und ist an mehr als 100 Hafenterminals beteiligt. Aufgebaut wurde die Firma vom Kapitän Gianluigi Aponte aus der Nähe von Neapel. Der 84-jährige Patriarch ist einer der reichsten Schweizer, seine Kinder und deren Ehepartner besetzen Spitzenjobs. Bis heute entscheide die Familie über heikle Themen lieber zu Hause beim Abendessen, lästert man in der Branche.

Auch die Bilanz hält der Clan geheim: Laut italienischen Medien soll der MSC-Umsatz 2022 bei etwa 86,4 Milliarden und der Gewinn bei 36,2 Milliarden Euro gelegen haben. Die Reederei habe Barreserven von über 63 Milliarden Euro gehabt. Sie wäre Hamburg damit weit überlegen: Der Doppelhaushalt der Stadt für 2023 und 2024 beträgt 37 Milliarden Euro. „Die Stadt weiß überhaupt nicht, auf wen sie sich da eingelassen hat“, warnte ein Manager, der seit langem mit MSC Geschäfte macht. Er rät zur Vorsicht: MSC agiere so aggressiv wie Amazon und sei verschlossen wie eine Auster.

Ist der Einstieg der Schweizer noch zu stoppen? Die Ampelregierung in Berlin kann dieses Mal nicht eingreifen. MSC sitzt in der Schweiz, und da gelten weniger strenge Maßstäbe als für Firmen aus China. Auch die EU-Kommission in Brüssel hat bisher nicht entschieden, ob sie den Verdacht auf staatliche Beihilfe teilt und ein Verfahren eröffnet. Und so möchte die Hamburger SPD möglichst schnell Fakten schaffen und den Deal final durchwinken. Eine Unsicherheit bleibt aber: Auch mehrere Grüne in Hamburg halten den Deal für falsch. Vielleicht sind sie ja so mutig und stellen sich am 4. September gegen die SPD. Es ist ja bald wieder Wahl.



KRISTINA LÄSKER
ist freie Wirtschafts-
journalistin
aus Hamburg.



DANIEL STELTER
SAGT IHNEN ...

Wohin mit Ihrem Geld?



Der
Tanz
geht
weiter

Möchte man als Ratgeber für Geldanlage Aufmerksamkeit erringen, muss man besonders mutige Aussagen treffen. In Verbindung mit dem Gruselfaktor zusammenbrechender Märkte ist den Crash-Gurus eine große Hörer- und Leserschaft sicher. Der Vorteil dabei: Treten die Prognosen nicht ein, sind

diese Vorhersagen meist vergessen, und Hörer und Leser freuen sich, dass es (noch) nicht so weit gekommen ist.

Nicht wenige Stammleser dieser Kolumne werden mich zeitweise auch eher im alarmistischen, negativen Lager verorten. Warne ich doch schon lange vor Schulden, Demografie, ausgesprochen schlechter Politik und Börsenexzessen – und es ist immer wieder gut gegangen.

Deshalb wage ich heute mal eine andere Prognose: Trotz der Börsenturbulenzen des vergangenen Monats dürfte es vorerst weiter nach oben gehen. Die Inflationsraten sind gesunken, die US-Wirtschaft fällt nicht in die Rezession, und sogar in Europa dürften die absehbaren Zinssenkungen die Konjunktur beleben. Die Staaten werden weiter von Sparen reden, jedoch das Gegenteil tun, und die Boomer wissen immer noch nicht, wohin mit ihrem Geld.

Schon bald werden die Hoffnungen auf ein Wachstumswunder dank Künstlicher Intelligenz die Fantasie beflügeln. Und wer weiß: Vielleicht beginnt die Spekulation auf einen politischen Kurswechsel in Deutschland nach den nächsten Wahlen? Schlechter, so mag man hoffen, kann es ja nicht mehr kommen.

Wer im Dezember 1996 auf die Warnungen des damaligen US-Notenbankchefs Alan Greenspan vor den „irrationalen Übertreibungen“ an der Börse gehört hat, hat die besten drei Jahre an der Börse verpasst. Gut also, dass kein heutiger Notenbanker eine solche Warnung aussprechen würde. Zu sehr haben wir uns von immer schneller, immer höher steigenden Vermögenswerten abhängig gemacht. Da stört man lieber nicht.

Und sollte etwas schiefgehen, zum Beispiel weil ein Hedgefonds mit zu viel Geld auf das falsche Pferd gesetzt hat, dann bleibt man bei der seit nunmehr fast 40 Jahren gepflegten Praxis: Man rettet, indem die Notenbank die Geldschleusen öffnet.

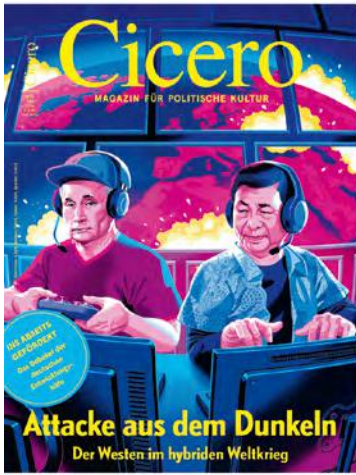
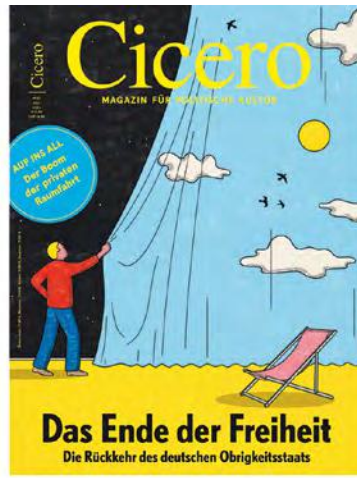
Die Schlussfolgerung ist deshalb klar: In einem Umfeld sinkender

Zinsen, anhaltend hoher Gewinne und großer Hoffnungen auf die Zukunft ist noch viel Luft nach oben. Für einen richtigen Crash müssen die Bewertungen des breiten Marktes weit nach oben aus dem Ruder laufen – und davon sind wir weit entfernt. Lasst uns also tanzen, solange die Musik noch spielt.

Jetzt wäre dies nicht meine Kolumne, wenn ich mich mit dieser einseitigen Positionierung so richtig wohlfühlen würde. Ich schaffe es einfach nicht, die erheblichen Risiken zu übersehen und vor allem nicht zu erkennen, dass wir alle einer Illusion aufsitzen, geschaffen von Schulden und Liquidität, die wie die Wellen im Meer durch die verschiedenen Vermögenswerte strömen.

Niemand hat ein Interesse daran, diese Illusion zu zerstören. Konkreter gesagt: niemand im Westen. Nicht ausschließen sollten wir jedoch die möglichen Folgen zunehmender geopolitischer Spannungen und Kriege. Darauf zu spekulieren, wäre falsch. Sich dagegen abzusichern, ist jedoch Pflicht. Wer also tanzt, sollte zugleich ausreichende Sicherheitspolster aufbauen. Ich denke da an Gold.

DANIEL STELTER ist Makroökonom, Strategieberater und Buchautor. Wöchentlich erscheint sein Podcast „beyond the obvious“. In *Cicero* schreibt er jeden Monat über das Thema Geldanlage.

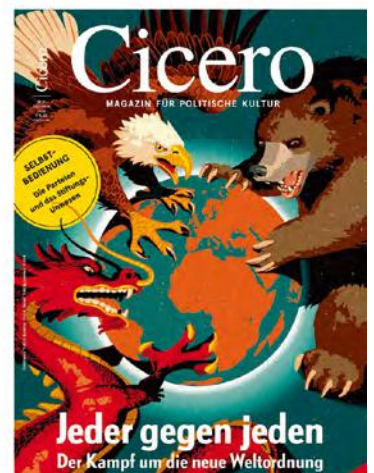
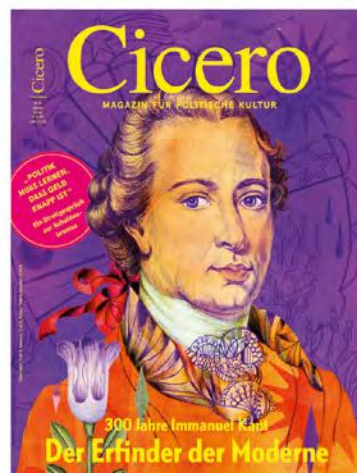
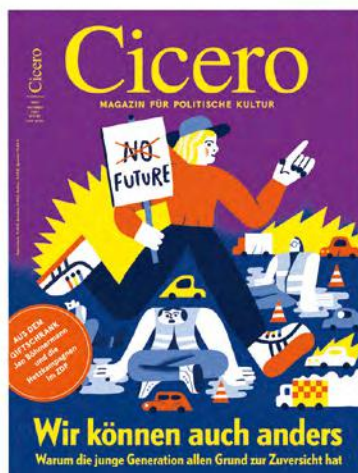
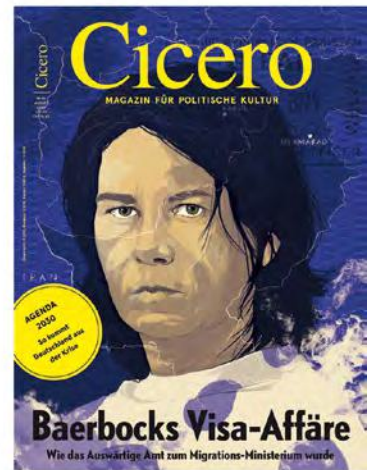
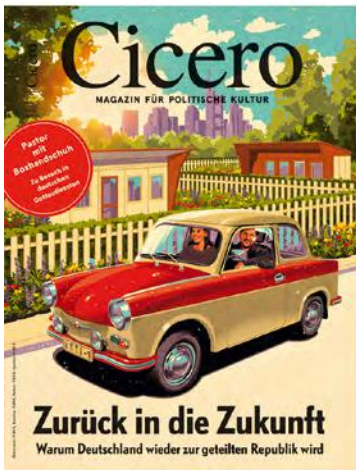
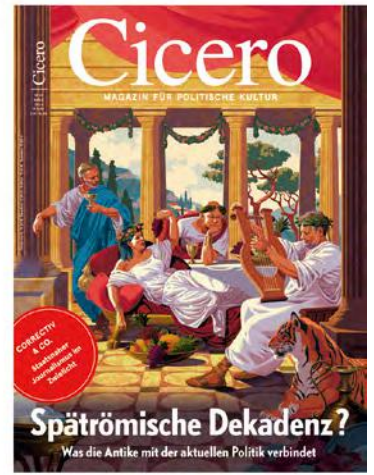


Cicero

MAGAZIN FÜR POLITISCHE KULTUR

- ▶ Keine Ausgabe mehr verpassen!
- ▶ Portofreie Lieferung
- ▶ Prämie zur Wahl
- ▶ Nach Mindestlaufzeit jederzeit kündbar
- ▶ Ein Gratis-Heft bei Bankeinzug
- ▶ **Tipp: Auch zum Verschenken!**

12 Ausgaben für derzeit 141,60 € zzgl. 1,- € Zuzahlung (inkl. MwSt. und Versand).
 Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt.
 Als leistender Unternehmer und Anbieter übernimmt die Res Publica Verlags GmbH die Betreuung und Abrechnung des Abonnements.



12 × CICERO MIT GUTSCHEIN SICHERN.

12 AUSGABEN
FÜR 141,60 €
MIT GUTSCHEIN
ZUR WAHL!

Unterstützen Sie
unabhängigen Journalismus
mit einem
Cicero-Abonnement!

A)



B)



C)



D)



Gutscheine als Prämie zur Wahl:

- A) JET-Gutschein über 90,- €
- B) Amazon-Gutschein über 50,- €
- C) Thalia-Gutschein über 50,- €
- D) OBI-Gutschein über 50,- €

EINFACH
SCANNEN UND
BESTELLEN:



Jetzt 12 Ausgaben bestellen unter:
CICERO.DE/12-GUTSCHEIN | TEL: 0451 4906 440



Von
SEBASTIAN MOLL

Harris oder Trump? Wie aus dem US-Wahlkampf ein oft irrationaler Kulturkampf geworden ist.

Kamala Harris oder Donald Trump: Amerikas Kultur steht am Scheideweg



SALON



American Psychos

Das Broadway-Musical „Suffs“ über die amerikanischen Suffragetten der 1910er Jahre hält nicht lange mit seinem ersten Höhepunkt hinter dem Berg. Gleich bei der zweiten Nummer tritt die Produzentin Shaina Taub persönlich in der Rolle der Frauenrechtlerin Alice Paul auf die Bühne und schmettert furios den Song „Finish the Fight“ in den Raum des prunkvollen Music Box Theatre an der 45th Street. Sie wolle nicht mehr betteln, sie wolle nicht mehr warten, sie wolle nicht mehr brav und anständig sein, tut Paul mit ihrem energischen Mezzosopran kund. Die Zeit, damals das Jahr 1913, sei gekommen, um aufzustehen und zu kämpfen.

Die Nummer erhält schon an gewöhnlichen Abenden Szenenapplaus, doch am Abend des 22. Juli wollte die Euphorie gar nicht mehr abebben. Ekstatische Jauchzer aus dem Publikum gingen in einen Sprechchor über, in den bald auch das Ensemble auf der Bühne einstimmte. Beinahe fünf Minuten lang schallte es „Kamala, Kamala, Kamala“.

Nur Stunden zuvor hatte Kamala Harris bekannt gegeben, dass sie als Kandidatin der Demokratischen Partei gegen Donald Trump antreten werde. Es war der Endpunkt einer turbulenten politischen Woche, in welcher die Stimmung der Demokratischen Partei von tiefer Depression in eine beinahe manische Euphorie umgeschlagen war. Statt der sicher geglaubten Niederlage von Joe Biden nach dessen desaströser Debatten-Performance sah die Partei nun nicht nur der erneuerten Möglichkeit eines Wahlsiegs entgegen, sondern der aufregenden Perspektive einer Woman of Color im Weißen Haus. Plötzlich schienen die kühnsten Hoffnungen und Träume der Suffragetten eine greifbare Möglichkeit.

Die Entwicklung lud Shaina Taubs Musical, das keine Geringere als Hillary Clinton coproduziert hatte, mit neuer Bedeutung auf und machte es, nach einem schleppenden Start im Frühjahr, über Nacht zum Hit. Die Ticketpreise zogen dramatisch an, kurzfristig sind mittlerweile keine Karten mehr zu bekommen.



Das Musical „Suffs“ spielt in den 1910er Jahren, wirkt aber bis in die Gegenwart hinein

Die Hausse des Suffragetten-Musicals spiegelt die Energie wieder, die seit Kamala Harris' Kandidatur das liberale Amerika und mit ihm das Gros des Kulturbetriebs beseelt hat. Es ist eine große Last von den Schultern fortschrittsgläubiger Amerikaner gefallen. Die Aussicht eines der Senilität verfallenden, starrsinnigen Joe Biden, der sich und seiner Partei eine peinliche Niederlage sowie dem Land eine zweite Trump-Amtszeit beschert, ist der Möglichkeit gewichen, Amerika wieder auf die Spur der Verwirklichung seiner liberalen Urwerte zu bringen.

Die Wahl im November ist nun deutlich erkennbar eine Wahl zwischen jenen beiden Versionen von Amerika, um die seit den 1960er Jahren im großen Kulturkampf des Landes gerungen wird. Auf der einen Seite wird mit Trump ein nativistisches Amerika angeboten, das die Sehnsucht nach einer simpleren, überschaubaren Welt zu erfüllen verspricht. Einer Welt freilich, die es in Wirklichkeit so nie gegeben hat. Auf der anderen Seite steht mit Kamala Harris ein offenes, pluralistisches Amerika zur Wahl, das Generation um Generation der Einlösung seiner Versprechen von Freiheit und Gleichheit für alle ein Stück näher kommt.

Es ist ein klein wenig von der Energie der Wahl von 2008 zurückgekehrt, als die USA die Chance nutzten, einen

historischen Meilenstein zu setzen. Aber auch der Schwung des Jahres 2020 ist wieder zu spüren, als sich breite Wählerschichten mobilisieren ließen, um eine zweite Amtszeit von Donald Trump zu verhindern. Es waren damals nicht zuletzt die vielen jungen Menschen und Angehörige von Minderheiten, die aus ihrer politischen Apathie erwachten und den seinerzeit noch dynamisch wirkenden Joe Biden über die Ziellinie trugen.

Die Energie schoss, wie am Broadway, schon am Abend der Bekanntgabe von Harris' Kandidatur elektrisch durch die Entertainment-Branche. A-List-Musiker von Cardi B über Barbra Streisand bis hin zu Beyoncé konnten nicht an sich halten, auf diversen Plattformen ihre Begeisterung zum Ausdruck zu bringen. George Clooney, der zuvor zum finanziellen Boykott der Demokratischen Partei aufgerufen hatte, solange Biden an deren Spitze stand, erklärte das „Dembargo“ für beendet. Bradley Whitford, der in der Polit-Satire „The West Wing“ eine Hauptrolle gespielt hatte, belebte in den sozialen Medien den Slogan „I am with her“ wieder, mit dem sich das linksliberale Amerika im verhängnisvollen Jahr 2016 hinter Hillary Clinton gestellt hatte.

Dem Harris-Lager selbst wurde dieser Überschwang aus Hollywood sogar ein wenig zu viel. Berichten des Entertainment-Portals *TMZ* zufolge möchte die Kampagne eine allzu große Nähe zur Filmbranche vermeiden, um der rechten Propagandamaschine keine Angriffsfläche zu bieten. Das traditionell linke Hollywood ist beliebte Zielscheibe rechter Angriffe – und die Tatsache, dass Harris' Ehemann Doug Emhoff als Anwalt

Taylor Swift, der größte Popstar unserer Tage, enthält sich bis dato eines Bekenntnisses für Kamala Harris

in der Branche gearbeitet hat, ist ohnehin ein gefundenes Fressen. So wollte man beim demokratischen Wahlpartei tag nach Möglichkeit die Präsenz der Hollywood-Prominenz auf ein Mindestmaß beschränken.

DER GRÖSSTE POPSTAR unserer Tage, Taylor Swift, enthält sich unterdessen bislang noch immer eines eindeutigen Bekenntnisses zu Harris. Ein Auftritt in München, bei dem sie einen Hosenzug trug, wurde zwar von manchen als verschlüsselte Identifikation mit der Vizepräsidentin gedeutet, die jenen Look bevorzugt. Eine offizielle Stellungnahme aus dem Swift-Lager gibt es bislang jedoch nicht.

Das hindert freilich ihre Anhänger nicht daran, aktiv zu werden. Unter dem Hashtag #swifties4kamala organisieren sich die Swift-Fans online, um Kamala Harris zu unterstützen. Es werden Informationen ausgetauscht, wo man sich freiwillig melden kann, um persönlich oder per Telefon Wähler in kritischen Wahlbezirken zu mobilisieren. Gleichzeitig veranstalten die Swifties Webinare, in denen die GenZ-Angehörigen über das „Project 2025“ informiert werden – einer Blaupause des ultrakonservativen Thinktanks „Heritage Foundation“ für eine autoritäre Gleichschaltung des Staates durch Trump in dessen ersten Amtsmonaten.

Der vermeintliche Endkampf um die amerikanische Demokratie und die dräuende Faschismusgefahr, gegen die sich nun auch die Swifties stemmen, haben freilich die amerikanische Linke und mit ihr die Mehrheit des Kulturbetriebs schon lange mobilisiert, bevor Biden sich aus dem Wahlkampf zurückzog. Die Kandidatur von Kamala Harris hat diesem Kampf lediglich neues Leben eingehaucht.

Biden selbst war es, der den Wahlkampf 2020 als gnostischen Endkampf zwischen den dunklen Kräften eines reaktionären Autoritarismus und jenen der Freiheit und Gleichheit gezeichnet hatte. Einen Kampf, den er nicht auf Amerika beschränkt sehen wollte, sondern als globales Gefecht, in dem er alleine als Ritter des Guten erscheint. Die Rhetorik griff 2020 und erneut im Jahr 2022, als die Demokraten in den Zwischenwahlen deutlich besser abschnitten als erhofft. Biden belehrte schon damals

Wie Deutschland wirklich vom Osten profitieren kann!

Auch über 30 Jahre nach der Wiedervereinigung bleibt die Diskussion um Ostdeutschland wegen Ungleichheit und fehlender Anerkennung aktuell: Lösungen sind gefragt, nicht nur Klagen. Der ostdeutsche Politiker und Ex-CDU-Generalsekretär Mario Czaja liefert genau das. Er zeigt, wie ein selbstbestimmtes, demokratisches und wirtschaftlich starkes Ostdeutschland gefördert und aufgebaut werden kann. Ein unverzichtbares Buch, um den Osten zu verstehen und die deutsche Einheit endlich mit Turboantrieb voranzubringen.

HERDER



192 S. | € 20,00 | ISBN 978-3-451-39829-2

Das Lager der Demokraten hofft auf eine Wahlempfehlung von Taylor Swift



Mit Kodak Black hat Trump einen weiteren Unterstützer aus der Hip-Hop-Szene



seine Wahlkampfstrategen eines Besseren, als diese ihm rieten, sich nicht allein auf dieses vermeintliche Endgame zu kaprizieren.

Nicht wenige Kulturschaffende sind schon seit damals Bidens treue Soldaten im Anti-Faschismus-Kampf. So produziert die Gruppe Artists for Democracy rund um Shepard Fairey und Carrie Mae Weems in diesem Jahr, wie schon 2020, Plakate und Werbetafeln, die für den Gang zur Wahlurne werben und vor den Gefahren eines Trump-Regimes warnen. Der Thriller-Autor Don Winslow hat gar seine schriftstellerische Karriere auf Eis gelegt, um sich ganz dem Kampf gegen Trump zu widmen. Mit großem kreativen und finanziellen Aufwand produziert er Videos für seine Anhängerschaft, die drastisch die Gefährlichkeit von Donald Trump darstellen. 300 Millionen Mal wurden sie bereits abgespielt. „Wir haben es mit einem Typen zu tun, der die US-Regierung stürzen wollte“, begründet Winslow seinen feurigen Einsatz.

Der künstlerische Aktivismus der Gegenseite ist allerdings nicht weniger leidenschaftlich. So verkauft der Maler John McNaughton Drucke seiner naturalistischen Heldengemälde von Donald Trump mit großem Erfolg an die Jünger der MAGA(Make America Great Again)-Bewegung. Gleichzeitig schlagen sich überraschenderweise immer mehr afroamerikanische Hip-Hop-Künstler auf Trumps Seite. Zu Kanye West, der schon 2020 aktiv Trump unterstützte, gesellten sich Musiker wie Lil Wayne, DaBaby, Kodak Black und Benny the Butcher.

Was angesichts des latenten Rassismus von Trump erstaunlich erscheinen mag, erklärt sich mit Trumps Image des Outlaws, mit dem sich Teile der Hip-Hop-Kultur identifizieren. Der Kulturwissenschaftler A. D. Carson glaubt, dass Trumps Werdegang als Außenseiter, der es zu Reichtum und Macht gebracht hat, in der Hip-Hop-Kultur ebenso Resonanz findet wie die Tatsache, dass er sich weigert, sich an gängige Regeln und Normen zu halten. „Trump spricht das Rebellische im Hip-Hop an.“

Der Diskurs um ein mögliches Abrutschen der USA in den Faschismus, der

Mit einem Mal war die Stimmung der Demokraten von tiefer Depression in manische Euphorie umgeschlagen

in diesem Wahlkampf erneut zur Mobilisierung der Linken in Stellung gebracht wird, begann derweil schon mit Trumps Amtsübernahme im Jahr 2016. Einer der lautesten Warner, der Totalitarismus-Forscher Timothy Snyder, der die Parallelen zur Weimarer Republik in großem Detail ausmalte und ausgiebig Hannah Arendt zitierte, war schon damals ein gefragter Interviewpartner und Kolumnist. Ähnlich viel Aufmerksamkeit erhält bis heute die Essayistin Masha Gessen, die vor mehr als 20 Jahren aus Putins Russland geflohen war und nun in den USA unermüdlich dazu mahnt, den Anfängen zu wehren. Der Philip-Roth-Roman „Verschwörung gegen Amerika“, in dem Roth den real existierenden amerikanischen Faschismus der 1930er und 1940er als Hintergrund wählt und die Frage stellt, was gewesen wäre wenn, wurde erneut zum Bestseller.

EIN NEUER ESSAYBAND ist dieser Tage erschienen. In ihm fragen mehrere Dutzend Intellektuelle, ob Amerika möglicherweise die Schwelle zum Faschismus bereits überschritten hat. Das Fazit bleibt uneindeutig. Man ist sich einig, dass die Vergleiche zum europäischen Faschismus der 1930er Jahre nur begrenzt greifen. Trump ist weder ein Kriegstreiber, noch verfügt er über eine militärische Organisation, die auf seine Person eingeschwo-ren ist. Zudem hat Trump in seiner ersten

Amtszeit nicht in letzter Konsequenz den Willen an den Tag gelegt, demokratische Institutionen vollends auszuhebeln. Gleichwohl ist man sich einig, dass die Entwicklungen besorgniserregend sind.

So legte der Internetunternehmer und unabhängige Präsidentschaftskandidat des Jahres 2020, Andrew Yang, gemeinsam mit dem Journalisten Stephen Marche im Frühjahr einen Polit-Thriller mit dem Titel „The Last Election“ – Die letzte Wahl – vor. Darin wird mit atemberaubendem Realismus durchgespielt, wie eine Wahl 2024 durch das strategische Anfechten der Ergebnisse ohne Sieger bleibt. Die nicht gänzlich unplausible Folge ist der Zusammenbruch der zivilen Ordnung und ein Militärcoup, der die amerikanische Demokratie nach 250 Jahren zu ihrem unrühmlichen Ende bringt.

Ein ähnlich dystopischer Geist inspierte das Drehbuch zum Hollywood-Streifen „Civil War“. Darin spalten sich liberale Staaten wie Kalifornien und New York von den USA ab, die nunmehr in der dritten Amtszeit von einem Trump-ähnlichen autoritären Strong Man regiert werden. Die Nation verhakt sich, wie schon vor 150 Jahren, in ein grausames Gemetzel mit sich selbst.

All diese Furcht vor einem unmittelbar bevorstehenden Abrutschen der USA in Totalitarismus und Chaos wird angeheizt durch Äußerungen von Intellektuellen am rechten Rand des politischen Spektrums. Spätestens seit den Zwischenwahlen im Jahr 2022 ist man auf die Arbeit des Bloggers Curtis Yarvin aufmerksam geworden. Damals bekannte sich der jetzige Vizepräsidentschaftskandidat Trumps, J.D. Vance, dazu, Yarvin nicht nur studiert zu haben, sondern ihn als freundschaftlichen Berater zu beschäftigen.

Yarvin, ein Protagonist der sogenannten „Alt Right“, verbreitet die krude Theorie eines Neomonarchismus, der seiner Meinung nach die marode amerikanische Demokratie ersetzen muss. An der Spitze einer solchen Regierung solle gemäß Yarvin eine Art CEO sitzen, der, beraten von einem Vorstand, das Land hierarchisch wie einen Konzern führt. Es

ist ein Szenario, das im Licht der Tatsache, dass sich von Elon Musk bis Peter Thiel immer mehr Entscheidungsträger aus dem Silicon Valley um Trump scharen, eine gewisse Brisanz besitzt. So bestätigte jüngst Mark Cuban, einer der wenigen Technologiemilliardäre, die nicht Trump unterstützen, dass das Silicon Valley eine Art Machtübernahme plane. „Sie wollen Trump als Marionette benutzen und das Land regieren.“

Entsprechende Ängste schürte auch die Publikation des konservativen Positionspapiers „Project 2025“, an dem die Heritage Foundation, ein rechter Thinktank, die vergangenen Jahre gearbeitet hat. In liberalen Kreisen wird das Manifest als Beweis dafür gesehen, dass Trump plant, die ganze Staatsmacht an sich zu reißen und die USA in eine christlich-konservative Theokratie zu verwandeln. Dabei werde das freie Unternehmertum von allen regulatorischen Fesseln befreit und die untere Mittelschicht schutzlos ihrem Schicksal überlassen.

DEM AUTOR JOSHUA COHEN, der im vergangenen Jahr mit seiner Satire „Die Netanjahus“ einen Pulitzer-Preis gewann, ist derweil solche Rhetorik und Panikmache deutlich zu überhitzt. „Im Grunde hasse ich beide Seiten“, sagt er auf dem Weg über den Campus der Columbia-Universität, an der er seit 14 Jahren Literatur unterrichtet. Erst vor wenigen Wochen tobten hier heftige Unruhen um die Israelpolitik der USA, derentwegen die Universitätspräsidentin Minouche Shafik zum Semesterbeginn ihren Hut nehmen musste.

Für Cohen ist das Gerede von der Faschismusgefahr Rattenfängerei. „Das sind Wahlkampfparolen, mehr nicht“, sagt er. Cohen sieht weder einen zukünftigen Polizeistaat noch die Kriminalisierung der Opposition, er hält den Kern der liberalen Gesellschaft für robust genug, um Trump zu widerstehen. Was aber nicht bedeutet, dass ihm die im „Project 2025“ avisierte Demontage des Staatsapparats keine Sorge bereitet.

Ebenso wenig kommt Cohen bei jenem Teil der Linken mit, die sich die

Solidarität mit Gaza zur zentralen moralischen Angelegenheit unserer Zeit erkorren haben. „Amerikaner haben die Tendenz, ihre eigenen internen Themen auf die ganze Welt zu projizieren“, sagt er. Nur so kann er sich erklären, dass der Gazakonflikt auf den Universitätscampi des Landes in die Terminologie des Rassismus und des Kolonialismus übersetzt wird. Für einen amerikanischen Juden, der viel Zeit in Israel zubringt, ein geradezu absurdes Missverständnis.

Cohen gehört zu jenen amerikanischen Intellektuellen, die versuchen, eine Position der nuancierten Mitte im öffentlichen Diskurs zu besetzen, eine Position, für die es im Zeitalter der viel beschworenen Polarisierung keinen Platz mehr zu geben scheint. Es macht ihn zornig, wie er sagt, „zu der Idiotie verdammt zu werden“, beispielsweise verteidigen zu müssen, dass er die Politik Netanjahus kritisch sieht und trotzdem nicht die Existenz Israels anzweifelt. Oder, wie sein Kollege an der Columbia University, der schwarze Linguist John McWhorter, vieles von dem lauten Wettern der Linken gegen vermeintliche Rassismen für verlogen hält.

Trotzdem glaubt Cohen zur vernünftigen, stillen Mehrheit des Landes zu gehören, die weder mit den extremen Positionen der „woken“ Linken noch mit dem Populismus der Trump-Bewegung etwas anfangen kann. Der traditionelle Liberalismus, der an Fairness, Gerechtigkeit und Vernunft glaubt, sei in den USA

**Für den Schriftsteller
Joshua Cohen ist
das Gerede von der
Faschismusgefahr
Rattenfängerei**

**DAS MAGAZIN
FÜR ZEITGENÖS-
SISCHE KUNST!**



**JETZT
GRATIS
TESTEN!**

Wie kein anderes Magazin spiegelt Monopol, das Magazin für Kunst und Leben, den internationalen Kunstbetrieb wider.

Herausragende Porträts und Ausstellungsrezensionen, spannende Debatten und Neuigkeiten aus der Kunstwelt, alles in einer unverwechselbaren Optik.

JETZT BESTELLEN UNTER

MONOPOL-MAGAZIN.DE/PROBE

TELEFON 0451 4906 440

STICHWORT: „PROBEABO 1“

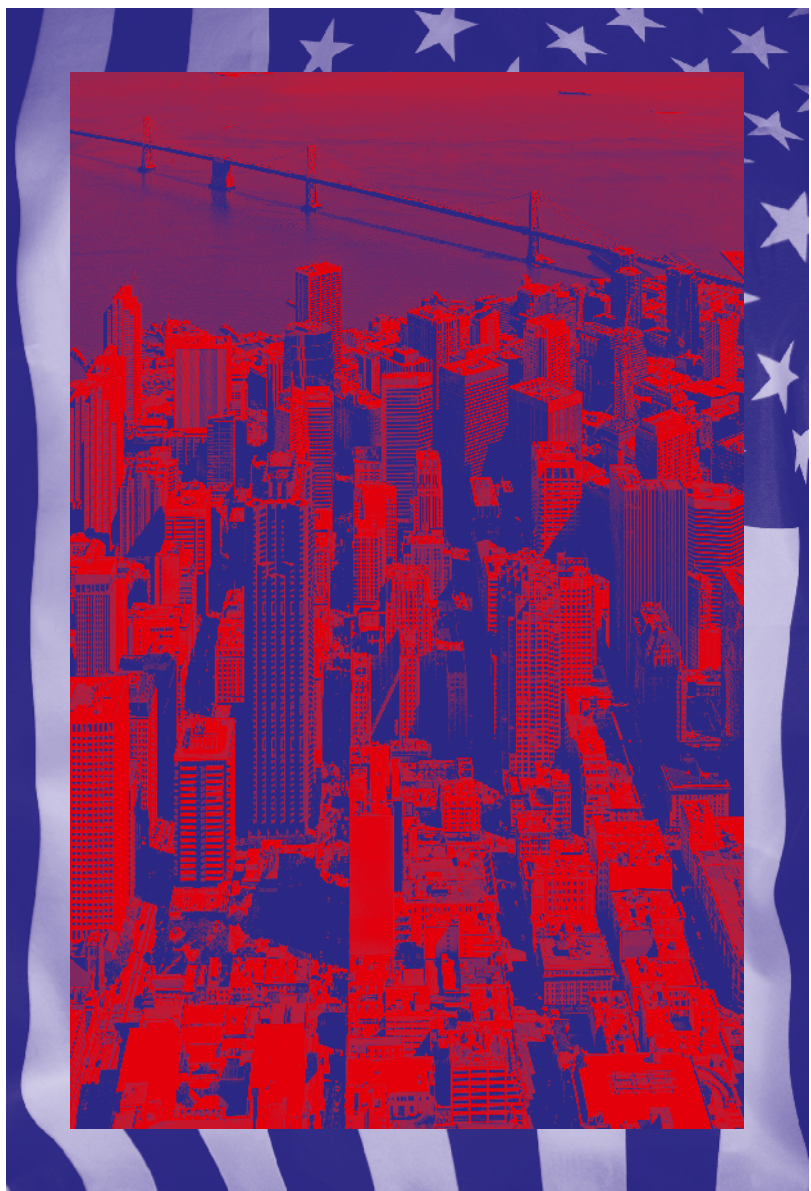
monopol
Magazin für Kunst und Leben

lebendig und gesund. Allerdings würden Stimmen wie die seine im Dröhnen des aufgeregten politischen Diskurses des Landes erstickt.

IN DER BILDENDEN KUNST bewegt man sich derweil auf den wohlausgetretenen Pfaden der im liberalen Mainstream konsensfähigen Identitätspolitik. Die große Ausstellung des Sommers am New Yorker Moma bestritt die sozial-realistische schwarze Fotografin LaToya Ruby Frazier. Das Metropolitan Museum zeigte die afroamerikanische Kunst der Harlem Renaissance. Die Biennale des Whitney Museum, die den Anspruch hat, die aktuellen Strömungen der amerikanischen Kunst zu zeigen, wurde von der Kritik als erschreckend zahm beschrieben. Sofern es explizit politische Kunst zu sehen gab, setzte sie sich mit indigenen oder queeren Identitäten auseinander. Der prekäre Zustand des Landes spiegelte sich nur in einem einzigen Werk wider, in dem das Weiße Haus symbolisch in der Muttererde versinkt.

Catharina Manchanda, Kuratorin für zeitgenössische Kunst am Seattle Art Museum, sieht in solchen kuratorischen Entscheidungen eine abwartende Haltung. Nicht zuletzt, weil viele Museen von öffentlicher Förderung abhängen, hält man die Programmplanung für das kommende Jahr zurück. Keine Institution möchte ein Risiko eingehen.

In republikanisch regierten Staaten, in denen die Kunst vonseiten der Politik bereits massiv unter Druck steht, probiert man derweil notgedrungen neue Strategien aus. So stellt etwa das Museum der texanisch-mexikanischen Grenzstadt McAllen Bilder des mexikanischstämmigen Künstlers Uriel Landeros aus, der prominente lateinamerikanische Persönlichkeiten als Ikonen zeigt. Chefkurator Marcelo Ramirez Garcia Rojas will damit zur Einwanderungsdebatte beitragen, ohne explizit eine politische Position zu beziehen. „Ich hoffe, dass wir die Menschen hier zusammenbringen können, indem wir gemeinsam den kulturellen Beitrag von Latinos zelebrieren.“



New York ist nach wie vor die Steinwerdung des liberalen Amerikas

In der Bildenden Kunst der USA bewegt man sich auf den ausgetretenen Pfaden der Identitätspolitik

Für Garcia Rojas hat die Zukunft bereits begonnen. Texas hat unter seinem Gouverneur Abbott Gesetze erlassen, die überhaupt nur die Rede über ethnische oder sexuelle Identität in öffentlich geförderten Institutionen verbieten. Damit soll der vermeintliche inverse Rassismus der Linken bekämpft werden. Es macht die Kulturproduktion nicht einfach, und Rojas ist sich sicher, dass die Dinge unter einer Trump-Regierung noch schlimmer würden. Und doch findet er einen Weg weiterzumachen. Was soll er auch sonst tun?



SEBASTIAN MOLL ist freier Korrespondent und Buchautor in New York und schreibt u. a. für *Monopol* und *Focus*.



STEFAN AUS DEM SIEPEN IST ...



Der Flaneur

**Diesmal:
Was
Helene Fischer
mit
Ludwig XVI.
verbindet**

Auf den großen Reisebussen, die durch die Touristenstädte rollen, ist immer wieder eine magische Aufschrift zu sehen: VIP. Der Kegelklub, die Schulklasse, die Belegschaft des mittelständischen Betriebs: Sie alle sitzen hinter getönten Scheiben und machen Paris, London und Rom als Prominente ihre Aufwartung. Selbst die grünen Flixbusse tragen mitunter den Schriftzug „Royal Class“, daneben fünf goldene Sterne. Die Passagiere verbinden das Beste aus zwei Welten: Sie reisen so billig wie möglich

und dürfen sich zugleich „very important“ fühlen.

Wer ein Auto mietet und nicht gerade den billigsten Tarif wählt, findet sich rasch in der „VIP-Kategorie“ wieder. Bei jedem Tennisturnier, Rockkonzert und Klassikfestival werden in großer Menge „VIP-Plätze“ vergeben; die dort sitzen, ähneln auffällig allen anderen. Bei Messen ist das „VIP-Ticket“ eine unerlässliche Ego-Stütze, denn es berechtigt zum „VIP-Preview“ oder zum „VIP-Shuttle“. Wer sich beim Fliegen für ein „VIP-Paket“ entscheidet, darf den „Priority Check-in“ und das „Fast Lane Boarding“ genießen; nichts ist schöner, als an Leuten vorbeizuziehen, die ebenso unbedeutend sind wie man selbst. Zuweilen kommt es vor, dass die VIP-Schlange länger ist als die normale.

Schopenhauer erzählt die Geschichte von einem Fürsten, der die Absicht hatte, in seinem Land den Adel abzuschaffen. Da er ein vorsichtiger Mann war und eine Revolte vermeiden wollte, wählte er einen eleganten Weg: Er erhob sämtliche Untertanen zu Adligen.

Bei der Französischen Revolution ging es den Adligen an den Kragen, und der Dritte Stand war nach Kräften bemüht, an seine Stelle zu treten. Als das Versailler Schloss vom Volk geplündert wurde, schaffte ein Schuster den Thron Ludwigs XVI. in seine Werkstatt im Pariser Faubourg Saint-Antoine. Dort stand er einige Jahre lang; die Kunden durften sich hineinsetzen, wenn der Meister ihnen das Maß der Füße abnahm. Ein Nachfahre dieses Throns hat sich bis heute erhalten: nämlich der Komfortsessel im Bus der Royal Class.

Diejenigen, die man früher als VIP zu bezeichnen pflegte: Filmschauspieler, Popgrößen, Illustrierten-Adlige und Ähnliche, nennen sich heute schlicht „people“. Das sprachliche Understatement ist die Gegenbewegung zur VIP-Inflation: Wer wirklich bedeutend zu sein meint, macht sich sprachlich klein. Und meistens sieht er auch noch so aus! Die deutschen Schlagersänger

etwa haben immer verblüffendere Ähnlichkeit mit der breiten Bevölkerung, nähern sich bis zur Ununterscheidbarkeit ihrem Publikum an. Peter Sloterdijk bemerkte zu Helene Fischer, sie sei eine „durchschnittlich hübsche Frau“; doch gerade dies sei es, was die Deutschen an ihr schätzten. „Die Menschen weichen der Beleidigung durch Außergewöhnlichkeit aus.“ Die „people“ haben diesen Zusammenhang verstanden. Indem Helene Fischer ebenso aussieht wie ihre Anhänger, erweist sie ihnen den größtmöglichen Gefallen: Sie dürfen sich wie Helene Fischer fühlen.

Die Olympiade in Paris war ein Massenauflauf volkstümlicher Helden. Der französische Kanufahrer Matthieu Péché erklärte: „Was bei einem König die Krone, ist bei einem Sportler die Medaille. (...) Die Krone wie die Medaille erhebt den, der sie trägt, in den Rang eines Musters für andere.“ Sehr richtig! Allerdings stellt sich das Problem, dass es nur eine begrenzte Anzahl von Medaillen gibt; folglich können nicht sämtliche Sportler den Königsstatus erlangen. Um Abhilfe zu schaffen, werden immer mehr Sportarten in den olympischen Rang erhoben: Skateboard, Surfen, Breakdance, Gelände-Radfahren, Squash, Cricket... Die allgemeine Adellung rückt näher.

STEFAN AUS DEM SIEPEN ist Diplomat und Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm beim zu Klampen Verlag „Wie man schlecht schreibt: Die Kunst des stilistischen Missgriffs“.

Innerlich unbehaust

Der Frankfurter *Benjamin Landes* beschäftigt sich mit der Abwesenheit des anderen – natürlich von Berufs wegen. Er ist Spezialist für Einsamkeitsfragen aller Art.

Von PAT CHRIST

Dass man durch Gefühle heftig ins Schleudern geraten kann – wer kennt das nicht. Angst ist so ein Gefühl. Aber auch Einsamkeit. Letztere, sagt Benjamin Landes, ist „so normal wie Hunger oder Durst“. Er weiß gut, wovon er spricht. Denn auch er habe sich schon manches Mal einsam gefühlt: „Nach Beziehungsabbrüchen ist erst mal eine Leere da.“

Seit 2020 befasst sich Landes von Berufs wegen mit dieser merkwürdigen Form des inneren Leerstands. Der Mann mit der großen Brille und dem freundlichen Gesicht ist Direktor des Instituts für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS) in Frankfurt am Main. Dort ist das von ihm geleitete Projekt „Kompetenznetz Einsamkeit“ etabliert. Es versucht, einen Beitrag für eine weniger einsame Gesellschaft zu leisten, ein Thema, das seit der Corona-Krise an Brisanz gewonnen hat. Bis dahin war Einsamkeit vor allem mit dem Alter verknüpft: Senioren galten als stärker belastet. Und Hochaltrige ganz besonders. Durch die Krise aber drehte sich die Altersverteilung allmählich um: „Und das ist bis heute so geblieben.“

Benjamin Landes' Hauptsorge gilt den jungen Menschen. Dem „Einsamkeitsbarometer“ zufolge fühlte sich im ersten Corona-Krisenjahr fast jeder Dritte zwischen 18 und 29 Jahren einsam. Derart ausgeprägt ist das aktuell zwar nicht mehr. Doch die Einsamkeitswerte liegen weiterhin auf hohem Niveau.

Was für Landes bedeutet, dass wir als Gesellschaft dringend ein paar Fragen klären müssten: Hatten die Corona-Maßnahmen Langzeitwirkungen? Aber auch: Was macht eigentlich die Digitalisierung mit den jungen Menschen? Benjamin Landes' Sohn, 16 Jahre alt, hält

sich, wie die meisten Jungs seines Alters, viel in sozialen Medien auf. „Er lebt den Kontakt mit seinen Freunden nicht so intensiv, wie ich das tue“, formuliert der zuweilen besorgte Vater. Das könnte Konsequenzen haben.

Zum Beispiel in Bezug auf die Beziehungsfähigkeit. In den „guten“ alten, analogen Zeiten traf man sich persönlich. Man unternahm Dinge zusammen. Stritt. Vielleicht kränkte man sich sogar. Der eine den andern. Und umgekehrt. Bis man quitt miteinander war. Dann ging es weiter. „Man hat nicht gleich wegrennen können“, so Landes. Dadurch gewannen Beziehungen an Belastbarkeit. Der ISS-Chef zweifelt, ob sich derart enge Freundschaften auch online entwickeln können. Nervt der andere, wird er blockiert. Blitzschnell ist man „entfreundet“.

ES GIBT VIELE STUDIEN zur Einsamkeit. So ist etwa hinlänglich bekannt, dass das Phänomen eng mit dem Einkommen verknüpft sein kann. Ein Rentner, der es sich nicht leisten kann, ins Café zu gehen, hat wenig Chancen, seiner inneren Wüste zu entrinnen. Eine Alleinerziehende mit zwei Kindern kann sich ebenfalls innerlich unbewohnt fühlen. Neben Arbeit und Familie bleibt oft nicht viel Zeit.

Es kann aber auch den Manager treffen, der nicht aus dem Büro herauskommt. Auch das, gibt Benjamin Landes zu, kenne er von sich selbst. In äußerst arbeitsreichen Phasen gebe es Augenblicke, in denen er sich einsam fühlt, da er keine Zeit habe, Freunde zu treffen. Bekannt ist auch, dass angespannte Lebensumstände, etwa häusliche Pflege, zu Kontaktlosigkeit führen können.

Obwohl also viel zum Thema erforscht ist, bleiben noch immer Fragen.

Eine der wichtigsten: Wie können wir als Gesellschaft gegenlenken? Und welches konkrete Verfahren gibt es, um die Einsamkeit im Alltag zu minimieren? „Ich denke, wir kommen nicht darum herum, die alleinstehenden Menschen aufzusuchen“, sagt Benjamin Landes. Leicht gesagt, aber schwer zu realisieren: „Die, die einsam sind, sieht man nicht.“ Und wer sollte sich auch berufen fühlen, die Einsamen unter uns aufzustöbern? Ausblutende Vereine? Vielleicht hätten sie in der Tat ein großes Interesse daran, die zurückgezogen lebenden Menschen für sich zu gewinnen. Andererseits: Man kann als Verein nur schlecht durchs Dorf laufen, um dort nach den Vereinsamten Ausschau zu halten.

Mehrgenerationenhäuser sind für Benjamin Landes vielleicht der geeignetste Orte im Kampf gegen das innere Zerren und die Isolation. Inzwischen gibt es viele solcher Einrichtungen. Allerdings nicht überall. Es ist somit noch viel Entwicklungsarbeit zu leisten. Und noch ist es dafür auch nicht zu spät. Doch wird die Einsamkeit erst chronisch, kann sie sich charakterbildend auswirken. Ist jemand etwa von Natur aus eher skeptisch, kann er durch weiteres Alleinsein hochmisstrauisch werden. Bis hin zum „generalisierten Vertrauensverlust“. Mit erheblichen Folgen, sagt Benjamin Landes: Chronisch Einsame vertrauten weniger in Politik, Polizei oder Justiz. Selbst die Wahlbeteiligung sei in dieser Gruppe um etwa 10 Prozent niedriger. Spätestens hier also wird Einsamkeit auch zu einem handfesten politischen Problem.

PAT CHRIST ist Journalistin mit Schwerpunkt Kultur und Wissenschaft.



Im Schatten des weißen Adlers

Sie ist erfolgreiche Museumsmacherin und gescheiterte Lösegeldüberbringerin: Jetzt wird *Marion Ackermann* sogar Präsidentin der Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

Von RALF HANSELLE

Es liest sich noch immer wie ein Krimi: Was sich am 27. Dezember 2021 in der Lobby eines Hotels in Antwerpen ereignete, das wird Marion Ackermann, seit fast acht Jahren Generaldirektorin der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD), wohl ihr Lebtag nicht vergessen. Kurz nach Weihnachten des besagten Jahres und auf Vermittlung des Kunstdetektivs Arthur Brand soll die zu diesem Zeitpunkt 56-jährige Museumsleiterin zusammen mit ihrem kaufmännischen Direktor Dirk Burghardt in der romantischen belgischen Hafenstadt auf den vermeintlichen Diamantenhändler Marcus van N. getroffen sein.

Was Ackermann damals nicht wusste: Marcus van N., von den Zeitungen im Freistaat später nur „Fliegender Holländer“ genannt, war nicht der, für den Marion Ackermann ihn gehalten hatte. In Vorgesprächen, die über die Detektei Brand liefen, hatte van N. angegeben, als Diamantenhändler ein unmoralisches Angebot erhalten zu haben: Es handelte sich um den berühmten Bruststern des Polnischen Weißen Adler-Ordens. Der war 2019 zusammen mit 21 weiteren Objekten aus dem unter Ackermanns Obhut stehendem Grünen Gewölbe in Dresden geraubt worden. Weiterer Aufenthaltsort: unbekannt. Er jedenfalls, Marcus van N., wollte den Bruststern nach eigenen Angaben für 40 000 Euro von einem Fremden angeboten bekommen haben.

Es ist nicht überliefert, was Marion Ackermann im ersten Augenblick gedacht hatte. Irgendwie muss sie wohl der Ehrgeiz gepackt haben. Angeblich ohne Rücksprache mit der zuständigen sächsischen Staatsministerin Barbara Klepsch (CDU) hat die 1965 in Göttingen als Tochter zweier Universitätslektoren

geborene Kunsthistorikerin entschieden, auf eigene Faust nach Antwerpen zu reisen. Im Gepäck die geforderten 40 000 Euro. Laut Zeitungsberichten sollen diese wohlportioniert in 200-Euro-Scheinen abgepackt gewesen sein, zusammengesammelt vom Freundeskreis der SKD.

DEN BEGEHRTEN ORDENSSTERN, eine aus geometrischen Körpern zusammengesetzte Brillantgarnitur, hat Ackermann damals nie gesehen. Marcus van N. entpuppte sich als niederländischer Serienbetrüger, der, obwohl später zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, die ihm übergebenen 40 000 Euro nicht mehr beibringen konnte. Statt also mit dem Stern zu strahlen, musste die sonst so charismatisch wirkende Museumsleiterin Hohn und Spott über sich ergehen lassen. Die Landtagsopposition in Gestalt von Rico Gebhardt (Die Linke) forderte ihren Rücktritt, und der Landesrechnungshof tobte. „Spenden sind staatliches Geld und dürfen nur unter Einhaltung des Haushaltsrechts verausgabt werden“, so Rechnungshof-Leiterin Isolde Haar.

Spätestens da also war die Amtszeit der sonst so weltgewandt erscheinenden Generaldirektorin, die nahezu ihre gesamte Kindheit in der Türkei verbracht hatte und die über höchstes internationales Renommee verfügt, beschädigt. Konsequenzen zog der kaufmännische Direktor Burghardt: Im November des vorigen Jahres schied er auf eigenen Wunsch aus der Leitung der SKD aus. Marion Ackermann aber, der manch einer sogar schon den Raub des im Dezember 2022 als „Weihnachtswunder“ wiederaufgetauchten sächsischen Staatsschatzes vorhalten wollte, blieb. Mit

ihren zuvor gesammelten Erfahrungen als Leiterin des Kunstmuseums Stuttgart sowie der Kunstsammlung NRW wusste sie sich dem öffentlichen Druck entgegenzustellen.

Kein Wunder: Ackermanns Arbeit an der Spitze eines Verbunds aus 15 Museen kann sich trotz der Posse von Antwerpen sehen lassen. Nicht nur hat sie die SKD erfolgreich durch die Pandemie geführt, mit dem Archiv der Avantgarden und dem erfolgreichen Werben um die Sammlung Marzona hat sie wichtige Werke der westlichen Nachkriegsmoderne – von Arte Povera bis Minimal – in zuvor nicht gekanntem Umfang in den Osten geholt.

„Ich habe schon als Kind lieber Sandburgen gebaut als Sandburgen zerstört“, so Ackermann zu Beginn ihrer Dresdener Amtszeit. Und: „Wenn ich etwas verändern wollte, dann habe ich gehandelt.“ Das ist ihr, dem „Fliegenden Holländer“ sei es geklagt, vielleicht nicht immer perfekt gelungen. Zum wirklichen Schaden hat es aber auch nicht gereicht. Ab Juni 2025, das hat jüngst der Stiftungsrat der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK) beschlossen, wird die Mutter zweier Kinder, die einst zu den jüngsten Museumsdirektoren des Landes zählte, die Nachfolge von Hermann Parzinger an der Spitze von Deutschlands größtem Museumsverbund antreten. Bis es so weit ist, kann sie im Grünen Gewölbe den Bruststern des Weißen Adler-Ordens bewundern. Seit Mitte August ist der wieder ausgestellt. Die 40 000 Euro aber bleiben derweil weiter verschwunden.

RALF HANSELLE ist stellvertretender Chefredakteur und Leiter Salon bei *Cicero*.



Skepsis als Lebensform

Von
ALEXANDER
GRAU



Illustrationen
JULIA
KLUGE

In einer endlichen Welt gibt es keine ewigen Wahrheiten. Auch nicht die, die gut gemeint sind. Ein Plädoyer für eine Kultur des radikalen Zweifels.

Wir sind Gläubige. Immer noch. 300 Jahre nach Beginn der Aufklärung kleben wir nach wie vor an gefühlten Gewissheiten, eingefahrenen Denkmustern und erlernten Normen fest. Vielleicht glauben wir mehrheitlich nicht mehr an Gott. Zahlreiche Studien und Umfragen zumindest legen das nahe. Dafür aber glauben wir umso intensiver an ein ganzes Panoptikum neuer Götter und Götzen: an den Universalismus, die Globalisierung, die freien Märkte, die Digitalisierung, an Integration und Inklusion, an die Zivilgesellschaft, an Feinstaubwerte, die segenspendende Kraft des Veganismus und natürlich an gesunde Ernährung. Und mit den neuen Göttern ist es wie mit den alten: Sie sind eifersüchtig und wenig tolerant. Sie dulden keine anderen Götter neben sich.

Ein ernüchterndes Ergebnis. Dies umso mehr, als in den Schulen seit Jahrzehnten kritisches Denken vermittelt wird. Man hat schließlich aus der Geschichte gelernt. Nicht nur in Deutschland. Also gibt man vor, den Nachwuchs zu der intellektuellen Eigenständigkeit zu erziehen, Fragen zu stellen und Autoritäten gegenüber skeptisch zu sein. Selten ist man grandioser gescheitert als hier. Denn auch die junge Generation marschiert kollektiv hinter Bannern und Spruchbändern her.

Noch immer wird unsere Gesellschaft von gefühlten Gewissheiten beherrscht, von intellektuellen Tabus und Überzeugungen, die man schlicht und ergreifend zu haben hat, möchte man dazugehören und nicht die soziale Ächtung riskieren. Die Vision einer bunten Gesellschaft, die tolerant und kritisch diverse Meinungen und Weltanschauungen zulässt, ist nach wie vor eine Illusion. Insbesondere jene, die permanent die Vielfalt bejubeln, pochen faktisch auf Einförmigkeit.

In den vergangenen 20 Jahren hat sich ein ganzes Tableau von Ansichten zu Themen wie Klimaschutz, Migration, Corona-Maßnahmen sowie Krieg und Frieden, aber auch zu Fragen der gesunden Lebensführung, der richtigen Ernährung oder der Mobilität herausgebildet. Zusammen formt sie eine Melange säkularer Glaubenslehren. Diese durchdringen die Gesellschaft,

Der Experte ist zum Priester spätmoderner Gesellschaften geworden

gelten als kaum hinterfragtes Allgemeingut und sind, sofern politisch, in der Lage, Hunderttausende auf die Straße zu bringen. Wer sie kritisiert oder anzweifelt, riskiert soziale Ausgrenzung.

In diesem Sinne und stellvertretend für viele plädierte in seltener Offenheit die erfolgreiche Essayistin und Philosophin Carolin Emcke auf der jüngsten Digitalmesse Re:publica dafür, Pro- und-Contra-Debatten zu meiden, um erkennbar falschen Meinungen keinen Raum zu geben. Wörtlich sagte Emcke: „Es wird uns vorgemacht, es gäbe zu allen Fragen gleichermaßen vernünftige sich widersprechende Positionen. Das ist einfach Bullshit! Wir müssen es abschaffen!“ Warum diskutieren, wenn die eine, allein gültige Wahrheit feststeht?

DARAUS KÖNNTE MAN EINEN SCHLUSS ZIEHEN: Das Projekt Aufklärung scheint krachend gescheitert zu sein. Der Glaubenseifer hat in den letzten 200 Jahren kein bisschen nachgelassen. Immer noch predigen die Erleuchteten von ewigen Wahrheiten. Nur die Glaubensinhalte haben sich gewandelt. Man glaubt nicht mehr an Gott, Himmelfahrt und Wiederauferstehung, sondern an Diversität, Klimaprognosen und Low-Carb-Diäten.

Und auch die Neigung zur Toleranz hat über die Jahrhunderte keinesfalls zugenommen. Schon die Wiederkehr der tot geglaubten Figur des Leugnens in neuem Gewand ist verräterisch. Galt einst der Gottesleugner als Verkörperung tiefster Verwerflichkeit, so erzeugen nun Klima- und Corona-Leugner allgemeine Empörung. Und wie schon vor der heiligen Inquisition wird man nicht nur durch Leugnen zum Leugner. Schon das Stellen kritischer Fragen kann ausreichen.

Um all die Abweichler und Ungläubigen zu bekämpfen, bedarf es des modernen Exorzisten: des Experten. Bewaffnet mit dem Kruzifix der herrschenden Meinung tritt er all jenen entgegen, die von der gültigen Glaubenslehre abweichen. Seine Aufgabe: ketzerische Lehren bloßzustellen, zu entlarven und ihre Anhänger dem medialen Fegefeuer anheimzugeben. Das ist aber allein mit Tatsachen und Fakten nicht getan. Denn über Tatsachen und Fakten kann man diskutieren. Wissenschaft ist prinzipiell offen. Das gilt für die Naturwissenschaft, erst recht aber für Geisteswissenschaften.

Um seinen Urteilen die nötige Dringlichkeit zu geben, verbindet der Experte seine empirischen Kenntnisse mit normativen Einschätzungen. Wissenschaftliche und moralische Sprache beginnen miteinander zu verschwimmen. Die Grenze zwischen Fakten und Moral wird bewusst aufgehoben. Aus jeder Messreihe wird ein Vorwurf, aus jeder Beobachtung eine Anklage, aus jeder Studie eine Mahnung. Jegliche Datensätze



werden unter der Hand des Experten zum Tribunal. Und die gläubige Gesellschaft lauscht ihm ängstlich und ergriffen.

Der Experte ist der Priester spätmoderner Gesellschaften. Er gibt der postreligiösen Welt Halt, Orientierung und damit Perspektive. Von ihm erhoffen die säkularen Gläubigen tiefere Wahrheiten, nach denen sie ihr Leben ausrichten können. Das ist auch der einfache Grund dafür, dass Menschen ihre gesamte Identität über sehr periphere Themen wie den Ernährungsstil zu definieren beginnen.

Verlangte der Geistliche vergangener Jahrhunderte Beichte und Umkehr, so weiß der moderne Experte: Erlöst wird nur derjenige, der Grenzwerte einhält. Gleichgültig ob Feinstaub, CO₂, Durchschnittstemperaturen, Kalorien oder Kohlenhydrate: Der Experte hat stets den passenden Grenzwert für das Heil parat.

Diese Rhetorik ist deshalb so erfolgreich, weil sie die Terminologie einer technologisierten Gesellschaft benutzt. Der Aberglaube ist nicht ausgestorben, er hat sich nur verlagert. Man glaubt nicht mehr an Dämonen, Geister und Wiedergänger, sondern an Blutwerte, Staubkonzentrationen oder farbig gestaltete Klimakurven.

Der Jargon der Aufklärung, also die Nutzung eines wissenschaftlichen und technischen Vokabulars, verleitet dazu, das kritische Bewusstsein auszuschalten. Wer dem Experten und seinem moralischen Framing folgt, fühlt sich daher nicht als Gläubiger, sondern als Verfechter von Wissenschaftlichkeit und Rationalität. „Follow the Science“ wird zum neuen „Deus lo vult – Gott will es“.

Definierte im Mittelalter ein Machtmilieu aus Feudalherren, Klerikern und Gelehrten, was als ewige und unbezweifelbare Wahrheit zu gelten hatte, so ist dies heutzutage ein Netzwerk aus Politik, NGOs und Universitäten. Hier bestimmt man auch, wer als Experte zu betrachten ist.

Umgekehrt gelten jene, die die Lesart der offiziell akzeptierten Experten hinterfragen, als Verblendete oder Verschwörungstheoretiker. Diese Deutung wird noch dadurch zementiert, dass tatsächliche Verschwörungstheoretiker ebenfalls versuchen, wissenschaftlich und empirisch zu argumentieren. Der Jargon der Aufklärung ist zur Waffe der Gegenaufklärung geworden. Gleichgültig, ob Anhänger der Flat-Earth-Theorie, Kreationisten, radikale Impfgegner, Homöopathie-Gläubige oder solche, die die Existenz des Coronavirus bestreiten – sie alle argumentieren nicht mithilfe eines metaphysischen, transzendenten oder mystischen Vokabulars, sondern bemühen sich um eine Sprache, die die Logik und Kategorien der Naturwissenschaften simuliert. Zumindest in Gestalt ihrer Karikatur ist der Sieg der Aufklärung vollständig.

DIE FORDERUNG, KRITISCHE DISTANZ nach allen Richtungen zu wahren, wird entsprechend anspruchsvoller. Die Gefahr, als Kritiker der herrschenden Ideologie selbst Opfer eines geschlossenen Systems von Überzeugungen zu werden, ist entsprechend groß. Das gilt insbesondere, wenn mit der Kritik an der herrschenden Ideologie nicht eine Skepsis gegenüber Ideologien an sich einhergeht, sondern lediglich eine Weltanschauung durch die andere ersetzt wird. Was als berechnete und fundierte Kritik der herrschenden Meinung begann, endet dann im schlimmsten Fall bei QAnon.



Der Skeptiker muss daher Skepsis auch gegenüber sich selbst lernen, gegenüber seiner eigenen Neigung zum Opportunismus, seinem Verlangen, Teil einer Bekenntnisgemeinschaft zu sein und sich dem wohligen Gefühl der Geborgenheit unter Gleichgesinnten hinzugeben.

Doch die Sehnsucht nach Orientierung ist groß. Das gilt insbesondere für eine Welt mit verlorenen Traditionen, aufgegebenen Ritualen, mit großer Mobilität und geringer sozialer Bindung. Wo es zum Fetisch wird, sogar im Privatleben innovativ zu sein und sich permanent neu zu erfinden, sehnen sich die meisten Menschen nach etwas, das Konstanz verspricht, nach Halt und Gewissheit.

Die Prognose Friedrich Nietzsches, dass der Tod Gottes uns überfordert, scheint sich drastisch zu bewahrheiten. Der Mensch ist offensichtlich unfähig, die metaphysische Obdachlosigkeit zu ertragen. Also schafft er sich neue Götzen, die er anbeten kann.

„Gott ist tot! Und Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet“, lässt Nietzsche bekanntlich den tollen Menschen ausrufen. Und fragt: „Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns?“ Was nun? „Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts?“

Menschen brauchen Stabilität, etwas Dauerhaftes, mit dessen Hilfe oben und unten wieder unterscheidbar sind. Doch Ökonomie, Mode und Lifestyle verlangen von ihnen, permanent flexibel zu sein. Wo also Halt gewinnen in einer Gesellschaft, deren tragende Ideologie Kontinuität und Beständigkeit ablehnt? Wo das Ewige finden, wenn der Zeitgeist die auf Dauer gestellte Veränderung einklagt? Der einzige Bereich des Lebens, der Beständigkeit verspricht und Ewigkeitscharakter hat, ist die Moral. Sie ist das letzte Orientierungsversprechen einer Welt, die zum Ideal ausgegeben hat, sich permanent umzuorientieren.

Das ist vermutlich der Grund dafür, dass moralische Debatten, dass Fragen nach Gerechtigkeit, Diskriminierung, Nachhaltigkeit und Diversität einen dermaßen hohen Stellenwert in spätmodernen Gesellschaften gewonnen haben. Hier findet eine Gesellschaft in Dauerveränderung letzte scheinbare Gewissheiten.

Das erklärt auch die Aggressivität, mit der um moralische Einstellungen gerungen wird. Der Kampf um Cancel Culture und Political Correctness zeigt, dass es bei den fraglichen Themen so gut wie nie um die Sache selbst geht. Die ließe sich unaufgerechter verhandeln. Zur Debatte steht stets viel mehr: Es geht um Orientierung, um Lebensinhalte.

Moral ist das letzte Sinnangebot einer Gesellschaft, die alle traditionellen Sinnangebote im Säurebad der

CHAMAELEON



chamaeleonberlin.com

created by Yaron Lifschitz
and the Circa Ensemble

Wolf

20.08.24 – 05.01.25

Ko-produziert von

CHAMAELEON

präsentiert von

radioeins

Unterstützt durch

CIRCA

Queensland Government

Government of Berlin

eventim

Das Programm wird gefördert durch die Kulturstiftung des Bundes und die Kulturstiftung der Länder. Die Produktion wird gefördert durch die Kulturstiftung des Bundes.

TAGESPIEGEL

Berliner Kunst

eventim+

Der Mensch der digitalisierten Spätmoderne ist nicht einsamkeitsfähig

Aufklärung aufgelöst hat, aber ein Leben ohne normative Gewissheiten nicht erträgt. Deshalb wird jede Kritik an der herrschenden Meinung und an den Leitnarrativen der Zeit mit großer Empörung zurückgewiesen. Denn hier geht es nicht nur um die pragmatischste Haltung zum Umgang etwa mit dem Klimawandel, mit Ernährungsfragen oder Problemen globaler Migration. Hier geht es um Ersatzreligionen, die man mit entsprechendem Fanatismus verteidigt.

„MÜNDIGKEIT IST EINSAMKEITSFÄHIGKEIT“, formulierte einst der große Odo Marquard. Doch der Mensch der digitalisierten Spätmoderne, ist nicht einsamkeitsfähig – also unmündig. Hineingeboren in eine sich immer weiter vereinzelnde Gesellschaft, die auf Kosten sozialer Bindungen immer mobiler und flexibler wird, versucht er verzweifelt dazuzugehören. Die Leitnarrative unserer Zeit geben ihm das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein, deren Mitglieder zwar faktisch nichts miteinander zu tun haben, aber immerhin angeblich universale Werte teilen. Deshalb reden Politiker auch so gerne von Wertegemeinschaften.

Jede Kritik, Opposition oder Widerspruch gegenüber diesen Wertegemeinschaften wird auch deshalb als Bedrohung wahrgenommen, weil die Angepasstheit an den moralpolitischen Zeitgeist die letzte Heimat von Menschen ist, die jede traditionelle Heimat verloren haben. Skeptizismus, die klassische Tugend des aufgeklärten Denkens, ist dem Heimatlosen suspekt. Kritik oder gar Zweifel will er sich nicht erlauben. Lieber klammert er sich an neue Orthodoxien. Der Anpassungsdruck nimmt weiter zu. Der Alltag wird tribunalisiert.

Dem kann nur jeder Einzelne entgegenwirken, indem er Distanz wahrt zu den Meinungen des Tages

und dem Sog der Meinungsindustrie. Das genau meint Mündigkeit durch Einsamkeitsfähigkeit: Sich nicht gemein zu machen mit einer Sache, auch nicht einer guten. Denn das Gute gibt es nur selten. Ebenso wie das Böse. Die Welt ist zutiefst ambivalent.

Doch dieses Ambivalenz-Bewusstsein geht verloren, wenn man sich eine Lehre zu eigen macht, sich zu einer Bewegung bekennt oder zu einer Überzeugungsgemeinschaft. Ideologien verbauen den Blick für die Uneindeutigkeit der Welt. Sie reduzieren Komplexität und suggerieren moralische Eindeutigkeit.

Die menschliche Lebenswelt aber ist nicht eindeutig. Sie zu vereindeutigen, ist eine Verarmung des Lebens. Wir brauchen keine neuen Götzen, die den alten Gott ersetzen. Metaphysische Obdachlosigkeit macht frei. Denn sie ersetzt den Glauben an das Ewige und Prinzipielle durch die Einsicht in die Vergänglichkeit und Wechselhaftigkeit unserer Wirklichkeit.

„Die Skepsis“, schrieb ebenfalls Odo Marquard, „ist nicht die Apotheose der Ratlosigkeit, sondern nur der Abschied vom Prinzipiellen“. Skepsis als Lebensform bedeutet nicht, keine Meinungen und Ansichten zu haben. Es bedeutet vielmehr, sich klarzumachen, dass die eigenen Meinungen mit Vorsicht zu genießen sind. Sie beruhen eher auf Zufällen und Affekten als auf Logik. Eine Kultur des Zweifels basiert auf der Einsicht in die Kontingenz und Relativität unserer Überzeugungen und dem Willen zu einem stoischen Individualismus ohne Eskapismus.

Das Projekt Aufklärung darf nicht an sich selbst scheitern, indem es lediglich einen überkommenen Aberglauben durch zeitgemäßere Formen des Aberglaubens ersetzt. Wir brauchen eine zweite Aufklärung, die sich von gefühlten Gewissheiten und angeblich zeitlosen Einsichten verabschiedet. Denn in einer endlichen Welt gibt es keine ewigen Wahrheiten.

Konnten sich frühere Gesellschaften die Illusion objektiver Moralen und ewiger Wahrheiten leisten, so gilt das für die heterogenen Gesellschaften unserer Spätmoderne nicht mehr. Wo Orthodoxien, Fundamentalismen und universale Wahrheiten aufeinanderprallen, sind Konflikte unvermeidbar. Allein deshalb brauchen wir, aus rein pragmatischen Erwägungen, eine Leitkultur des Zweifels.

Vor allem aber schützt Skepsis als Lebenshaltung jeden Einzelnen davor, unfrei zu werden und sein eigenes, endliches Leben in die Fesseln des vermeintlich Ewigen zu schlagen.



ALEXANDER GRAU
ist Publizist und
Philosoph. Er lebt
in Wiesbaden.



Kinder als Naturforscher: Wie das Programm „Kita- und Schulbienen“ Umweltbewusstsein fördert

Niklas hält den Atem an, als ein älteres Kind die Wabe aus dem Bienenstock holt und ihm stolz präsentiert. Das Gewusel der Bienen, der Duft von Wachs, Propolis und Honig und das emsige Summen faszinieren ihn. Der Grundschüler probiert gerade die Bienen-AG an seiner Schule aus und wird in den kommenden Monaten noch viele Male staunen und mit den Tieren über sich hinauswachsen.

Seit drei Jahren bringt das gemeinnützige Unternehmen Stadtbienen Bienenstöcke an Schulen, bildet Lehrkräfte in der ökologischen Bienenhaltung aus und zeigt ihnen, wie sie das Wissen spielerisch und nachhaltig an Schüler:innen weitergeben können.

„Die Kinder wachsen an ihrer Verantwortung und gewinnen an Selbstbewusstsein, wenn sie sehen, dass sie das hinkriegen,“ berichtet Katharina Jakob, Lehrerin bei den Schulbienen. Diese Erfahrungen sind nicht nur lehrreich, sondern steigern das Umweltbewusstsein der Schüler:innen nachhaltig. Über 9.890 Kinder konnten bereits den Zugang zu den Bienen erleben, 1.000 von ihnen wurden zu Bienenbotschafter:innen, so wie Niklas.

Neben der Vermittlung von ökologischem Wissen fördert das Programm auch die Sozialkompetenzen der Kinder. Sie lernen, Verantwortung zu übernehmen und entwickeln ein stärkeres Gefühl der Selbstwirksamkeit. „Selbst auf dem Schulweg schauen sich die Kinder jetzt um und entdecken andere Bienen,“ erzählt Katharina.

Das Engagement der Stadtbienen wurde 2022 bereits durch die nationale Auszeichnung „Bildung für nachhaltige Entwicklung in Deutschland“ von der UNESCO Kommission und dem BMBF gewürdigt. Doch die Wirkung geht weit über Auszeichnungen hinaus. Die direkte Arbeit mit den Bienen schafft eine tiefe emotionale Verbindung zur Natur. Dies bestätigt auch Julia Eisenberg, Leiterin des Programms und sagt: „Unser Ziel ist es, bis 2030 insgesamt 100.000 Kinder in Kontakt mit Bienen zu bringen.“

Finanziell ist das Programm gut durchdacht. Eine Schulbienen-AG kostet pro Schule einmalig 14.000 Euro. Diese Summe deckt die Ausbildung der Pädagog:innen, die Anschaffung der Bienenbehausungen, aller Lehrmittel, das notwendige Equipment und eine engmaschige Betreuung. Auf fünf Jahre gerechnet, belaufen sich die Kosten pro ausgebildetem Bienenbotschafter:innen auf nur 140 Euro. Dies zeigt, dass das Programm nicht nur ökologisch, sondern auch ökonomisch nachhaltig ist. Unterstützer:innen des Programms haben die Möglichkeit, über Patenschaften und Spenden die langfristige Umsetzung an weiteren Schulen zu fördern.

Niklas entschied sich, nach dem ersten Besuch wiederzukommen und Teil der Bienen-AG zu werden. In den mehr als 30 Treffen reifte er innerhalb eines Schuljahres zum Bienenbotschafter. Jetzt ist er es, der die Rähmchen voller Bienen aus der Box zieht und Mitschüler:innen ins Staunen versetzt.

Dabei erzählt er, dass er sich viel Grün in der Stadt wünscht, damit alle Insekten mehr zu essen haben. Nach der Stunde verstaubt er Schleier und Stockmeißel wieder und sagt, dass er vielleicht einmal Imker wird, auf jeden Fall aber möchte er einen Beruf haben, der den Bienen und der Natur guttut.

Das „Kita- und Schulbienen“-Programm zeigt eindrucksvoll, wie Umweltbildung nicht nur Wissen vermittelt, sondern auch Persönlichkeiten formt und Lebenswege inspiriert. In einer Welt, die zunehmend von Umweltkrisen bedroht ist, sind es diese kleinen Schritte, die einen großen Unterschied machen können.

„Die Kinder wachsen an ihrer Verantwortung und gewinnen an Selbstbewusstsein, wenn sie sehen, dass sie das hinkriegen.“

Katharina Jakob, Lehrerin



Möchten Sie Kitas und Schulen die Teilnahme am Programm ermöglichen? Erfahren sie mehr auf: stadtbienen.org/kita-und-schulbienen/

Die Stadtbienen gGmbH setzt sich mit Bildungsprojekten, Imkerkursen und Grünflächen für den Schutz der Bienenvielfalt ein. Interessierte können sich mit Fragen an info@stadtbienen.org wenden oder die Website stadtbienen.org besuchen.





SALON

Man sieht nur, was man sucht

Der Sultan und Eroberer von seiner weichen Seite



Von BEAT WYSS

Nach der Einnahme und Plünderung Konstantinopels zeigte sich Sultan Mehmed II. als Freund des Schönen und respektvoller Versöhner.

Nein, dieser Sultan macht nicht den Wolfsgruß, der seit kurzem für Furore sorgt als Zeichen der türkischen Rechtsextremisten. Zärtlich umfassen Zeigefinger und Daumen des Sultans den Stiel zweier zierlicher Damaszenerrosen, um sich an deren betörendem Duft zu ergötzen. Seit der Antike wurde das Gewächs für Körperöle und Parfums gezüchtet. Als gepflegte Erscheinung lässt Mehmed II. sich porträtieren, den rötlichen Bart akkurat gestutzt; der rosa Hintergrund von der gemalten Duftpflanze überträgt sich gleichsam als Rasierwasser auf die Porträtminiatur, die nur 390 auf 270 Millimeter misst. Die Kultur der Osmanen war eine Kultur der Wohlgerüche, daher wundert es nicht, wenn in arabischen Reiseberichten die Rede ist, dass die Europäer übel röchen, zumal sie polternd im Orient auftraten, ungewaschen und in schwerer, dem Wüstenklima nicht angemessener Bekleidung.

Dieser Anflug von Zärtlichkeit, die den Sultan umweht beim Genuss des Rosenduftes, war berechnet. Dem Herrscher wird nämlich ein grausamer Charakter nachgesagt. Dagegen will der Sultan in diesem Porträt *en miniature* von seiner weichen Seite gesehen sein: Nicht abwesend im Profil, wie Herrscher sich auf Münzen zu zeigen beliebten, sondern in Dreiviertelansicht, vergänglich schönen Dingen zugewandt. Der türkische Kleinmeister beherrscht die Zentralperspektive der italienischen Renaissance, überformt aber zugleich die Gestalt des Herrschers gekonnt mit abstrakten, bunten Mustern in der Kleidung. Westlicher Realismus paart sich so mit orientalischer Freude am Ornament in Buchmalerei und Albumblättern timuridischen Stils.

Sinan Bey: Sultan Mehmed II., an einer Damaszenerrose riechend, Porträtminiatur, um 1480, Istanbul, Topkapi-Palast

Als Konstantinopel am 29. Mai 1453 nach 53 Tagen Belagerung an die Türken fiel, wurde der Sultan von Tränen überwältigt: Er weinte über die Zerstörungen und das Morden seiner Leute, denn sein Plan war es, Konstantinopel zur glänzenden Hauptstadt seines Reiches zu machen. Mehmed II. verstand sich nicht als Eroberer, sondern als Nachfolger der oströmischen Kaiser. Jetzt aber fand er die Metropole Ostroms zerstört und entvölkert vor. Seine Truppen hatten mit der Plünderung von Gotteshäusern und den Villen der Reichen, begleitet von Morden und Vergewaltigungen, ein archaisches Gewohnheitsrecht der Sieger ausgeübt. Die gewalttätigen Handlungen nach Erstürmung einer Stadt waren Bestandteil des Soldes, der dem Sieger zustand.

Mehmed befahl jedoch die sofortige Einstellung von Gewalttaten an der Zivilbevölkerung und stellte sie unter Strafe, denn Konstantinopel war als glanzvolle Hauptstadt des Osmanischen Reiches ausersehen. Straks entsandte er Boten ins Land, welche die geflüchteten Bewohner zur Rückkehr bewegen sollten. Sprachwissenschaftler haben eine plausible Erklärung zum neuen Namen Istanbul für die Stadt am Bosphorus: *eis ten pólin, in die Stadt zurück* sollten die Geflohenen doch kommen. Besonders um die Juden warb der Sultan; ihnen verlieh er Steuerfreiheit, weil er die Hebräer ihrer Vielsprachigkeit wegen schätzte und sich von ihnen als weit gereisten Kaufleuten in der polyglotten Metropole im östlichen Mittelmeer gute Dienste versprach.

Erste Amtshandlung von Mehmed II. nach dem Sieg über Kaiser Konstantin XI., der wohl bei den Stadtmauern an vorderster Front umkam und verschollen blieb, war ein Gebet in der Hagia Sophia: Vor dem Mosaik der Thronenden Madonna mit Kind, der *Nikopoia*, der *Sieg Erwirkenden*, bedankte sich der Sultan für seinen Sieg. Er tat dies als frommer Muslim. Der Koran ehrt die Jungfrau Maria, arabisch Meryem, aber auch Miriam, in der Sure 3, Vers 42 als von Gott Auserwählte, Mutter von Jesus. Sogar christliches Dogma ist respektiert, wenn erklärt wird, dass Maria ihren Sohn als Jungfrau empfangen habe. Jesu Wirken wird als



Beat Wyss

ist einer der bekanntesten Kunsthistoriker des Landes. Der gebürtige Basler, emeritierter Professor für Kunst- und Ideengeschichte, ist Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Jeden Monat stellt er in Cicero ein Bild und dessen Geschichte vor. Über den Unterschied von Islam und Islamismus schreibt Wyss ausführlich in seinem Buch über das „Genie des Abendlands“, das im Herbst erscheint.

Prophet des Propheten Mohammed gelobt. Judentum, Christentum und Islam ward ein geschwisterliches Verhältnis zugeschrieben, denn alle drei Religionen werden als Abkommen von Stammvater Abraham verstanden. Für die muslimischen Schriftgelehrten war der Islam einfach nur die konsequenteste Ausprägung des Monotheismus.

Der moderne Islamismus aber verrät im Grunde diese große Weltreligion aus der Spätantike. Die Grauen Wölfe beziehen zwar ihre kulturelle Identität auf das Osmanische Reich, das mit Mehmed II. zur Vollendung kam. Mit ihrem engstirnigen, rassistischen Nationalismus sind sie da jedoch an der falschen Adresse. ●



SALON

Literaturen

Neue Bücher, Texte, Themen



Romane

Melancholia über uns

Wenn die Literatur stets ihre Gegenwart widerspiegelt, ist die gehäufte Auseinandersetzung mit Krankheiten in aktuellen Romanen vermutlich ein Indiz des weitverbreiteten Empfindens der Düsternis. Aber diese aktuellen Krankheitsromane veranschaulichen auch und vor allem eine andere Botschaft: wie angewiesen Menschen auf andere sind.

Martina Hefter etwa dekliniert in ihrem Debütroman „Hey guten Morgen, wie geht es dir?“ alle Facetten der Fürsorge durch. Der Alltag der Heldin „Juno“ besteht größtenteils aus der Pflege ihres an Multiple Sklerose erkrankten

Die Gegenwartsliteratur ist voll mit Krankheitsgeschichten. Sind das Vorboten des Untergangs? Nein, eher vitale Hoffnungsschimmer.

Partners „Jupiter“. Allein das Smartphone sorgt für ein wenig Ablenkung. Ein auf diese Weise kennengelernter anderer Mann wird für sie zum leuchtenden Stern über dem allpräsenten Planeten „Melancholia“. Dieser apokalyptische Himmelskörper stammt aus dem gleichnamigen Film von Lars von Trier, nun schwebt er auch über Hefters Protagonistin.

Mit Ernst und Leichtigkeit zeigt dieses wendungsreiche Werk all die Fliehkräfte, denen sich Angehörige von Kranken häufig ausgesetzt sehen: Sie demonstrieren ihre gesamte Aufopferungsbereitschaft und sehnen sich doch nach dem Ausbruch aus der misslichen

Lage. Dass die wenigsten letzterem Drang nachgeben, dürfte einer aufrichtigen Menschenliebe geschuldet sein. Abgesehen von den ärztlichen Maßnahmen tritt diese Liebe immer wieder als das rettende Momentum in Texten über physische und psychische Probleme zutage.

Diese Probleme sind es, die Menschen zum Zusammenhalt zwingen. Der Kulturtheoretiker Byung-Chul Han hat dies in seinem Essay „Palliativgesellschaft“ (2020) festgestellt: „Schmerz ist Bindung. Wer jeden schmerzhaften Zustand ablehnt, ist bindungsunfähig (...). Schmerz ist Unterschied. Er artikuliert das Leben (...). Der Schmerz markiert Grenzen, hebt Unterschiede hervor.“ Die Gesellschaft hat den Schmerz zwar aus der Mitte der Gemeinschaft verdrängt, um dem Schrecken zu entfliehen – in literarischen Entwürfen offenbart sich indes glücklicherweise das Gegenteil.

Viele gegenwärtige Schriftsteller schildern in meist autobiografischen Settings den beschwerlichen Verlauf schwerer Krankheiten. Aus den vergangenen Jahren wären zu nennen: die Depressionsromane von Benjamin Maack und Thomas Melle oder literarische Chroniken zur Krebstherapie (Ruth Schweikert), zur Demenz (Arno Geiger) oder zum Organversagen (David Wagner). Sie wenden sich gegen das Wegschauen, richten ihren Fokus auf die unangenehmen Schattenseiten der menschlichen Existenz jenseits des Like-Buttons.

Diesem Impetus folgt auch die 2001 geborene Wienerin Lilli Polansky in ihrem Prosaerstling „Gratulieren müsst ihr mir nicht“. Vom Gehirntumor über den Herzschrittmacher bis hin zu seelischen Traumata reichen die Negativerfahrungen der Ich-Erzählerin. Bar jeder Beschönigung werden genauso gigantische Blutlachen und aufwendige Operationen beschrieben wie der beklemmende Alltag in einem durchrationalisierten Klinikbetrieb. Leider kommt sie dabei ohne abgedroschene Metaphern nicht aus. Trotzdem schafft es dieser Roman eindringlich, das innere Chaos der von immer neuen Rückschlägen gebeutelten Protagonistin zu beschreiben. „Das Einzige, was bleibt, sind die Möbelstücke, die sich

So schwermütig aktuelle Krankheitsromane auch scheinen, die hoffnungsvolle Botschaft lautet stets: Bleibt wacker!

weiterhin verschieben, und mir kommt der Gedanke, dass meine Organe vielleicht komplett ungeordnet in meinem Inneren herumschwimmen“, hält sie fest.

Diese bildliche Darstellung zeigt auch eine wichtige Funktion literarischer Entwürfe über Krankheiten. Was oftmals diffus in den Körpern wirkt, ja sich einer unmittelbaren Verbalisierung widersetzt, kann mittels des Schreibens benannt und damit behandelbar werden.

Ulrike Edschmid versucht das in ihrem Roman „Die letzte Patientin“ mithilfe eines geschichtstherapeutischen Arrangements. Es soll eine Frau behandelt werden, die kein Wort mehr herausbekommt. Nur mit reichlich Geduld und Sensibilität gelingt es ihrer an Krebs erkrankten Therapeutin, allmählich die Mauer des Schweigens zu durchbrechen, um dahinter einen Abgrund von Missbrauch und Gewalt in der Kindheit zu erkennen. Ihn zu überwinden, vermag letztlich nur die wiedererlangte Ausdrucksfähigkeit der Patientin: „Heilung beginne, (...) wenn eine Sprache gefunden werde für das, was als gestaltloses Dunkel unaussprechlich und in seiner formlosen Existenz nicht zu fassen, nicht zu begreifen, nicht zu benennen

und nicht zu beweisen gewesen war.“ Das große Surplus für beide Frauen: Sie befreien sich von ihren Ängsten, indem sie ihre jeweilige Geschichte miteinander teilen. Das Erzählen wirkt wie ein Medikament, es begünstigt Zusammenhalt.

Alle genannten Krankheitsromane haben eben diese Ordnungsstiftung gemeinsam. Sie fügen das kaum Aushaltbare und Ungreifbare in eine Grammatik ein. Wie ein Gerüst hält sie uns aufrecht, gewährt einen Halt, wo ansonsten der freie Fall droht.

So schwermütig diese Bücher auch auf den ersten Blick scheinen, so voller Hoffnung sind sie daher auch. Sie handeln vom Durchhalten und zunehmender Widerstandsfähigkeit und von der Selbfindung im Schatten eines vermeintlich unausweichlichen Schicksals.

Sie erweisen sich somit als jene Literatur, die unsere krisengebeutelte Welt gerade gut gebrauchen kann. Gibt es Krankheiten, so wird man im besten Fall Gegenmittel finden. Allein die Aussicht darauf verhindert, dass wir aufgeben. Bleibt wacker, irgendwie, so die Botschaft dieser äußerst vitalen Genreromane.

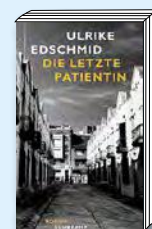
Björn Hayer



LILLI POLANSKY
Gratulieren müsst ihr mir nicht
Schöffing & Co.,
Frankfurt a.M. 2024.
272 Seiten, 22 €



MARTINA HEFTER
Hey guten Morgen,
wie geht es dir?
Klett-Cotta, Stuttgart 2024.
224 Seiten, 22 €



ULRIKE EDSCHMID
Die letzte Patientin
Suhrkamp, Berlin 2024.
111 Seiten, 23 €

Biografie

Russlands toter Hoffnungsträger

Putins Widersacher und Opfer Alexej Nawalny hat in John Sweeney einen würdigen Biografen gefunden.



Die Bedeutung und Popularität einer Person offenbaren sich auch in der Zahl der Leute, die zu ihrer Beerdigung kommen. Zu Alexej Nawalyns Begräbnis am 1. März 2024 in Moskau erschienen Zehntausende, die Schlange zog sich einen Kilometer hin, flankiert von vermummter Bereitschaftspolizei. Die Menschen skandierten „Russland wird frei sein!“, „Putin ist ein Mörder!“, „Nein zum Krieg!“ und einfach nur „Nawalny“ – alles live auf YouTube gestreamt. Hunderte wurden verhaftet, weil sie es wagten, in Russland öffentlich ihres Helden zu gedenken.

Alexej Nawalny, Rechtsanwalt und Oppositionspolitiker, geboren am 4. Juni 1976 in Butyn, 40 Kilometer vor Moskau, Putins meistgehasster Gegner, vom russischen Geheimdienst FSB immer wieder festgenommen, im August 2020 Opfer von dessen Giftanschlag, nach medizinischer Behandlung in Berlin im Januar 2021 bei seiner Rückkehr nach Moskau verhaftet, in Straflager gesteckt, dort an den Folgen von Folter und Entbehrungen

Öffentliche Trauer um Alexej Nawalny, hier an einem College in Bristol

am 15. oder 16. Februar 2024 gestorben. Nawalny gehörte zu den wenigen, die dem „Monster im Kreml“ (Sweeney) die Stirn boten. Selbst in der Haft scherzte er noch, er war einzigartig kühn, furchtlos, opferbereit.

In John Sweeney hat Nawalny einen würdigen Biografen. Die beiden ähneln sich charakterlich, zwei Draufgänger, die für ihre Sache an Grenzen gehen beziehungsweise gingen. Der vielfach ausgezeichnete britische Journalist (*BBC*, *The Observer*) kannte Nawalny persönlich. Seit fast 30 Jahren verfolgt er so unerschrocken wie hartnäckig die Umtriebe

und Straftaten der Mächtigen Russlands, allen voran Wladimir Putins. Den entlarvte Sweeney bereits 2000 als Kriegsverbrecher, lange „bevor das in Mode kam“; in seinem Bestseller „Der Killer im Kreml“ (2022) nennt er Putin einen Serienmörder ohne Skrupel, seine eigenen Leute umbringen zu lassen.

„Der Fall Nawalny“ ist mehr als eine eindrucksvolle Biografie. Sweeneys enormes Detailwissen, sein Fundus an Einblicken, Begegnungen, Interviews, Notizen machen das Buch zum Parforceritt durch ein halbes Jahrhundert sowjetisch-russischer Geschichte mit ihren Abgründen und dem kurzen, gescheiterten Demokratie-Experiment.

Der stürmische, mitunter rotzige Stil lässt das Buch zwischendurch zum Krimi geraten; der Sarkasmus wiederum tut angesichts des ernsten Themas gut, er wirkt wie ein Ventil. Und bei aller Bewunderung für diesen „Ritter in verbeulter Rüstung“ leuchtet Sweeney auch Nawalyns zweifelhafte Seiten aus, der in seinen politischen Anfangsjahren mit der extremen Rechten flirtete.

Den paar Dissidenten, die noch nicht eingesperrt, vertrieben oder ermordet sind, die sich im Exil oder im Untergrund weiter für ein rechtsstaatliches Russland einsetzen, bleibt er ein Vorbild. Bei seinem letzten Schauprozess donnerte Nawalny im Gerichtssaal aus einem Glaskubus – die Russen nennen ihn „Fischtank“ – dem Kremlmonster entgegen: „Wir haben bewiesen, dass es Putin war, der mich zu töten versuchte. Und das treibt den kleinen Dieb in seinem Bunker zum Wahnsinn. Sein Vergehen besteht darin, dass er als Wladimir der Giftmischer in die Geschichte eingehen wird.“

Der Preis für solchen Mut war sein Leben. Viola Schenz



JOHN SWEENEY
Der Fall Nawalny.
Mord im Gulag
 Heyne, München 2024.
 352 Seiten, 20 €

Sachbuch

Ein Manifest für Geist und Gaumen

Ute Cohen zeigt, dass die Freiheit auch durch den Magen ging und geht.

Was hat die Kulinarik mit dem gesellschaftlichen Freiheitsgefühl zu tun? Muss man erst frei sein, um das Essen genießen zu können, oder setzt die Erlangung der Freiheit ausreichend Kraft durch stärkende Mahlzeiten voraus?

Um diese Fragen dreht sich das aktuelle Buch „Der Geschmack der Freiheit“ von Ute Cohen, einer in Berlin lebenden Publizistin und Schriftstellerin, die zuletzt mit einem Porträt der Fassbinder-Muse Ingrid Caven („Chaos? Hinhören, singen“, Kampa 2021) als Sachbuchautorin in Erscheinung trat. Schon darin zeigte sich Cohens Gabe, mit bildungsgesättigtem Blick auf Phänomene der europäischen Gegenwartskultur zu schauen. Dass sie dabei stark beeinflusst ist vom französischen Geist, liegt nicht nur an der in Paris lebenden Caven, sondern auch daran, dass Cohen selbst viele Jahre in der französischen Hauptstadt gelebt hat.

Mit „Der Geschmack der Freiheit“ setzt Cohen dieses Unternehmen fort. Aber diesmal ist der Fokus nicht auf eine Schauspielerin und Chanson-Sängerin gerichtet, sondern auf das, was den Menschen im Innersten zusammenhält: das Essen.

Cohen serviert mit spielerischem Charme die Geburt der modernen Restaurantkultur aus dem Geiste der Französischen Revolution. Denn – mag die europäische Essenskultur auch schon in der Antike und im kirchlichen Mittelalter Ausdruck elaborierter zivilisatorischer Codes gewesen sein – mit dem Sturm auf die Bastille befreit sich das Bürgertum laut Cohen zu neuen Genusdimensionen. Die Demokratisierung

fegte auch durch den Magen. „Findige Wirte erkannten das wachsende Bedürfnis nach neuen Formen des gesellschaftlichen Austauschs im erstarkenden, auch mit zunehmendem politischen und kulturellen Selbstbewusstsein ausgestatteten Bürgertum. Das Restaurant sollte Quell und Hort der bürgerlichen Freiheit werden.“

Natürlich garniert Cohen ihr Werk en passant auch mit den Betrachtungen großer Dichter und Denker (darunter Voltaire, Montesquieu und Chateaubriand). Zitate aus Filmen, Romanen und Musikstücken verstärken den Eindruck, dass es in der Welt der Hochkultur immer schon mit Vorliebe ums große Fresen oder die Erotik der Gaumenfreuden ging. Dazu ermuntert sie, Nase und Mund mehr zu vertrauen: Die sieben Sinne können als Tor für Sinnlichkeit dienen, aber auch als Schutz vor Manipulation und Eintrübung.

An einigen Stellen ihres Werkes spart Cohen nicht mit Kritik. Der „Furor der Gleichmacherei“ ist ihr ebenso verächtlich wie ein nationaler Küchen-Chauvinismus. Sie wagt es, zuversichtlich in die Zukunft zu schauen, ohne sich an alte Rezepte oder unmenschliche Sternvergabesysteme zu klammern. „Umbruchsituationen und Paradigmenwechsel bergen immer Gefahren für die Freiheit, aber auch Chancen. Die Geschichte der Freiheit kommt nicht ohne Geschmacklosigkeit aus, ist aber durch und durch menschlich, ob roh, gegart oder hartgekostet. Kulinarische Revolutionen setzen Wagnisse und Irrtümer voraus.“

Cohen selbst sieht ihr Buch als ein „köstliches Buffet“, von dem man „ganz nach Gusto“ naschen könne. Voilà – ein schöneres Manifest für Geist, Gaumen und Genuss dürfte schwerlich zu finden sein.

Stefan Meetschen



UTE COHEN
Der Geschmack der Freiheit
Reclam, Stuttgart 2024.
272 Seiten, 24 €



Das Cicero Podcast Team:

Alexander Marguier, Volker Resing, Ben Kruschke, Ralf Hanselle, Daniel Gräber, Clemens Traub, Ulrike Moser

CICERO PODCASTS

In unseren Cicero Podcasts diskutieren Mitglieder der Redaktion jede Woche mit Gästen aus Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft zu aktuellen Themen aus dem In- und Ausland.

Hören Sie jede Woche eine neue Podcastfolge präsentiert von Cicero – Magazin für politische Kultur.



Cicero Podcasts hören Sie auf cicero.de/podcasts und:



Roman

Die implodierende Gesellschaft

Marion Messinas Roman

„Die Entblößten“ ist ein politisches Pamphlet.



Die junge französische Autorin Marion Messina hat den literarischen Volltreffer des Sommers gelandet, mitten hinein ins lächelnde Gesicht der spätkapitalistischen Partygesellschaft. In ihrem dystopischen Roman „Die Entblößten“ schreibt sie über Frankreich in der unmittelbaren Zukunft, dessen soziale Kohäsion vollständig zerbrochen ist, wo nur noch blutiger Protest die Hoffnung auf ein besseres Dasein aufrechterhält.

Frankreich auf dem Weg zum autoritären Staat? „Die Entblößten“ ist zugleich Zivilisationskritik und Anklageschrift. Das Buch handelt vornehmlich von struktureller Gewalt und emotionaler Erschöpfung, von Praktiken der Erniedrigung und des Machtmissbrauchs. Wie die Gesellschaft, so die individuellen Beziehungen; die Schlüsselszene des Buches ist eine Gruppenvergewaltigung. Das (männliche) Opfer verbrennt sich daraufhin öffentlich. Nichts für zarte Seelen.

Das Denkmal der Republik in Paris, verunstaltet nach den Parlamentswahlen im Sommer 2024

Messinas Roman beschönigt nichts. Der Mut zur Radikalität ist umso bemerkenswerter, als diese literarische Kardinaltugend der zeitgenössischen deutschen Literatur vollkommen abgeht. Im Kern ist Messinas Roman weltanschaulich, nicht ästhetisch motiviert. Sie ist wahrlich nicht die Erste, die sich des Phänomens der drangsalierten Unterschicht annimmt. Dostojewski und Tolstoi, Maxim Gorki, Knut Hamsun und – nicht zu vergessen – Georg Büchner haben dies zu ihren Zeiten in aller Ausführlichkeit getan. „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“ beschreibt insofern ganz akkurat die Dynamik und Programmatik von Messinas pamphletistischem Roman.

Genau da steckt aber auch die Schwäche des Buches: Die Perspektive von oben

und unten, Macht und Ohnmacht leuchtet zwar soziologisch, nicht aber literarisch ein. Alle Figuren erscheinen zweidimensional wie Panini-Bilder ihres Herkunftsmilieus. Die Angehörigen der Oberschicht nutzen ihre Macht skrupellos, die anderen, zu denen die Helden des Romans zählen, erleiden sie und sinken ins Prekariat ab.

Zum Thema der sozialen Ungleichheit, dies sagt die Autorin selbst in einem ihrer Interviews, wurde schon alles gedacht und alles gesagt. Wofür also sollte man es nochmals in Romanform lesen? Deshalb: Messina konfrontiert den Leser mit einer schmutzigen Wahrheit der Gesellschaft über sich selbst, der Kälte und Rücksichtslosigkeit ihrer Strukturen, die ein nie versiegender Quell persönlichen Unglücks sind. Die Gesellschaft ist unser Schicksal, könnte man jetzt ein Wort Napoleons variieren.

Wer liest ein solches Buch? Genau diejenigen, die es nichts angeht, die aber ein Gesprächsthema für den nächsten Kultursmalltalk benötigen. Man will doch nicht herzlos sein, als empathisches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft. Die Deprivierten jedoch, jene sprichwörtlich gewordenen „99 Prozent“ der Gesellschaft, die bereits während der Wirtschaftskrise 2008, der europäischen Finanzkrise 2009, als französische Gelbwestenbewegung seit 2018, als frustriertes Pflegepersonal während der Pandemie und nunmehr als randalierender Mob in England medial vorgeführt werden, erwarten längst nichts mehr. Insofern wäre die angemessene Antwort auf Messinas Buch auch keine Rezension, sondern die fortschreitende Revolte.

Dominik Pietzcker



MARION MESSINA
Die Entblößten
 Hanser, München 2024.
 176 Seiten, 23 €



Moser liest

Literaturrezensionen von
Ulrike Moser

GELIEBTER DER GOEBBELS-GATTIN

Wahrscheinlich hieß er Fritz Gerber. Sicher ist, dass Magda Goebbels, als sie noch mit dem Industriellen Günther Quandt verheiratet war, ein Verhältnis mit einem Studenten hatte. Diesen Unbekannten macht Nora Bossong zur zentralen Figur ihres Romans „Reichskanzlerplatz“. Hans Kesselbach heißt er dort, ein junger Mann, der Quandts Sohn Hellmut in schwärmerischer Freundschaft verbunden ist. Trotz seiner Homosexualität beginnt Hans eine Affäre mit Magda, die ihn fasziniert mit ihrer Kultiviertheit und Intelligenz, aber auch durch ihre innere Leere, ihren Drang nach Aufstieg und Geltung. Bossong erzählt die Geschichte von Hans als die einer zunehmenden Entfremdung: zu der Frau, die mit ihrer Ehe mit Joseph Goebbels zum Aushängeschild des Reiches wird. Und als Protokoll der Distanzierung zum Regime, in dem Hans als Homosexueller in ständiger Gefahr ist. Wie Bossong dessen Radikalisierung immer wieder mit wenigen Worten beschreibt und doch alles sagt, ist große Kunst.



NORA BOSSONG
Reichskanzlerplatz
Suhrkamp, Berlin 2024.
295 Seiten, 25 €

VARIATIONEN ÜBER EINSAMKEIT

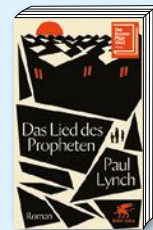
Nein, diese Menschen sind nicht lebensstauglich. Und Trost ist in den Erzählungen von Fleur Jaeggy nicht zu finden. Bislang ist die in der Schweiz geborene Autorin in Deutschland wenig beachtet worden. Dies soll sich nun endlich ändern: Der Suhrkamp-Verlag hat eine Gesamtausgabe dieser großartigen Autorin angekündigt, beginnend mit dem Erzählband „Ich bin der Bruder von XX“. Es sind verrätselte, vor Kälte klirrende Variationen über Einsamkeit, die sie darin erzählt. Hier ist selbst die Natur feindlich. Vor allem aber sind es die Kinder. Es sind Kinder, die sich nach dem Tod sehnen. Oder Kinder, die Hass und den Willen zu zerstören in sich tragen. Darunter ist etwa ein Mädchen, das seine Gönnerin, die es aufgenommen hat, im Feuer umkommen lässt. Verbundenheit ist in Jaeggys Erzählungen allenfalls mit einem Gemälde oder einem Aquariumsfisch möglich. Jaeggy ist eine Meisterin der Verknappung, ihre Erzählungen sind dadurch von einer abgründigen Dichte, die ihresgleichen sucht. Indem sie Thomas de Quincey zitiert, trifft sie genau, wovon ihr Schreiben zeugt: vom „dunklen Rausch des Grauens“.



FLEUR JAEGGY
Ich bin der Bruder von XX.
Erzählungen
Suhrkamp, Berlin 2024.
114 Seiten, 22 €

AUFGELOSTE GEWISSHEITEN

Wann ist der richtige Zeitpunkt, um zu gehen? Wenn der eigene Ehemann, ein Gewerkschafter, verhaftet, an einen unbekanntem Ort gebracht wird und nirgendwo Auskunft über ihn zu erhalten ist? Aber da sind die Kinder, die Schule, der Beruf, der Alltag, da sind so viele Gründe. Da ist der Glaube, dass all dies nur ein vorübergehender Zustand ist, dass das Recht noch Gültigkeit haben muss. Paul Lynch erzählt aus der Perspektive einer irischen Mutter, wie eine gewählte Regierung über Notverordnungen nach und nach den Rechtsstaat aushöhlt und sich in eine Diktatur verwandelt. Wie hält man eine Familie zusammen, wie erklärt man den Kindern, dass es ihr vertrautes Leben nicht mehr gibt? Und wie hält man es aus, wenn man ihnen Liebe geben, aber sie nicht schützen kann? Wie Lynch diese Ohnmacht schildert, wenn sich alle Gewissheiten auflösen, wenn Gesetze nicht mehr gelten, der



PAUL LYNCH
Das Lied des Propheten
Klett-Cotta, Stuttgart 2024.
320 Seiten, 26 €

Weg hinaus auf einmal versperrt ist, Menschen abgeholt werden und verschwinden, das ist meisterlich und sprachlich furios. Und der Booker-Preis, den Lynch für dieses Buch erhalten hat, hochverdient.

Paul Lynch erzählt aus der Perspektive einer Mutter, wie eine Regierung sich in eine Diktatur verwandelt



WOLFGANG STREECK LIEST ...

Das politische Buch



WOLFGANG STREECK ist Direktor emeritus am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.

Kann die Demokratie an sich selbst zugrunde gehen? Muss man die Herrschaft des Volkes gegen die des Pöbels verteidigen? Schon den Hausphilosophen des sklavenhaltenden Athener Establishments ging es um den Schutz der Demokratie vor ihrer Perversion als Ochlokratie – um die Herrschaft des erzogenen Volkes über das plebejische, den Unterschied zwischen demokratischer und populistischer Mehrheit.

Einstiegsthema von Philip Manows meisterlich scharf schießendem Buch „Unter Beobachtung“ ist eine Demokratiewissenschaft, die nicht nur die Demokratie in Gefahr sieht, sondern auch zu wissen glaubt, wie sie zu retten sei. Wenn Demokratien solche bleiben sollen, muss der Bereich des mit Mehrheit Beschließbaren eingegrenzt sein. Indem Demokratie über den Formalismus freier Mehrheitsbildung hinaus substantielle Rechte garantiert, die der Willkür des populistisch politisierenden Volkes entzogen sind, wird sie zu liberaler und damit erst zu wirklicher Demokratie.

Manow argumentiert, dass der wertepolitischen Aufladung der Demokratietheorie eine reale Entwicklung seit den 1970ern entspricht. Ihm zufolge setzte die Liberalisierung der Demokratie ein, als die Ansprüche von Minderheiten oder Nicht-mehr-Mehrheiten zum Gegenstand von Mehrheitsentscheidungen zu werden drohten. Eine besondere Rolle bei der Eindämmung dieser Tendenz fiel dabei den Verfassungsgerichten zu, die neu entstanden oder juristisch aufgerüstet wurden.

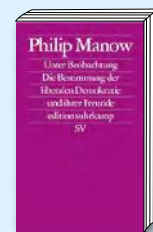
Konflikte blieben nicht aus. Herbert Wehner wollte die Entscheidung über die Ostverträge nicht „acht A... löchern in Karlsruhe“ überlassen. Doch gerade in der Bundesrepublik, wo das Misstrauen gegen das Volk auf 1945 zurückreicht, bleibt die Bereitschaft groß,

weniger Demokratie zu wagen. Die Aussortierung unwerteter Werte wird nicht der Öffentlichkeit und dem freien Entschluss der Bürger anheimgestellt, sondern der Justiz übertragen. Wertepolitischer Eigensinn des Souveräns wird als Krisenerscheinung wahrgenommen, die durch staatliche Eingriffe repariert werden muss.

Manow zufolge kann die Liberalisierung der Demokratie diese in Verruf bringen, weil sie einmal getroffene Wertentscheidungen festschreibt, die ihre Plausibilität verlieren, aber kaum revidiert werden können. Die Demokratie erscheint dann als Bastion politischer Klassen, die ihre Mehrheit verloren haben.

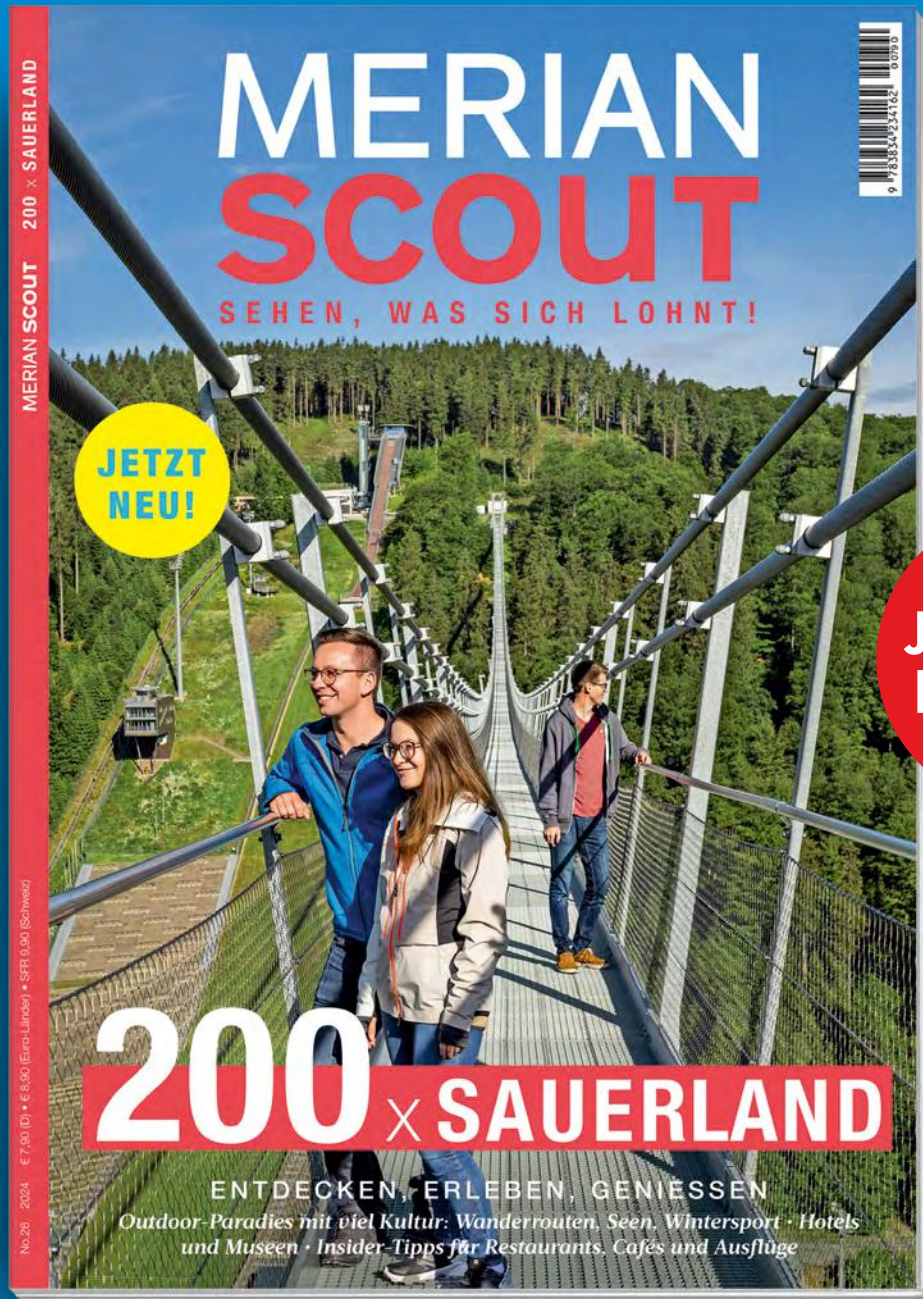
Manow lässt unerörtert, dass in Deutschland die staatliche Verteidigung der liberalen Demokratie gegen ihren tendenziell undemokratischen Souverän nicht nur als Bewachung der Regierungsmehrheit durch das Verfassungsgericht stattfindet, sondern schon im zivilgesellschaftlichen Vorfeld. Dem Schutz der Demokratie durch die Verfassung geht der Schutz der Verfassung durch den Staat voraus, zuvörderst durch den Verfassungsschutz mit

seinen mehr als 5000 hauptamtlichen Volksbewachern. Unterstützt wird der staatliche „Kampf gegen rechts“, früher oder später auch wieder gegen links, durch allerlei öffentlich subventionierte Hilfsorganisationen: Wachhunde wie Correctiv und Demokratieförderer wie das Zentrum Liberale Moderne, Antisemitismusbeauftragte aller Art, Meldestellen für „Extremismus unterhalb der Strafbarkeitsgrenze“ und Mittel zur Erforschung des „sozialen Zusammenhalts“ – zur fürsorglichen Entlastung der Bürger von der Zumutung, die freiheitlich-demokratische Grundordnung durch ihre Stimmabgabe selber zu sichern, und der etablierten Repräsentanten von der Aufgabe, dem Wahlvolk plausibel zu machen, warum es sie weiterhin wählen soll.



PHILIP MANOW
Unter Beobachtung
Suhrkamp, Berlin 2024.
252 Seiten, 18 €

SEHEN, WAS SICH LOHNT!



200 x ENTDECKEN. ERLEBEN. GENIEßEN.

Aktuelle und vorherige Ausgaben beim
Buch- und Zeitschriftenhändler Ihres
Vertrauens oder unter merian.de/scout

**MERIAN
SCOUT**
SEHEN, WAS SICH LOHNT!



Foto: Luigi & Lango



Durch die Berliner Luft ab in die andere Dimension

Gianna Nannini

Gianna Nannini

Die Rocksängerin wurde 1954 in Siena geboren und mit Liedern wie „Latin Lover“ oder „Bello e impossibile“ berühmt. Im März erschien das Album „Sei nell’anima“. Ab 25. November ist sie auf Tour, Start ist in Zürich.

Ich denke, dass ich niemals sterben werde, ich bin unvergänglich. Das Problem, meine letzten 24 Stunden planen zu müssen, habe ich also nicht. Wenn ich mir jedoch zwingend etwas überlegen müsste, dann stelle ich mir vor: Ich bin in meinem Weinberg Certosa di Belriguardo in der Nähe von Siena und trinke alles aus, was da ist. Das Weingut ist ein alter Familienbetrieb, ich produziere dort fünf verschiedene Rotweine. Den jüngsten, „La Rosa“, habe ich meiner Kindheit, der Landschaft, in der ich aufgewachsen bin, und den Bauern dort gewidmet.

Ich bin an meinem letzten Tag nicht traurig oder fühle mich schlecht, sondern erlebe noch mal großartige Momente und genieße mein Leben maximal. Ich starte mit einem Frühstück aus vier Eiern von frei laufenden Hühnern. Dazu passt vielleicht auch schon ein Glas „Baccano“. Dann habe ich Sex, um den Kreislauf anzuregen. Sollte niemand da sein, mit dem ich Liebe machen kann, masturbiere ich, wie in meinem Song „America“. Die Kombination aus Rotwein und einem Orgasmus erscheint mir eine gute Vorbereitung auf das, was kommt. Von meinem Wein wird man übrigens nicht betrunken, man bekommt nur gute Laune.

Mittags fahre ich nach Siena und treffe Hilfsorganisationen. Ich möchte Menschen, die nicht mobil sind und zum Beispiel nicht mehr gehen können, noch finanziell unterstützen, damit sie ihr Leben besser selbst organisieren können.

Ich bin allein unterwegs, nur einer meiner Hunde ist vielleicht bei mir. Meine Tochter ist mir aber sehr wichtig, ich rufe sie an und sage ihr: Glaube an das Leben und an die Ewigkeit, deine Seele ist für immer. Gebe dein Bestmögliches, um ehrlich und loyal zu sein, um Menschen zu helfen und ihnen mit Wertschätzung zu begegnen.

Am Nachmittag fliege ich mit einem Privatjet nach Berlin. Dort will ich noch mal richtig Party machen. Ich gebe ein Akustikkonzert mit Sinfonieorchester in der Waldbühne. Dabei improvisiere ich noch einen neuen Song. Ich verschenke ihn, er soll weitergegeben und überliefert werden – ähnlich wie in der Folkmusic. In einer kleinen Pause zwischendurch

esse ich ein Stück Apfelstrudel, um Energie zu tanken.

Vielleicht singe ich am Ende der Show das Lied „Sogno“, das bedeutet Traum, vielleicht aber auch „Das ist die Berliner Luft“ – und fliege dann in eine andere Dimension. Es ist schwer zu beschreiben, wie das genau ablaufen wird, es ist eine Art schamanische Initiationsreise. Denn für mich ist noch längst nicht alles vorbei. Vielleicht begleitet ein Teil des Publikums mich ein Stück und kehrt dann zur Erde zurück, während ein Psychopomp meine Seele weitergeleitet.

Eine Trauerfeier und ein Begräbnis sind nicht Teil meines Endes. Es ist nämlich nicht möglich, mich in der anderen Dimension einzufangen und zu beerdigen. Vielleicht sterbe ich an dem Abend auch gar nicht. Dann gebe ich nach dem Konzert noch ein Backstage-Interview.

Die Vorstellung meiner letzten 24 Stunden kommt mir vor wie ein Film, für den ich gerade das Drehbuch geschrieben habe. Falls jemand Interesse hat: Ich verkaufe die Rechte, die Einnahmen müssen dann für einen guten Zweck gespendet werden oder an eine Wohltätigkeitsorganisation gehen.

Aufgezeichnet von
NADINE EMMERICH

Ende Gelände

Der Rand ist eine Ideologie der Mitte. Es ist eine der zentralen Thesen postmodernen Denkens, dass sich der Rand nur aus seiner Stellung zum Zentrum definiert. Wer Peripherie sagt, der muss immer auch Mittelpunkt sagen. Als etwa die antiken Griechen noch bekennende Flacherdler waren, hatten sie vermutlich nur aus einem einzigen Grund über das endgültige Ende im Gelände zu grübeln begonnen: Mit ihrem Erdkreis, dem Orbis terrarum, der im Westen in der Regio noctis und im Osten in der Regio lucis endete, konnten sie geschickt die Mitte der Welt umzirkeln. Die nämlich lag dann irgendwo im heimischen Delphi, am geordneten Mittelpunkt aller Extreme.

Das Zentrum ist also nicht das Zentrum, um hier mal eine hübsch klingende Sentenz des französischen Querfeldeindenkers Jacques Derrida zu zitieren; das Zentrum ist nur das, was selbst ernannte Zentristen zu eben diesem Zentrum erkoren haben. Wo der erklärtermaßen andere steht, ist dann meistens schon äußerste Kante. Die eigene Mittel-lage ergibt sich somit fast wie von selbst. Und so wird hermetisch festgeschrieben, was eigentlich und stets in Bewegung sein sollte. Es ist ganz einfach: Wer definieren kann, wo der kleine Zeh zwick, der definiert auch, wo der Bauchnabel liegt.

Und damit wären wir beim eigentlichen Problem. Denn natürlich zwick der Zeh stets am untersten Ende des menschlichen Daseins. Am Mittelpunkt der Dinge geht man daher fest davon aus, dass die Ordnung der Welt dereinst nur von eben diesem Endpunkt gestürzt werden könne. Wenn er denn der-

einst kommt, der große Knall, dann kommt er von der Peripherie. War nicht schließlich auch Rom einst durch Druck von den Rand-lagen zugrunde gegangen? Ebenso übrigens die Dinosaurier. Jüngste Forschungen konnten zeigen, dass der Asteroid, der vor 66 Millionen Jahren zum Aussterben etlicher Lebewesen führte, nicht aus dem inneren, sondern dem äußersten Sonnensystem kam.

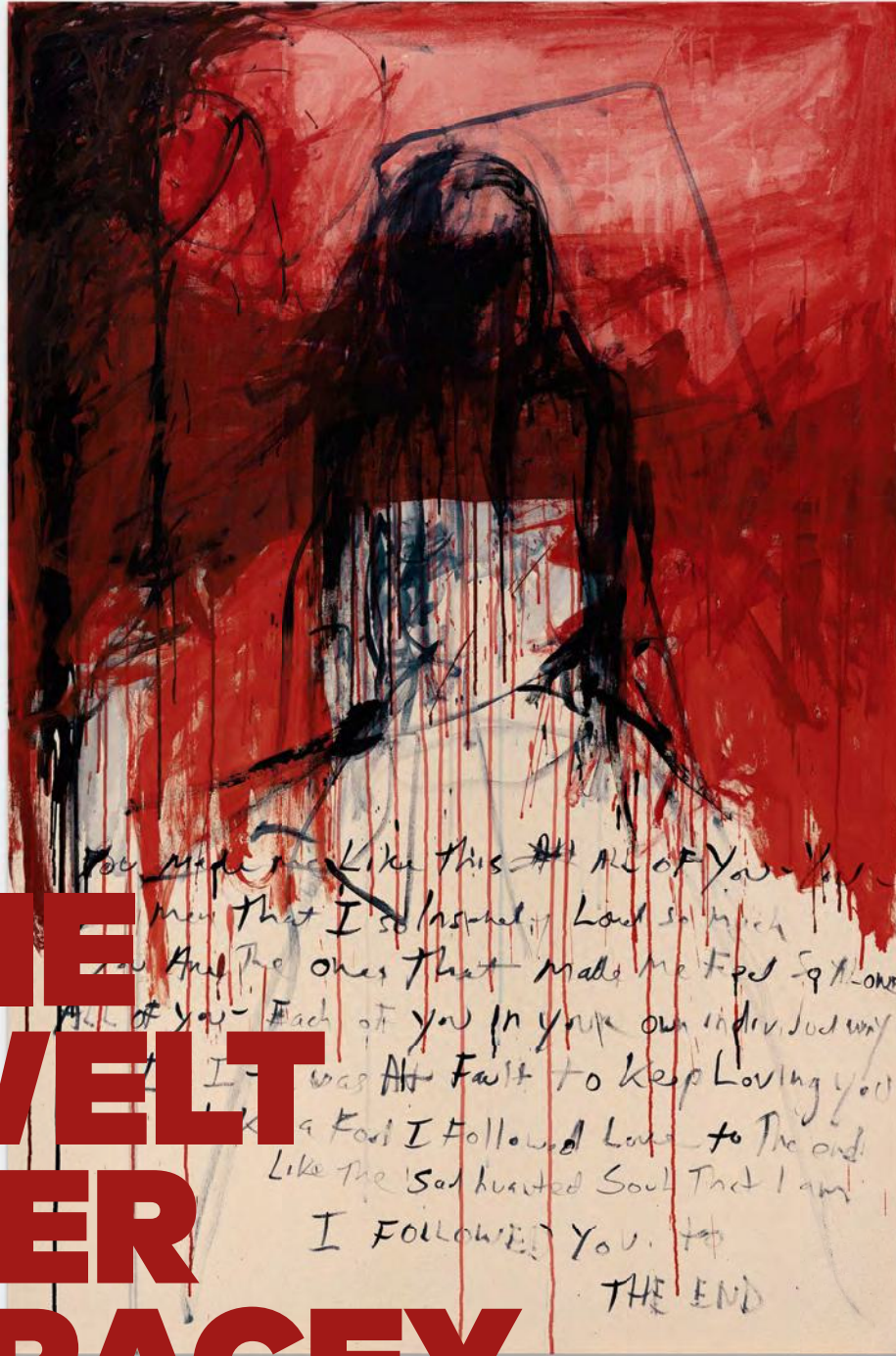
Und so könnte man es durchdeklinieren, bis man irgendwann bei den Landtagswahlen im Osten ist. Selbstverständlich werden es auch hier die Ränder sein, die Zonen jenseits der Brandmauern, die das Zentrum in Gefahr bringen könnten. Dass sich die Mitte vielleicht aber auch nur verschiebt, davon wollen Weltuntergangspropheten lieber nichts wissen. Zumindest nicht bis zum Wahltag.



**RALF
HANSELLE**
Stellvertretender
Chefredakteur

DIE NÄCHSTE CICERO-AUSGABE ERSCHEINT AM 27. SEPTEMBER.

Tracey Emin, I Followed you to the end, 2024, Acrylic on canvas, 71 3/4 x 47 5/16 in. (182.2 x 120.1 cm), © Tracey Emin. All rights reserved, DACS 2024. Photo © Ollie Harrop



DIE WELT DER TRACEY EMIN

20. SEPTEMBER 2024

Einmal im Jahr gestaltet eine Künstlerin oder ein Künstler DIE WELT. Am 20. September 2024 erscheint die fünfzehnte Künstlerausgabe.

DIE  **WELT**



PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

CALATRAVA PILOT TRAVEL TIME REF. 5524G

AUGSBURG Hörli | BERLIN Bucherer 1888 · Wempe | DORTMUND Rüschenbeck | DÜSSELDORF Blome · Rüschenbeck
FRANKFURT Wempe | HAMBURG Mahlberg · Wempe | KEITUM/SYLT Krause | KITZBÜHEL (AT) Rüschenbeck
KÖLN Gadebusch · Wempe | MÜLHEIM AN DER RUHR Laerbusch | MÜNCHEN Bucherer 1888 · Wempe | MÜNSTER Oeding-Erdel
OBERSTAUFEN Hollfelder | STUTTGART Kutter 1825 | ULM Scheuble | WIESBADEN Oberleitner

Cicero | monopol

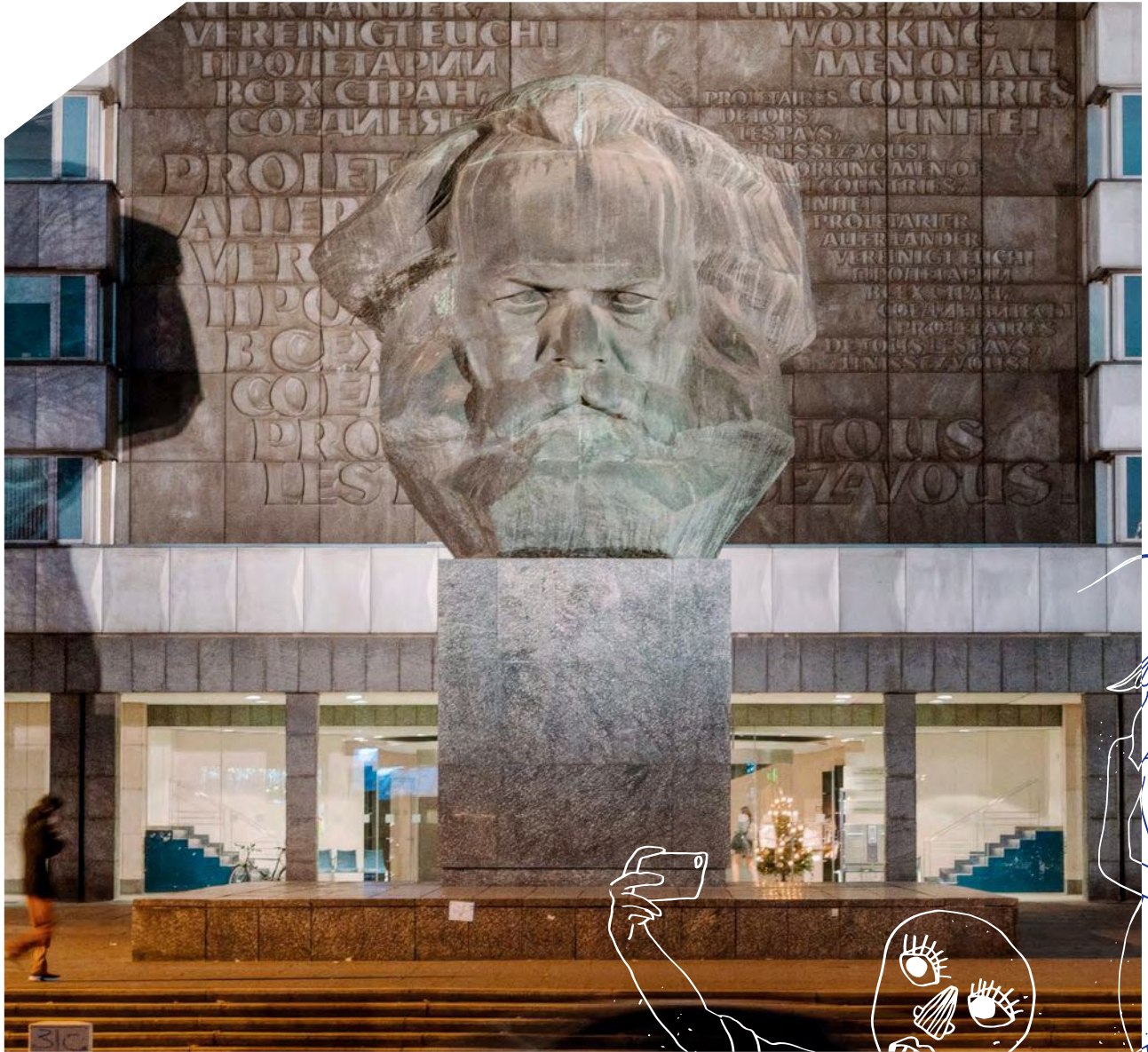
CHEMNITZ CAPITAL



**DAS WERK
WEIST DEN WEG**
Am Purple Path
steht große Kunst

**... UND
DER HIMMEL
TRÄGT
STREIFEN**
Chemnitz zeigt
sich in Color

**KULTUR AUS DEM
KAUFHAUS**
Franz Kafka kommt
ins Warenhaus



Es wird bunt, unterhaltsam, gelegentlich ernst, manchmal laut, manchmal leise. In jedem Fall vielfältig. Mehr als 1000 Veranstaltungen wird das Programm der Europäischen Kulturhauptstadt Chemnitz 2025 umfassen.

WILL WE C YOU IN CHEMNITZ 2025?



Ralf Hanselle,
Redakteur von Chemnitz Capital

Eine Stadt blüht auf. Gerade einmal vier Jahre ist es her, dass Chemnitz im Oktober 2020 von einer europäischen Expertenjury zur Kulturhauptstadt Europas 2025 gekürt wurde, da bekommen all die Planungen und Projekte, die in zwei sogenannten Bid Books festgehalten wurden, Form und Gestalt. Aus Visionen werden Realitäten, und das einstmals Ungesehene, das noch heute im Chemnitzer Kulturhauptstadt-Motto „C the Unseen“ mitschwingt, wird überall in der Stadt wie auch in der angrenzenden Region sichtbar. Doch bis auch das letzte Projekt für 2025 fertiggestellt ist, wird in der mittelsächsischen Macherinnen- und Machermetropole Hand angelegt: Überall wird noch geschraubt, gehämmert und getüfelt. Noch gibt es bürgerschaftliche Initiativen, die auf Vollendung warten, und noch ist nicht auf jede visionäre Idee eine letztgültige Tat gefolgt. Doch mit weiterhin unbezahlbarem „Makers-Know-how“ und viel ehrenamtlichem Engagement biegt die Kulturhauptstadt Europas 2025 dieser Tage in die Zielgerade ein.

Schon jetzt entwickelt das Projekt eine Selbstwirksamkeit, die noch vor Monaten nicht absehbar gewesen ist. Der aktuelle Städtekompass des Wirtschaftsforschungsunternehmens Prognos in Zusammenarbeit mit dem Handelsblatt etwa hat Chemnitz in Sachen Lebensqualität gerade erst auf Platz 10 von insgesamt 71 untersuchten deutschen Städten gelistet. Im Glücksatlas der SKL wiederum wird die Stadt längst vor einstigen Spitzenreitern wie Köln, Lübeck oder München geführt. Der starke Wandel, den Chemnitz gerade auch im Kontext der Vorbereitung auf 2025 erlebt, zahlt sich immer öfter aus. Von wegen also graue Maus! Chemnitz ist bunt und hat es in der Vorbereitung auf die

Kulturhauptstadt wie kaum eine andere deutsche Stadt verstanden, aus Brüchen und historischen Krisen das Kapital für Gegenwart und Zukunft zu gewinnen.

Doch seien wir ehrlich: Das alles war nur möglich, weil die Stadt auf einer großen Geschichte fußt. In Chemnitz wurden eben nicht nur bedeutende Unternehmen gegründet oder Textilmaschinen und Eisenbahnen für den Welthandel produziert. Chemnitz ist auch kulturell Weltspitze. Hier wirkten einst Größen wie der Brücke-Maler Karl Schmidt-Rottluff, die Designerin Marianne Brandt oder der Architekt Frei Paul Otto, hier hat sich Edvard Munch mit sechs unvergesslichen Porträtmalereien in die Kunstgeschichte eingeschrieben und der Architekt Henry van de Velde bedeutende Häuser der Moderne erschaffen. Vor allem aber: In Chemnitz gibt es noch immer Konzerthäuser, Theatermacher, Kunstbiennalen oder museale Sammlungen, die weit in die Republik ausstrahlen. Von diesem Chemnitz will die mittlerweile dritte Ausgabe unseres Magazins Chemnitz Capital erzählen. Ein Heft, das neugierig machen will auf eine Stadt, die nicht nur 2025 eine ausgiebige Reise wert ist – dann aber ganz besonders! •



Covermotiv:

Unser Titelbild zeigt Thord Zierold (li.) und Ilja Kogan (re.) vom Museum für Naturkunde Chemnitz vor dem Schornstein des ehemaligen Heizkraftwerks Chemnitz-Nord. Dieser wurde 2013 von Daniel Buren in ein buntes Kunstwerk verwandelt.

6 ... und der Himmel trägt Streifen

Chemnitz ist bunt. Besonders die Kultur der Stadt hat unzählige Gesichter. Zehn Chemnitzer zeigen das farbenfrohe Gesicht der einstigen Industriestadt

14 „Diese Freiheit wird nie wieder zurückkehren“

Carsten Nicolai über Karl-Marx-Stadt, über Kunst und Musik der 80er-Jahre sowie über die Freiheit der Nachwendezeit



18 CHEMNITZ-CHARACTERS I: FREI PAUL OTTO

Eine Graphic Novel über den Architekten und Hochschullehrer

19 „Es geht ans Herz“

Sachsens Ministerpräsident Michael Kretschmer über Chemnitzer Klarheit und erzgebirgischen Gemeinsinn



20 Die Kunst des Familienstellens

Im Jahr 1905 schrieb der Maler Edvard Munch in Chemnitz Kunstgeschichte. Seine Bilder über die Familie Herbert Eugen Esche weisen bis in die Gegenwart

INHALT

24 DIE ZWEI SAITEN AM ELFENBEINTURM

Stefanie Müller-Lietzau ist seit drei Jahren Orchesterdirektorin der Robert-Schumann-Philharmonie

26 Heimat mit Ecken und Kanten

Seit über 100 Jahren gibt es das Erzgebirge auch als Miniaturlandschaften

29 CHEMNITZ CHARACTERS II: KARL SCHMIDT-ROTTLUFF-COMIC:

Eine Graphic Novel über den Maler und Brücke-Künstler

30 DIE KUNST WEIST DEN WEG

Durch die Kulturhauptstadt-Region schlängelt sich der mit Skulpturen gesäumte Purple Path



Nevin Aladağ „Color Floating“, 2023/2024

36 Kultur aus dem Kaufhaus

Jürgen Nitsche über den Verleger und Kaufhausgründer Salman Schocken

40 Im Osten geht das Licht an

Die internationale Medienkunstausstellung Pochen Biennale zeigt ab September 2024 Kunst aus der Ukraine

45 CHEMNITZ CHARACTERS III: MARIANNE BRANDT

Eine Graphic Novel über die Designerin und Bauhaus-Lehrerin

46 SERVICE

Die wichtigsten Orte, die schönsten Hotels, die besten Restaurants

50 Richtung Chemnitz

Der kürzeste Weg von Prag nach Chemnitz führt im Zug über die Berge, schreibt Jaroslav Rudiš



IMPRESSUM

Herausgeber Freistaat Sachsen
Archivstr. 1, 01097 Dresden

Verlag Res Publica Verlags GmbH,
Fasanenstraße 7–8, 10623 Berlin

Geschäftsführung Alexander Marguier

Verlagsleitung Martin Stedler

Leitung Redaktionsmarketing

Janne Schumacher

Redaktion Ralf Hanselle

Art-Direktion StudioKrimm (fr.)

Bildredaktion Tanja Raschpichler

Schlussredaktion Andreas Stöhr (fr.)

Bildbearbeitung Hendrik Stromberg (fr.)

Produktion Jeff Harwell (fr.)

Herstellung/Vertrieb Erwin Böck

Druck/Litho Westermann Druck / pva,
Georg-Westermann-Allee 66, 38104

Braunschweig

Leserservice Cicero Leserservice,
Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau,
Tel.: +49 (0)451 4906 440

E-Mail: cicero@medienexpert.com

Verlag Tel.: +49 (0)30 981 941-100, Fax -199

Diese Drucksache wird auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushaltes zur Verfügung gestellt.

Gedruckt auf UPM-Papier mit dem EU-Umweltzeichen

... und der Himmel trägt Streifen

Von wegen grauer Charme der Industrie:
Chemnitz ist voller Farben. Das beweist nicht zuletzt
der 2013 von Daniel Buren gestaltete Schornstein
des Heizkraftwerks Chemnitz-Nord,
der in der Stadt auch „Buntstift“ genannt wird.
Auch die Kulturszene steht für
Chemnitz in Color



**Anni Worm,
Schauspielerin am Fresstheater**

„In Chemnitz kann man viele lebensbejahende, freundliche und fröhliche Menschen kennenlernen. Zudem gibt es viele Grünflächen und ein großes und buntes Kulturangebot. Das macht die Stadt bunt und lebenswert.“



**Jens Beutmann,
Kurator am Museum für Archäologie**

„Unser modernes Archäologiemuseum in einem ehemaligen Kaufhaus mit deutsch-jüdischer Geschichte. Diese Kombi ist bunt – und das Beste, was Chemnitz vor zehn Jahren passieren konnte.“

**Holger Bartsch und Ulrike Lynn,
Kulturkirche 2025**

„Die Kulturkirche 2025 ist ein ökumenischer Verbund christlicher Glaubensgemeinschaften. Wir wollen Menschen mit unterschiedlichen Glaubensansätzen zusammenbringen und die Glaubensfarben von Chemnitz zum Leuchten bringen.“



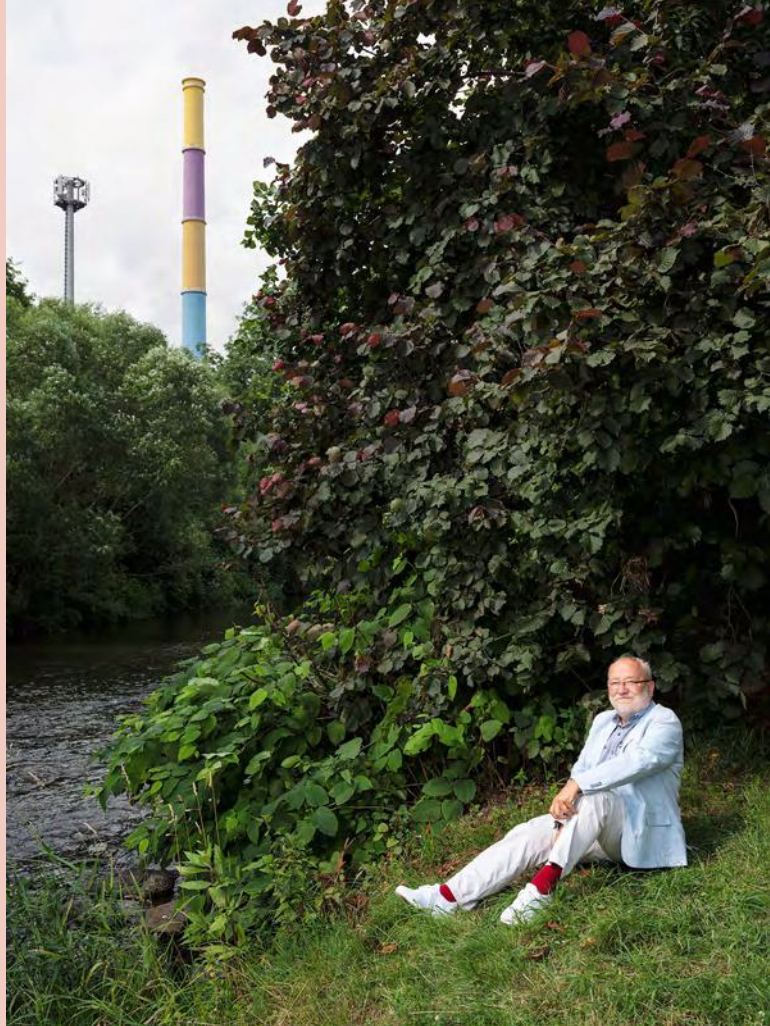


**Thorid Zierold und Ilja Kogan,
Museum für Naturkunde**

„Wissenschaftliche Grabungen haben zu einem enormen Wissenszuwachs geführt, der u. a. eine Rekonstruktion des weltweit vollständigsten terrestrischen Ökosystems vor 291 Millionen Jahren erlaubt. Diese Erkenntnisse in Ausstellungen zu kommunizieren, macht Chemnitz bunter.“

**Eberhard Neumann, Vorstand
Deutsches SPIELemuseum e. V.**

„Unsere Welt ist bunt, und Spielen ist stets ein Abbild dieser bunten Welt. Das Deutsche SPIELemuseum lädt in Chemnitz ein, das generationen- und kulturverbindende Medium Spiel gemeinsam zu erleben.“



**Rolf Lieberknecht, Vorsitzender der
Marianne-Brandt-Gesellschaft**

„In Kunst und Gestaltung ist ‚bunt‘ eher ein abwertender Begriff. Befürchtungen sind also berechtigt. Ich wünsche mir, dass der Stadt Chemnitz eine harmonische Farbigkeit und Vielfalt gesichert bleibt.“

**Alica Weirauch,
Leiterin des Fritz Theaters**

„Mit unserem Theater haben wir einen Wohlfühlort in der Stadt geschaffen. Unser buntes Programm überträgt sich auch auf die Stadt.“

**Martin Berke,
Das Chemnitzer Kabarett**

„Chemnitz ist eine wunderbar unterschätzte Stadt. Jedoch fehlt ihr mitunter die Selbstironie. Den Part übernimmt das Chemnitzer Kabarett – und macht so vieles noch bunter.“





Gilvonic

Sunshine
Energy & Light
for Chemistry
www.sunshine.de



**„Diese Freiheit
wird nie wieder
zurückkehren“**

Künstler Carsten Nicolai über Karl-Marx-Stadt, über Kunst und Musik der 80er-Jahre sowie über die große Freiheit der Nachwendezeit

INTERVIEW Sarah Alberti

FOTO Lea Greub

In den 80er-Jahren stand Karl-Marx-Stadt für eine experimentelle Subkultur. Wo andere DDR-Städte mit Akademien aufwarten konnten, blühten hier Avantgarde und Underground. Einer der wichtigsten Protagonisten war damals der Künstler Carsten Nicolai. Chemnitz Capital traf den heute 58-Jährigen zu einem Gespräch über industrielle Wurzeln und kreative Anfänge

Herr Nicolai, schon als Jugendlicher haben Sie Anfang der 80er-Jahre in der Kreuzkirche und in der Galerie Herrmannstraße im damaligen Karl-Marx-Stadt ausgestellt. Wie sind Sie so jung mit der Kunstszene in Berührung gekommen?

CARSTEN NICOLAI: Über die Malerin Gitte Hähner-Springmühl. Ich hatte bei ihr Unterricht in klassischer Konzertgitarre. Sie merkte, dass mein Interesse nachließ, und ich erzählte, dass ich angefangen hatte, zu zeichnen und bildnerisch zu arbeiten. Sie hat mich in diese Szene gebracht. Was ich damals nicht wusste: Sie war und ist bildende Künstlerin und extrem gut in der Stadt vernetzt. Sie hatte eine eigene Free-Jazz-Band und eine Künstlergruppe. Sie war kurz mit Klaus Hähner-Springmühl verheiratet, mit dem ich später eng befreundet war. Karl-Marx-Stadt hatte damals rund 320.000 Einwohner, über 80.000 mehr als heute. Die Stadt war voller junger Menschen. Trotzdem haben sich alle, die in irgendeiner Form kreativ

gearbeitet haben, gekannt. Das war ein sehr eng verwobener Organismus.

Wie prägend war die Tatsache, dass Karl-Marx-Stadt bzw. Chemnitz bis heute anders als Dresden und Leipzig keine eigene Kunst- und Musikhochschule hat?

Das war sehr wichtig! Weil in Karl-Marx-Stadt keine akademischen Aussagen zu Stil und Funktion von Kunst propagiert wurden, gab es mehr Freiräume. Der Verband Bildender Künstler hat viele Autodidakten aufgenommen. Das lag quer zur offiziellen Kulturpolitik und zum ästhetischen Kanon. Und die Szene war stark von einzelnen Biografien geprägt. Es gab in der bildenden Kunst einen festen Kern. Dazu zählte die Gruppe „Clara Mosch“ mit Carlfriedrich Claus, Thomas Ranft, Dagmar Ranft-Schinke, Michael Morgner und Gregor-Torsten Kozik, die eine selbst verwaltete Produzentengalerie hatten. Und dann gab es die Genossenschaftsgalerie Galerie Oben, eine auch finanziell autonome Einrichtung der Genossenschaft bildender Künstler. Das war quasi mein Kinderzimmer. Wir waren oft bei den sogenannten Mittwochveranstaltungen. Da gab es Künstlergespräche, Vorträge, kleine Konzerte und Theateraufführungen. Wir waren die nächste Generation. Wir hörten keinen Free Jazz mehr, sondern elektronische Musik und Industrial.

Wo waren Ihre Orte?

Kleinere Gruppen haben sich im „Klub der Intelligenz Pablo Neruda“ in der Stadthalle getroffen oder in der „KKB“,

Carsten Nicolai in seinem Atelier in Berlin. Hier finden sich noch zahlreiche Erinnerungen an die 80er-Jahre



Blick in das Voxxx, die große Kunsthochburg auf dem Chemnitzer Kaßberg, die Club, Café und Ausstellungshaus war

Das Kunst-Haus-Volkstheater in der Strobel-Straße hatte in den 90er-Jahren eine eigene Kleinkunsthöhne

Die Künstlergruppe „Clara Mosch“ im Atelier von Carlfriedrich Claus in Annaberg: Gregor-Torsten Kozik (Schade), Thomas Ranft, Carlfriedrich Claus, Dagmar Ranft-Schinke, Michael Morgner (v.l.n.r.)

in „Künstlers kleiner Bar“. Es gab das Studiokino in Siegmars, die Galerie Herrmannstraße und kleine Clubs. Auch im Theaterfoyer fanden Ausstellungen statt. Musik, Ausstellungen, Tanzen, Theater, das war alles eng vermischt. Später gab es noch den Künstlerclub „Marta“. Heute würde man das als Szene-Treffpunkt bezeichnen. Für DDR-Verhältnisse war der unglaublich avantgardistisch: Die Künstler haben den Club selbst betrieben. Da konnte man nur mit einem Ausweis rein. Der wurde im Siebdruckverfahren hergestellt und war einfach zu fälschen. Irgendwann hatte ich auch so einen Ausweis. Das war genial.

Sie haben von 1985 bis 1990 Landschaftsarchitektur in Dresden studiert. Haben Sie je überlegt, Kunst zu studieren?

Akademien waren damals nicht die Orte, wo man hin wollte oder konnte. Ich habe mich gar nicht erst an einer beworben. Die Situationen, die wir uns selbst geschaffen haben, waren viel spannender. Die Galerieszene mit Wohnungsausstellungen in Dresden, Berlin und Leipzig. Dann gab es wichtige Künstler wie Thomas Florschuetz oder Wolfram Adalbert Scheffler, die Karl-Marx-Stadt in den 80er-Jahren gen Westen verlassen hatten. Wir blieben da und haben unsere eigenen Sachen gegründet, die zum Teil auch erst nach der Wende sichtbar wurden. Für mich sind die frühen 90er-Jahre heute auch viel wichtiger als die 80er.

Inwiefern?

Mir war damals absolut bewusst, dass diese Nachwendzeit ganz wichtig für den Ort ist. Ich wollte nicht so schnell weg. Ich ahnte, dass das eine Art von Freiheit ist, die nie wieder zurückkehren würde! Als wir ab 1990 Räume mieten konnten, haben wir angefangen, unsere eigenen Dinge zu machen. Ich habe mit Freunden die Produzentengalerie Oscar gegründet. 1992 haben wir uns mit Freunden, die ein alternatives



„Ohne die Wiedervereinigung wären alle noch in Köln oder Düsseldorf“

Kino betrieben haben, zusammengeslossen und auf einem alten Brauereigelände auf dem Kaßberg das Kunst- und Kulturzentrum VOXXX eröffnet. Da wurde es zum ersten Mal so, wie wir uns das immer gewünscht hatten: Es war öffentlich! Es war groß! Es strahlte weit über Karl-Marx-Stadt hinaus!

Wie sah das Programm aus?

Da verschmolz alles: Wir haben internationale Künstler ausgestellt, Konzerte gemacht, DJs eingeladen, es gab Ballettabende und experimentelles Theater. Michael Thalheimer hat dort sein erstes Stück gezeigt. Es gab Biergarten und Freilichtkino. Da kamen Menschen aus Gera, Weimar und dem Erzgebirge. Wir haben das von jemandem gemietet, der es gar nicht besessen hat. Aber das haben wir erst später erfahren. Ohne dieses Vakuum der Wendezeit hätten wir das nicht machen können. So ist ja auch Berlin entstanden. Der kreative Aufbruch in Deutschland wäre ohne die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten nicht denkbar. Da wären alle immer noch in Köln oder in Düsseldorf.

Warum gibt es das Voxxx nicht mehr?

Da gab es politische und auch immobilienwirtschaftliche Interessen, uns aus dem Viertel zu verdrängen. Viele dachten, das sei das Filetstück des Jugendstilviertels vom Kaßberg. Das hat sich nicht bewahrt. In einem Gebäude sind heute Eigentumswohnungen. In einem anderen war mein Atelier, mit vielen Wandmalereien. Das ist dann kurz danach abgebrannt. Heute erkennt man in einem der eingestürzten Gebäude an der Decke noch eine Arbeit von Olaf Nicolai. Wir haben das 13

Jahre lang gemacht. Ich war dann natürlich schon viel unterwegs, aber ich habe das emotional mitgetragen. Ich bin nach wie vor extrem sauer, dass die Stadt diese Chance hat ziehen lassen. Auch viele andere Projekte, die ähnlich wie wir gestartet waren, existieren heute nicht mehr.

Chemnitz würde heute anders aussehen, wenn es diese Orte noch geben würde. Aus dem Voxxx hervorgegangen ist zumindest der Verein „Weltecho“.

Es gab kurz den Konsens, dass das alles erhalten werden sollte, und dann kippte es. Ich habe eine künstlerische Arbeit zum Voxxx gemacht. Die heißt: „Input und Output“. Das ist eine Liste von allen Künstlern, Musikern und Schauspielern, die im Voxxx agiert und ausgestellt haben. Es gibt auch ein futuristisches Architekturmodell, wie das Voxxx einmal hätte aussehen können. Wahrscheinlich ist das inzwischen vermodert. Jetzt gibt es den Wirkbau, der von den Besitzern des Leipziger Spinnereigeländes betrieben wird. Das ist aber zu spät, viel zu spät. Wir sind irgendwann alle nach Berlin gegangen. Nicht umsonst hat die Chemnitzer Band Kraffklub den berühmten Song „Wir gehen nicht nach Berlin!“ geschrieben.

Wie oft sind Sie heute noch in Chemnitz?

Sehr selten. Die letzten emotionalen Verbindungen sind mit dem Tod meines Vaters weggefallen. Ich habe mein Lager aufgelöst, ein paar Reste stehen noch in Chemnitz. Aber meine Geschichte bleibt. Viele Leute, die ich aus der Zeit kenne, sind immer noch sehr enge Freunde. Und ich treffe ständig Chemnitzer auf Reisen, ob im Dschungel in Kambodscha, in Japan oder in der Wüste in den USA. Die Sachsen sind ja für ihre Reiselust bekannt.

Fühlen Sie sich heute als Ostdeutscher?

Nein! Ich habe mich noch nie als Ostdeutscher gefühlt. Auch nicht zu DDR-Zeiten. Ich habe mich immer als

Europäer gefühlt. Wenn wir Lust hatten, wegzufahren, sind wir nach Prag gefahren. Das war näher als Berlin. Osteuropäische Kultur hatte einen extremen Einfluss auf uns.

Wie blicken Sie jetzt auf die Kulturhauptstadt?

Chemnitz hatte es schon immer schwer, zwischen Leipzig, Dresden und Weimar als Kulturort wahrgenommen zu werden. Ich habe mich total gefreut, dass die Stadt sich mit einem sehr ehrlichen Konzept durchgesetzt hat, das auf den Spannungen vor Ort aufbaut. Viele Menschen, die am sogenannten Bid Book mitgeschrieben haben, kenne ich noch.

Sind Sie in irgendeiner Form involviert?

Nein. Ich bin auch nicht gefragt worden. In der Bewerbung waren wir Nicolais noch mehrfach erwähnt. Meine große Angst ist, dass es wieder einen Kulturimport gibt, statt dass es wirklich um die Region geht. Dieser Kulturraum hat mir etwas gegeben. Ich möchte gern etwas zurückgeben. Das war für mich der Grund, an der Kunsthochschule in Dresden eine Professur anzunehmen. Ich fahre mit meinen Studenten jedes Jahr ins Erzgebirge. In Sachsen gibt es nicht nur Kunst und Kultur, sondern auch Technologiesgeschichte. In Markneukirchen steht das drittgrößte Musikinstrumentenmuseum der Welt. Da gibt es viele Superlative! Vielleicht hilft die Kulturhauptstadt, diese bekannter zu machen. •

CARSTEN NICOLAI

wurde 1965 in Karl-Marx-Stadt geboren und lebt heute als Künstler und Musiker in Berlin. Er studierte von 1985 bis 1990 Landschaftsarchitektur in Dresden und war 1992 Mitbegründer des Kulturzentrums Voxxx in Chemnitz. Seit 2015 ist er Professor für Kunst mit dem Schwerpunkt auf digitalen und zeitbasierten Medien an der Hochschule für Bildende Künste Dresden.

CHEMNITZ CHARACTERS I FREI PAUL OTTO

ILLUSTRATION
Marian Kretschmer

ARCHITEKT,
ARCHITEKTURTHEORETIKER UND
HOCHSCHULEHRER.

AM 31. MAI 1925 IN SIEGMAR,
STADTTEIL VON CHEMNITZ,
GEBOREN UND AM 9. MAI 2015
IN LEONBERG
GESTORBEN

1954

Frei Paul Ottos Dissertation „Das hängende Dach“ erscheint. Sie stellt erstmals die Bautechnik beanspruchter Flächentragwerke dar.

1960ER-JAHRE

Frei Paul Otto korrigiert im Auftrag seines Freundes Mies van der Rohe die Statik der Neuen Nationalgalerie in Berlin. Er ersetzt die ursprünglich vorgesehenen vier Hauptstützpfeiler durch jeweils zwei unscheinbare Stützen auf jeder Seite.

1968-1972

Mit Günter Behnisch verwirklicht Frei Paul Otto die Überdachung des Hauptsportstättenbereiches am Olympiagelände in München.

2015

FREI PAUL OTTO
WIRD MIT DEM
PRITZKER-PREIS GEEHRT
UND IST NACH
GOTTFRIED BÖHM DER
ZWEITE DEUTSCHE
ARCHITEKT,
DER DIE WELTWEIT
WICHTIGSTE
ARCHITECTURAUSSCHEN-
NUNG ERHÄLT.
ER WAR PIONIER
DES ÖKOLOGISCHEN
BAUENS.

Von MARIAN KRETSCHMER ist jüngst auch die Graphic Novel „Die sieben Leben des Stefan Heym“ erschienen (Penguin Books, 30 Euro).

„ES GEHT ANS HERZ“

Sachsens Ministerpräsident Michael Kretschmer über Chemnitzer Klarheit und erzgebirgischen Gemeinsinn

INTERVIEW Ralf Hanselle

Herr Kretschmer, am 18. Januar wird in Chemnitz das Kulturhauptstadtjahr eröffnet. Nach Jahren intensiver Planung und Vorbereitung wird es also ernst. Steigt da auch in der Landeshauptstadt Dresden die Anspannung?

MICHAEL KRETSCHMER: Na klar, das ist ja ein gemeinsames Projekt. Wir haben zusammen dafür gekämpft und alles dafür getan, dass die Kulturhauptstadt 2025 nach Sachsen kommt. Den Chemnitzern kommt in diesem Prozess natürlich eine besondere Rolle zu. Ich habe selten so viel Klarheit und Erdverwachsenheit, aber auch so viel ehrliches Engagement gesehen wie in dieser Stadt. Der ganze Prozess hat uns enorm zusammengebracht.

Das Motto, unter dem dieses besondere Jahr in Chemnitz stehen wird, lautet „C the Unseen“. Haben Sie als Ministerpräsident während des intensiven Realisierungsprozesses noch Dinge an Chemnitz sehen und entdecken können, die Ihnen nicht bekannt waren? Ich habe schon lange vor der

Bewerbung gesagt, dass es wohl kaum eine Stadt in Ostdeutschland gibt, die sich nach 1989 so stark und so vorteilhaft entwickelt hat wie Chemnitz. Dann gab es 2018 dieses tragische Ereignis um den jungen Mann, der dort während eines Stadtfestes ums Leben kam; es gab die Demonstrationen und die aufgebrachte Stimmung. Dieser Prozess hat mich stark mit der Stadtgesellschaft in Verbindung gebracht. Es hat zu neuen Freundschaften und zu gewachsenem Vertrauen geführt. Chemnitz ist mir zu einer Herzensangelegenheit geworden. Ich bin in Görlitz geboren, ich lebe in Dresden, Leipzig ist für mich stets wie ein Kurzurlaub. All das sind Städte in Sachsen, mit denen ich mich sehr stark verbunden fühle. Aber Chemnitz geht mir wirklich ans Herz. Natürlich entdecke ich dort immer wieder neue Orte und Menschen. Jüngst etwa war ich zusammen mit dem französischen Botschafter in einer mir vollkommen unbekanntem Weberei. Das war ein sehr besonderer Ort.

Wie viel Sachsen steckt Ihrer Meinung nach in der immerhin drittgrößten Stadt des Freistaats?

Was meiner Meinung nach in Chemnitz steckt, das geht über Sachsen hinaus. Es ist das Thema Osteuropa. Die Bewerbung startete unmittelbar nach dem Austritt Großbritanniens



aus der EU. Seither ist klar, dass wir Europa zusammenhalten müssen. Und das, was gerade auch Osteuropa der EU gebracht hat, das muss gezeigt werden und eine größere Rolle bekommen. Die Bewerbung von Chemnitz war in dieser Situation wie der Schwamm, der all diese Dinge aufgesogen hat. Deshalb hat Chemnitz am Ende gewonnen, und deshalb wird das auch im Jahr 2025 überall sichtbar werden.

Sichtbar werden soll ja auch das Erzgebirge – also die Region, die Chemnitz umgibt. Wird das der Montanregion und dem Unesco-Welterbe eine neue Bedeutung verschaffen?

Ich denke, das Besondere an der Region Südwestsachsen ist der Gemeinsinn. Das Umland wirkt bei der Kulturhauptstadt 2025 mit gleicher Begeisterung und auf Augenhöhe mit. Das wird vor allem durch den Purple Path sichtbar – einen Skulpturenpfad, der dafür sorgt, dass die Region als Ganzes zusammenbleibt.

Alle warten jetzt auf das kommende Jahr. Was aber ist mit Chemnitz 2026?

Natürlich werden die wichtigen Dinge bleiben. Aber vorangegangene europäische Kulturhauptstädte haben auch auf die Gefahr hingewiesen, dass der besondere Geist des Hauptstadtjahres danach wieder in sich zusammenfallen kann. Da ist es wichtig, dass es eine Energie gibt, mit der es weitergehen kann. 2026 etwa wird es in Sachsen das Jahr der jüdischen Kultur geben, mit dem wir auf eine Tradition von 1100 Jahren jüdischem Leben in Sachsen hinweisen möchten. Dabei wird gerade auch Chemnitz mit seiner jüdischen Gemeinde, seinen großen jüdischen Bürgern – denken Sie nur an die Familie Schocken oder an Stefan Heym – eine wichtige Rolle spielen.

Herr Kretschmer, ich danke Ihnen für das Gespräch. •



Sie trägt einen großen Namen:
Evelyn Esche in der Pose
von Hanni Esche, der Frau von
Herbert Eugen Esche

Edvard Munch malte Hanni
Esche im Jahr 1905 bei einem
Aufenthalt in der Chemnitzer
Villa Esche. (Edvard Munch
„Bildnis Hanni Esche“, 1905)

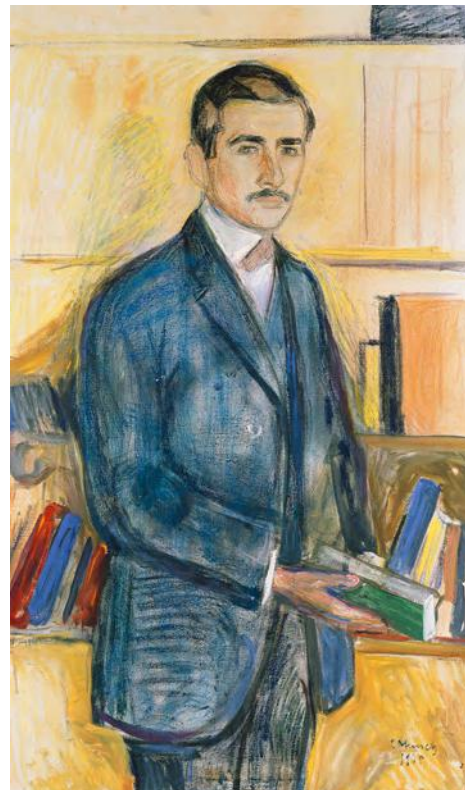
Die Kunst des Familienstellens

Im Oktober 1905 wurde in Chemnitz Kunstgeschichte geschrieben. Einige Wochen lang weilte damals Edvard Munch in der Stadt, um sechs Porträts von Mitgliedern der Familie Herbert Eugen Esche zu malen. Die Bilder sind weltberühmt geworden. Und ihre Spuren reichen bis in die Gegenwart

TEXT Ralf Hanselle
FOTOS Christoph Mack



Die Bilder sind repräsentativ für den expressiven Stil Edvard Munchs



Kultiviert bis in die Scheitelspitze: Herbert Eugen Esche, dargestellt von Sebastian Esche (li.). Oben das Original von Edvard Munch „Herbert Esche in der Bibliothek“, 1905

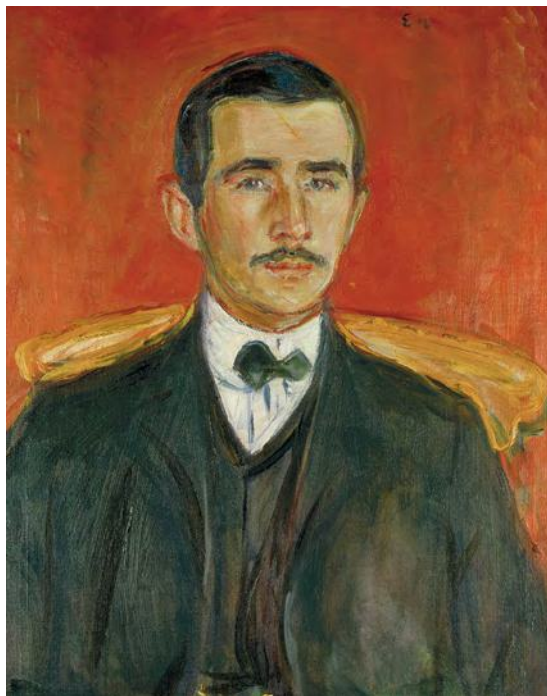
Es gibt Städte, denen flattert die Geschichte am Leibe, als wäre sie Mode für Übergrößen. Andere sind aus ihren besseren Zeiten rausgewachsen. In Chemnitz indes schmeißt sich das Gestern noch immer makellos an die Gegenwart ran. Und das, obwohl man in der Stadt zweifelsohne auf den sprichwörtlichen Schultern von Riesen steht. Es war im Jahr 1905, als sich am Nordrand des Erzgebirges eine geradezu historische Konstellation auftrat: Während sich im gut 80 Kilometer entfernten Dresden gerade der Chemnitzer Künstler Karl Schmidt-Rottluff mit dem aus dem benachbarten Zwickau stammenden Fritz Bleyl sowie mit den Freunden Erich Heckel und Ernst Ludwig Kirchner zur Künstlergruppe „Die Brücke“ zusammatraf, traf in der Chemnitzer Parkstraße ein Brief von ähnlich kunsthistorischer Bedeutung ein: „[Ich werde] sehr gern ihr Auftrag annehme.

[...] und werde es mir dann eine grosse Freude machen, ihr Haus zu besuchen“, stand in diesem in schlechtem Deutsch geschrieben. Und weiter: „Ich male ziemlich schnell aber brauche einige Tagen um die Modellen zu studieren.“

Verfasser war niemand Geringeres als Edvard Munch, ein damals aufstrebender Maler, der bald zum Fixstern der Moderne werden sollte. Adressiert hatte er seine Zeilen an den Chemnitzer Strumpffabrikanten Herbert Eugen Esche. Dessen Architekt Henry van de Velde hatte Munch gebeten, Porträts seiner Familie anzufertigen – als da wären Ehefrau Hanni, die Kinder Erdmute und Hans sowie er selbst: Herbert Eugen Esche, Kunstmäzen, Industrieller und Bauherr einer noch heute weltberühmten Villa auf dem Kapellenberg.

Sechs Porträts und eine Landschaft sind es am Ende geworden. Noch heute stehen sie repräsentativ für die expressive Malerei des eigenbrötlerischen Norwegers, der mit seinem emotionalen Stil in keine Schublade passt. Zusammen mit der Architektursprache van de Veldes sowie mit der ebenfalls von van de Velde geschaffenen Innenausstattung seiner Villa – einem Juwel an der Grenze von Jugendstil und Bauhaus – formte Herbert Eugen Esche aus dieser ein Gesamtkunstwerk.

Doch Esche, Munch und all die anderen, sie sind nicht nur Figuren aus einer entfernten Geschichte. In Chemnitz leben die Esches noch immer. Nicht weniger als 14-mal findet sich ihr Name im Telefonbuch. Nicht alle sind sie Nachfahren des großen Industriellen, dessen Ahnen einst aus dem sächsischen Limbach kamen. Doch dessen große Posen und die edle Familien-Noblesse beherrschen die Esches noch immer. Das belegen besonders die Chemnitzer Sebastian, Rolf und Evelyn Esche, die für Chemnitz Capital in die Rolle ihrer großen Namensvetter geschlüpft sind. In Chemnitz schmiegt sich die Geschichte eben makellos an die Gegenwart. Und zusammen kreieren sie ein ganz neues Bild. •



Auch Rolf Esche fügt sich in die Pose von Herbert Eugen Esche, wie sie von Edvard Munch im „Bildnis Herbert Esche“ von 1905 vorgegeben wurde

INFO

Originalgemälde von Edvard Munch werden ab dem 10.08.2025 in der Ausstellung „Edvard Munch: Angst“ in den Kunstsammlungen Chemnitz zu sehen sein.

DIE ZWEI SAITEN AM ELFENBEIN- TURM

Seit drei Jahren ist Stefanie Müller-Lietzau Orchesterdirektorin der Robert-Schumann-Philharmonie. 2025 gibt es dort eine besondere Opernpremiere

TEXT Marlen Hobrack

FOTO Jasmin Zwick

Eine markante Brille in Signalrot und ein strahlendes Lächeln: Dass man es bei Stefanie Müller-Lietzau mit einer energiegeladenen Macherin zu tun hat, merkt man sofort. Seit der Spielzeit 2021 ist sie Orchesterdirektorin der Robert-Schumann-Philharmonie in Chemnitz. Nun stehen die Orchesterferien bevor, da will noch einmal jeder etwas von der Chefin – die Buchhaltung etwa, und nun eben auch ich. Gerade haben die Philharmoniker eine sehr erfolgreiche Gastspielreise mit Stationen in Wrocław und Łódź beendet, die Vorbereitungen zur Spielzeit 25/26 mit dem neuen Generalmusikdirektor und Chefdirigenten Benjamin Reiners laufen – nicht zu vergessen das Kulturhauptstadtjahr, in dem die Oper „Rummelplatz“ (nach dem gleichnamigen Roman von Werner Bräunig), komponiert von Ludger Vollmer und mit einem Libretto von Jenny Erpenbeck, uraufgeführt wird. Viel Programm also, aber Müller-Lietzau wirkt entspannt und souverän. Sind das Tugenden, die eine Orchesterdirektorin mitbringen muss?

„Für mich ist es ganz wichtig, dass auf Augenhöhe kommuniziert wird. Nur gemeinsam kommen wir zum Erfolg. Man kann einen fantastischen Solisten, einen fantastischen Dirigenten haben und ein fantastisches Programm kreieren, aber die Übermittler sind natürlich die Musiker. Das ist das, was meine Arbeit in Chemnitz so schön macht: diese Atmosphäre zwischen Direktion und Orchester.“

Nun hat man es in der Welt der Musik mit starken Charakteren zu tun, gleichzeitig waren gerade Direktoren und Dirigenten lange Zeit männlich. Spielt das Frausein eine Rolle? „Es ist auf jeden Fall ein Aspekt, das will ich nicht abstreiten, aber ich mache es für mich selbst nicht zum Thema. Wichtig

Für Stefanie Müller-Lietzau ist musikalischer Erfolg stets Teamarbeit

ist, dass man authentisch ist; mir geht's jetzt wahrlich nicht darum, dass die Hierarchien eingehalten werden.“

Müller-Lietzau war vor ihrer Zeit in Chemnitz zehn Jahre lang als Orchesterdirektorin der Hofer Symphoniker tätig. Es fiel ihr trotzdem nicht schwer, sich in Chemnitz zu etablieren. „Die Musikerwelt ist einfach so klein; in Chemnitz habe ich Kollegen wiedergetroffen, mit denen ich im Bundesjugendorchester gespielt habe. Es ist ein offenes Orchester, und das ist ja nicht so selbstverständlich.“ Die gebürtige Hamburgerin lebt nicht zum ersten Mal in Sachsen. In Leipzig absolvierte sie ihr Violinstudium: „Ich habe mich verdammt wohlgefühlt in dieser Stadt, einfach mit der sächsischen Mentalität, die ja doch sehr direkt, aber auch sehr herzlich ist.“

Diese Direktheit beobachtet sie ebenso beim Publikum in Chemnitz. „Was ich bei den Chemnitzern ganz stark spüre, ist, dass es ihnen wichtig ist, dass der Künstler authentisch ist und dass sie selbst ernst genommen werden.“ Wieder kommt die Buchhalterin in Müller-Lietzaus Büro. Dann unterbricht das Telefon das Gespräch. Die Orchesterdirektorin managt die tägliche Hektik mit großer Gelassenheit. Das Leben selbst scheint für sie wie ein quiriliges Ensemble zu sein. In Chemnitz jedenfalls ist es lebendig: „Als ich mit Russell Harris in meiner ersten geplanten Spielzeit ein Pomp-&-Circumstances-Konzert plante, bei dem dann das gesamte Publikum zum Ende des Konzertes stand und mitgesungen hat – da meinten viele Chemnitz-Kenner: ‚Das ist nicht Chemnitz!‘ Doch man merkte eben: Das Publikum fühlte sich mitgenommen.“



Stefanie Müller-Lietzau im
Zuschauerraum des
1906-1909 errichteten
Chemnitzer Opernhauses am
historischen Theaterplatz

Umgekehrt öffnet sich die Philharmonie für neue Spielstätten, etwa in Kooperation mit dem Industriemuseum: „Wir sprechen wirklich auch noch mal ganz andere Zielgruppen an.“ Gerade mit dem Blick auf das Kulturhauptstadtjahr sei es wichtig, den Elfenbeinturm zu verlassen. „Ich freue mich sehr auf die Kulturhauptstadt.“ Das sei eine riesen Chance, sagt Müller-Lietzau, die natürlich hofft, dass speziell die Robert-Schumann-Philharmonie mit diversen Projekten, Konzerten und der Uraufführung vom „Rummelplatz“ zeigen könne, wie authentisch Chemnitz ist: „Eine selbstbewusste Stadt“, schwärmt sie.

Dass Müller-Lietzau in dieser heimisch geworden ist, merkt man. Aber gilt das auch für die Familie? „Mein Mann und ich, wir sind beide sehr froh, dass der Wechsel unserer Kinder nach Chemnitz so fantastisch geklappt hat. Sie sind in der Stadt angekommen. Sie sehen, wie zufrieden mich der Job macht und unterstützen mich, obwohl es manches Mal nicht so einfach ist.“ In Chemnitz haben die Teenager den Triathlon-Sport für sich entdeckt. Eine überraschende Wahl. Aber auch ihre Mutter fügte sich nicht ganz den Erwartungen der Eltern. Ihr Großvater und Vater sind Holzblasinstrumentenbauer, so war für das Mädchen die Querflöte als Instrument vorgesehen, doch Müller-Lietzau wollte Geige lernen. Die Eltern waren wenig begeistert, das „Gequietsche und Geknarze“ beim Üben ertragen zu müssen. Sie lacht: „Ich war sehr hinterher, dass es nicht so lange quietscht und knarzt, was meine Eltern überzeugt hat, mir das Instrument nicht mehr wegzunehmen.“ Heute ruht die Violine zwar häufiger. Dafür aber erlebt Müller-Lietzau als Direktorin das Beste aus beiden Welten – dem Management und dem künstlerischen Gestaltungsanspruch. •

Der „Granzahler
Stufenberg“ zeigt nicht nur
beleuchtete Häuser, man
kann auch 20 Bergleuten
bei der Arbeit zusehen



Heimat mit Ecken und Kanten



Seit 100 Jahren gibt es das Erzgebirge als Miniatur. Unzählige Heimat- und Weihnachtsberge erzählen von der kleinen Welt in der guten Stube

TEXT Christian Landrock

FOTOS Stephan Floss

Aus eigener Schaffenskraft heraus eine kleine Welt kreieren. Diese Schöpfersehnsucht inspiriert bis heute unzählige Menschen. Spieler erschaffen in Minecraft digitale Welten, Millionen pilgern zu der Modelleisenbahnanlage im Miniatur Wunderland. Bereits vor 100 Jahren gab es im Erzgebirge solche kreativen Köpfe, die Weihnachts- und Heimatberge erschufen. Findige Handwerker und ehemalige Bergleute bauten ganze Miniaturlandschaften, ähnlich einem Modelleisenbahngelände. Unter der Grundplatte sind sie oft mit einer aufwendigen selbst entworfenen Mechanik ausgestattet. Löst man die Mechanik aus, bewegen sich Figuren oder andere Elemente. An Heiligabend stellten die Erbauer die Berge in der guten Stube auf. Oft in einem Eckwinkel. Vorher wurde die ganze Adventszeit über an der Landschaft getüftelt, Schäden repariert und Anbauten vorgenommen, damit am Abend der Berg die Familie verzaubern konnte. An den folgenden Festtagen wurde er dann von den besuchenden Nachbarn und Verwandten begutachtet.

Bei den Motiven eines Weihnachtsberges gibt es zwei Gruppen. Einerseits die Heimatberge, die das Alltagsleben im Erzgebirge darstellen. Oft werden dabei der Bergbau, Waldarbeiten oder das Dorfleben dargestellt. Andererseits gibt es die Weihnachtsberge, die auch als Oberbezeichnung dienen. Auf ihnen ist eine orientalische Szenerie mit Geschichten aus der Bibel zu sehen. Entsprechend des Anlasses steht die Geburt Jesu im Zentrum. Doch auch in Heimatbergen wird die Weihnachtsgeschichte oft thematisiert, jedoch angepasst an das Erzgebirge des frühen 20. Jahrhunderts. Josef ist hier ein Bergmann, und statt der drei Weisen aus dem Morgenland ehren Bergbeamte in Parodetracht Jesus mit ihrem Besuch.

Löst man eine Mechanik aus, so bewegen sich zuweilen Figuren und andere Elemente

Die Motivwahl zeugt von der Frömmigkeit der alten Erzgebirger. Im 19. Jahrhundert war die Region bitterarm, der Erzbergbau wurde wegen mangelnder Ausbeute aufgegeben, und die Industrialisierung hatte sich dort noch nicht durchgesetzt. Geerbt hatten Erbauer der Weihnachtsberge von ihren Bergmannsvorfahren das Finden von Trost im christlichen Glauben. Mit den Bergen holten sie aus eigenem Können die Weihnachtsgeschichte in ihr Heim.

Die Entstehung dieser Miniaturwelten steht im intensiven Verhältnis zwischen individuellem Tüftlergeist und gemeinschaftlicher Schöpfung. So gab es einsame Bastler, die in der Ruhe ihrer Werkstatt behutsam ihre Vision verwirklichten. Doch waren sie auf die Unterstützung ihres sozialen Netzwerkes angewiesen, um an benötigte Bauteile zu kommen. Zugleich taten sich im 19. Jahrhundert Schnitzer zusammen, die sich austauschten und im Team größere Projekte umsetzten. So entstanden im Laufe der Zeit gewaltige Weihnachtsberge mit Hunderten Figuren, die auch heute Besucher in Staunen versetzen.

Die Ursprünge und die ersten Weihnachtsberge verlieren sich im Dunkel der Geschichte. Während des 19. Jahrhunderts verbreiteten sie sich in den Stuben des Erzgebirges. Bereits zuvor sind mechanische Miniaturbergwerke aus dem Gebiet nachweisbar. Invalide Bergleute trugen diese Kastenbergwerke auf Jahrmärkte, um vor Schaulustigen die Arbeitsweise im Bergbau vorzustellen. Ein Reisebericht um 1800 schreibt von einem ganzen Industriezweig zur Herstellung von Modellbergwerken in



Details eines Weihnachtsberges im Museum für bergmännische Volkskunst Schneeberg (oben)

Zahlreiche Szenarien sind dem Betrachter aus den biblischen Geschichten geläufig (rechts)

In Schneeberg gibt es die größte museale Sammlung von mechanischen Heimat- und Weihnachtsbergen



Johanngeorgenstadt. Aus diesen Erfahrungen nahmen die frühen Bastler wahrscheinlich die Inspiration zum Bau von Weihnachtsbergen. Dieser Brauch wird bis heute im Erzgebirge noch vereinzelt gepflegt. •

INFO

Ab dem 25.10.2024 zeigt das Museum für Archäologie smac die Ausstellung „Silberglanz und Kumpeltod“, eine Sonderausstellung über den Bergbau. Darin werden auch zahlreiche Weihnachtsberge zu sehen sein.



CHEMNITZ CHARACTERS II KARL SCHMIDT-ROTLUFF


ILLUSTRATION Marian Kretschmer

MALER, GRAFIKER UND PLASTIKER.

**AM 1. DEZEMBER 1884 IN ROTTLUFF
BEI CHEMNITZ GEBOREN**


UND AM 10. AUGUST 1976 IN BERLIN GESTORBEN.

**EIGENTLICH KARL SCHMIDT, NANNT SICH SEIT
1905 KARL SCHMIDT-ROTLUFF.**



1905 Die Künstlergruppe Brücke wird von den Architekturstudenten Karl Schmidt-Rottluff, Ernst Ludwig Kirchner, Fritz Bleyl und Erich Heckel in Dresden gegründet.

1937




Karl Schmidt-Rottluffs Werke (608 Arbeiten) werden in den deutschen Museen als „Entartete Kunst“ beschlagnahmt, einige von ihnen werden später auch in der Ausstellung „Entartete Kunst“ gezeigt.


1955 IST ER TEILNEHMER AN DER DOCUMENTA 1 IN KASSEL.



1964



An seinem achtzigsten Geburtstag macht Karl Schmidt-Rottluff den Vorschlag, ein Brücke-Museum in Berlin zu errichten. Das Museum in Berlin-Zehlendorf eröffnet am 15. September 1967. Von Karl Schmidt-Rottluff werden über 300 Werke im Brücke-Museum verwahrt.



**DER FUNDUS DER
KUNSTSAMMLUNGEN
CHEMNITZ UMFASST
INSGESAMT 490 WERKE
DES KÜNSTLERS.**

DIE KUNST WEIST DEN WEG:

Durch die Kulturhauptstadt-Region schlängelt sich ein von Skulpturen gesäumter Weg. Der Kurator Alexander Ochs hat internationale Kunstschafer für den Purple Path gewonnen – und die Gemeinden, die am Skulpturenpfad mitbeteiligt waren. Eine Passage über eine Teilstrecke der Freilichtschau, die über großartige Kunstwerke mit Land, Leuten und lokaler Geschichte bekannt macht

DER PURPLE PATH

TEXT **Jens Hinrichsen**
FOTOS **Janine Bächle**

Sie ist ein richtiger Hingucker, die zweieinhalb Meter hohe Säule aus 40 übereinandergeschichteten Bronzescheiben, die jüngst vor der St.-Wolfgang-Kirche in Schneeberg errichtet wurde. Der „Coin Stack“ von Sean Scully geht auf Kindheitserinnerungen des irischen Künstlers zurück, auf die Trinkgeld-Stapel aus dem Friseursalon, die sein Vater allabendlich auf

dem Küchentisch aufbaute. Wer Scullys kupferfarben patinierter Skulptur auf dem Purple Path begegnet, muss die Geschichte einer Arbeiterfamilie dahinter nicht kennen. Mindestens ebenso interessant sind die Geschichten, die Werke wie „Coin Stack“ vor Ort aufwirbeln. Ein Beispiel: Jedes Jahr wird am 22. Juli der Schneeberger Bergstreittag begangen, der an die Streiks von Bergarbeitern im 15. Jahrhundert erinnert. Der erste Arbeitskampf im lokalen Silberbergwerk ereignete sich 1496, nachdem die Grubenbesitzer beschlossen

In Jahnsdorf befindet sich die „Modified Social Bench for Jahnsdorf #1“ des dänischen Künstlers Jeppe Hein (oben links), die von Bänken in New York inspiriert ist

Das seit 2014 entwickelte Projekt „One Million“ der 1965 geborenen Künstlerin Uli Aigner entsteht mit den Händen und durch die Rotation der Drehscheibe. Die Arbeit rechts ist von 2019



Die sieben Skulpturen „Include Me Out“ von Friedrich Kunath erinnern in Thalheim an stilisierte Fichten mit schuppiger Rinde



hatten, den Wochenlohn der Bergleute um einen Groschen zu kürzen.

„C the Unseen“ – dieses Motto für Chemnitz, der Kulturhauptstadt Europas 2025, lässt sich mühelos auf den Skulpturenpfad übertragen, den Alexander Ochs seit 2020 aufbaut. Er selber, erzählt der Kurator, habe im Planungsverlauf „eine sehr spannende Ökonomie- und Kulturgeschichte entdeckt“, verbunden mit ihm zuvor ungeläufigen Ereignissen und Personen an Orten, die am Fuß des Erzgebirges – südlich von Chemnitz – gelegen sind. Die rund 50 Werke werden bis zu den Eröffnungstagen im April 2025 aufgebaut sein, einige stehen schon seit 2022. Und Kunst soll bleiben – Ochs betrachtet den Purple Path als Kunstsammlung unter freiem Himmel, die von den beteiligten Gemeinden nicht nur mitproduziert, sondern auch zukünftig instandgehalten wird: Ochs will die Menschen einbinden, Selbstwertgefühle stärken.

Bis zu den Eröffnungstagen im April 2025 werden rund 50 Werke aufgebaut sein

Eine Region wird sichtbar. Aufschwung, Raubbau und Niedergang haben die Kulturlandschaft Erzgebirge geprägt. Im Jahr 1168 löst der Fund von Silbererz ein großes „Berggeschrey“ in der Gegend aus. Auch Zinn wird entdeckt und später weitere Erze wie Blei, Kobalt, Kaolin, Nickel, Zink – und Uran. „Alles kommt vom Berge her“, sagt der Volksmund, die Wohlstandsquelle scheint unerschöpflich.

Wenige Kilometer neben Schneeberg steht in Aue-Bad Schlema Tony Craggs „Stack“-Bronzeskulptur – zwischen zwei Schachteingängen. Hier wurde im 20. Jahrhundert Uranerz

gefördert, in rauen Mengen, die Sowjetunion deckte im Atomzeitalter 60 Prozent ihres Uranbedarfs mit dem Rohstoff aus Sachsen; für Bomben und Atomkraft verwüstete die sowjetisch-deutsche Wismut AG fast den ganzen Ort. Später wurde Aue-Bad Schlema Symbol für den gelingenden Strukturwandel. Heute ist die Stadt ein beliebter Kurort.

Tony Craggs „Stacks“, basierend auf den Resten, die unsere Industriegesellschaft ausspuckt, sind abstrakte Werke. Sie illustrieren nichts, das betont auch Alexander Ochs, der für den Purple Path anspielungsreiche Kunst ausgewählt hat, ohne diese „für die Sache instrumentalisieren“ zu wollen. Craggs zerklüftete Formen könne man auch in der Darstellung aufgeworfener Erde auf der Mitteltafel des Annaberger Bergaltars wiederfinden, so Ochs.

Im gut neun Kilometer entfernten Lösnitz stehen zwei Werke aus Porzellan der Österreicherin Uli Aigner für die Porzellanherstellung in Sachsen. Bereits im 17. Jahrhundert hatte die Unternehmerfamilie Schnorr im Erzgebirge Kobalt – gebräuchlich für die blaue Unterglasurbemalung – gefördert. Ab 1708 wurde in der „St. Andreas Zeche Weiße Erde“ auch der Porzellan-Grundstoff Kaolin abgebaut. 1710 schließlich wurde die erste Meißner Porzellanmanufaktur eingerichtet. Aigner treibt seit 2014 ihr Lebensprojekt „One Million“ voran – entsprechend der illusorischen Zahl an unterschiedlichen Porzellangefäßen, die die Künstlerin bis zu ihrem Tod herstellen will. Die bis jetzt rund 9000 auf Drehscheiben gefertigten Objekte aller Größen sind über den ganzen Erdball verteilt, „mit dem Projekt nehme ich die Globalisierung persönlich“, so Aigner. Neben dem monumentalen „ITEM 3501“ präsentiert sie in Lösnitz das ursprünglich ebenso dimensionierte „ITEM 3502“, das während des Herstellungsprozesses (in China) zerbrach, aber als eine Daseinsform von Porzellan von der Künstlerin anerkannt wird.



Ein Hauch von Hollywood liegt über Olbernhau, wo der in Chemnitz geborene Künstler Jay Gard seine aus Stahlblechen geformte Skulptur „Plywood“ installiert hat

Die abstrakte Skulptur „Stack“ aus dem Jahr 2019 in Liverpool des 1949 in Liverpool geborenen Bildhauers Tony Cragg erinnert in Aue-Bad Schlema an verwitterte Felsen oder an geologische Modelle





PURPLE PATH

Kybernetik und Entropie sind die wichtigsten Einflüsse der 1946 in Harrisburg/USA geborenen Bildhauerin Alice Aycock. Das gilt auch für „Twister Again“ in der Stadt Seiffen

Über dem Teich im Austelpark in Zwönitz schweben die beleuchteten „Color Floatings“ der in Berlin lebenden Bildhauerin Nevin Aladağ. Das Bild zeigt eine Spiegelung der 2023/2024 entstandenen Arbeit auf dem Wasser (unten)



In einer halben Fahrradstunde erreicht man Zwönitz. Früher wurde hier Eisenerz abgebaut, die im 18. und 19. Jahrhundert gewachsene Textilindustrie hat sich gehalten. Die ortsansässige Strumpffabrik Falke liefert die Strumpfhosen-Stoffe, mit denen Nevin Aladağ ihre über einem Teich im Austelpark hängenden Lampions bezieht. Die Künstlerin mit kurdisch-türkisch-iranischen Wurzeln ist von der Pattern-and-Decoration-Bewegung inspiriert und proklamiert mit ihrem Projekt „Color Floating“ ihre Vision von Vielfalt und Kulturtransfer.

Der humorvolle Skulpturenkreis aus cartoonhaften Fichten, die sich an den Händen beziehungsweise Ästen halten, wurde von Friedrich Kunath im nahen Thalheim errichtet. Der Aufstellungsort Buntsockenpark erinnert noch an die Thalheimer Textilproduktion, die anders als im 12 Kilometer entfernten Zwönitz nicht überlebt hat. Außerhalb des Kreises verharrt noch eine deprimiert wirkende Fichtenfigur. Der paradoxe, soziale Ängste formulierende Werkstitel „Include Me Out“ ist einem Spruch des in Warschau geborenen jüdischen Hollywoodmoguls Samuel Goldwyn entlehnt. Kunath scheint hier von der eigenen Melancholie im „Exil“ zu erzählen. Der Künstler stammt aus Chemnitz und lebt heute in Los Angeles.

Nach neun Kilometern ist Jahnsdorf erreicht, in dem Jeppe Hein einen Parcours errichtet hat, auf dem man sitzen und kommunizieren kann. Die von den Bänken im New Yorker Central Park inspirierte Serie „Modified Social Bench“ des dänischen Bildhauers wurde in Kooperation mit den Leuten der Gemeinde gestaltet, für Alexander Ochs ein Musterbeispiel für die verändernde Kraft von Kunst. Der Kurator erzählt von einem jungen Mann mit „einschlägigem“ T-Shirt, den das Gemeinschaftsprojekt aus der Lethargie riss. „In seiner Welt war es davor nicht vorstellbar, dass jemand sagt: ‚Komm, wir bauen miteinander was auf‘, so Ochs.

Rund 17 Kilometer sind es bis zur Dittersdorfer Höhe bei Amtsberg, auf der Olaf Holzapfel eine Skulptur zur Königlich-Sächsischen Triangulation errichten wird. Seit 1969 steht auf der Anhöhe ein Vermessungsstein der zwischen 1862 und 1890 unternommenen Landvermessung, die auf Dreiecken und Trigonometrie basierte. Sechs Kilometer weiter, in Zschopau, pflanzt Michael Sailstorfer demnächst einen riesigen Motorradrückspiegel an das Ufer des gleichnamigen Flusses, dessen Wasser der Künstler auf diese Weise in den Himmel umleitet.

In den Glamourhimmel Hollywoods mögen sich die Lila-Pfadfinder versetzt fühlen, wenn sie im 16 Kilometer entfernten Olbernhau ankommen. Der Schriftzug „Plywood“ (Sperrholz) der gleichnamigen Buchstabenskulptur des in Chemnitz aufgewachsenen Künstlers Jay Gard ähnelt der berühmten Buchstabenfolge in den Hollywood Hills. In Sachsen sind die Lettern allerdings ein bisschen kleiner dimensioniert. Sie stehen für (falsche) Illusionen, Transformation, Niedergang, Neubelebung. In Olbernhau prosperierte die Holzproduktion – bis das Spielzeugkombinat VERO mit der Wende abgewickelt wurde. Ökonomisch und kulturell ging es zunächst bergab mit Olbernhau. Heute glänzt der liebevoll sanierte Ort wieder. „Plywood“ kann also auch für das große Versprechen stehen, mit dem man im Weltkulturerbe Erzgebirge vor Jahren bereits den Sprung in eine bessere Zukunft gewagt hat.

Ein skulpturaler Wirbelwind bohrt sich 18 Kilometer weiter ins Gras des Erzgebirgischen Freilichtmuseums in Seiffen. Die US-Künstlerin Alice Aycock hat das Werk mittels 3-D-Software entworfen und als starren und doch energetischen Aluminiumstreifen-Sturm realisiert. Noch einmal mit Alexander Ochs: Kunst sollte Historie nicht illustrieren, und das tut auch Aycocks „Twister Again“ keinesfalls. Trotzdem lässt der Wirbel an die Energie denken, mit

Auf dem Purple Path kann man den sprichwörtlichen Silberstreif am Horizont erkennen

der die Seiffener Ende des 18. Jahrhunderts aus ihrer Existenznot eine Tugend machten: Die Mineralien waren erschöpft, die vielen wasserbetriebenen Pochhämmer zum Zerkleinern der Erze zunächst funktionslos. Mit der Erfindung des Reifendrehens nutzten die Ex-Bergleute die Wasserkraft neu. Bis heute hält der Familienbetrieb Werner in Seiffen mit der Herstellung von „Reifentier“-Figuren die Handwerkstradition am Leben, die einmal Innovation war.

„Wir arbeiten hier ein wenig gegen die Musealisierung guter Traditionen an“ – Alexander Ochs spricht aus der Erfahrung, dass „neu installierte Werke oft eine Diskussion entfesseln“. Die Gespräche mit Menschen vor Ort kreisen nicht nur um Kunst, sondern um persönliche Geschichten, die sich mit Werken verknüpfen lassen, sowie die Geschichte der Region. „Die Menschen im Erzgebirge, in Mittelsachsen und im Zwickauer Land fühlen sich gesehen und aufgewertet“, so die Zwischenbilanz des Kurators. Ist Kunst doch mächtiger, als viele denken? Probieren wir den violetten Weg. •

Infos zu Wandern in Sachsen

Der Purple Path schafft eine Verbindung, denn der Kunstweg aus Skulpturen und Interventionen internationaler und lokaler Künstlerinnen und Künstler verbindet Städte und Gemeinden über Rad- und Wanderwege, Landstraßen, Busse und Bahnen. Chemnitz als Stadt der Moderne verbindet sich mit annähernd 440.000 Menschen in mehr als dreißig, oft uralten Dörfern und Städten der Region.

Das 1930 nach Plänen
Mendelsohns errichtete
Kaufhaus Schocken



Kultur aus dem Kaufhaus

In Chemnitz erinnert man Salman Schocken vor allem als Warenhaus-Unternehmer. Dabei hat er 1931 auch einen für seine Zeit wichtigen Verlag gegründet. Bei Schocken wurden Kafka, Buber und Liebermann verlegt

TEXT Jürgen Nitsche

Als am 15. Mai 1930 das Kaufhaus Schocken in Chemnitz feierlich eröffnet wurde, befanden sich im vierten Obergeschoss neben dem beliebten Erfrischungsraum Verkaufsstände, an denen außer Kunstgewerbe, Spielwaren, Sprechapparaten und Schallplatten, Radio und Zubehör, Foto und Optik auch „Bücher und Noten“ zum Kauf angepriesen wurden. Unter anderem wurden „Neuerscheinungen und Antiquariat“ angeboten. Neben jüdischer Literatur waren dies aber auch Bücher aus der lustigen Wilhelm-Busch-Sammlung, Bücher von Gustav Freytag, Hans Fallada, Märchenbücher und Jugendschriften. Bücher des Schocken Verlages konnten noch nicht erworben werden. Das war erst ein Jahr später möglich, da der Verlag erst am 1. Juli 1931 in Berlin gegründet wurde.

Doch Kaufhaus wie Verlag wurden von ein und demselben Mann gegründet: Salman Schocken. Für die geistige und kulturelle Selbstbehauptung des deutschen Judentums während des Nationalsozialismus spielte der Großkaufmann eine zentrale Rolle.

Vor seiner Verlagsgründung gab es bereits den Verlag der Schocken Kommandit-Gesellschaft auf Aktien in Zwickau, der neben betriebseigenen Mitteilungen auch eine weniger bekannte „Jugendschriften-Reihe“ herausgab. Die Reihe, die unter anderem Erzählungen für Kinder von acht bis zwölf Jahren umfasste, konnte mit Sicherheit dort erworben werden. Dieser Verlag, der nicht mit dem späteren Schocken Verlag zu verwechseln ist, erwarb darüber hinaus mit der Veröffentlichung zeitgenössischer Ansichtskarten bleibende Verdienste. Auf „Echte Photographien“, die unter anderem von den bekannten Fotografen Albert Renger-Patzsch und Arthur Köster stammten, wurde dabei oftmals zurückgegriffen.

Salman Schocken hatte bis zur Verlagsgründung vor allem Verdienste als Kaufhausgründer erworben. Gemeinsam mit seinem älteren Bruder Simon hatte er innerhalb von zweieinhalb Jahrzehnten das fünftgrößte Warenhausimperium Deutschlands ins Leben gerufen. Salman Schocken wandte sich schon frühzeitig gegen „die elende Oberflächlichkeit der modernen Welt“. Auf der Zusammenkunft der Zionistischen Ortsgruppe in Chemnitz betonte er am 29. Dezember 1913

Vor der Gründung des Verlags war Schocken als Kaufhausgründer bekannt

gegenüber den Zuhörern, dass bei „den Juden der Gegenwart [...] noch manches Ungünstige“ hinzukäme. „Wurzellos oder wurzelocker“ stünde „der jüdische Mensch im Wind der äußeren Einflüsse. Geschäftige Berufsarbeit und äußerlicher Genuss [seien] die zwei Welten seines Daseins“. Er trat daher für „die innere Renaissance, die innere Wiedergeburt des jüdischen Menschen“ ein, die ohne eigene Kulturarbeit nicht möglich wäre.

Die Zusammenkunft, über deren Ablauf kaum etwas überliefert ist, fand mit großer Wahrscheinlichkeit in den Räumen des rituellen Mittagstisches der Gastwirtin Sabine Nathan statt, der sich in der Friedrichstraße 17 befand. Chemnitz war damals der Sitz des Sächsischen Gruppenverbandes der Zionistischen Vereinigung in Deutschland. Salman Schocken kam nach Chemnitz, um als einstiger Delegierter des XI. Zionisten-Kongresses in Wien einen persönlichen Bericht über dessen Verlauf zu geben. Auf dem Kongress wurde u. a. die Gründung einer Hebräischen Universität in Jerusalem beschlossen. Schockens Rede, die als „Makkabäerrede“ in die Geschichte des Zionismus einging, wurde von der Zionistischen Ortsgruppe Chemnitz – vom Redner selbst finanziert – herausgegeben und somit den Mitgliedern des Sächsischen Gruppenverbandes zugänglich gemacht.

In der Folgezeit wurde S. Schocken Jr., wie sich Salman Schocken damals nannte, einer der wichtigsten Führer des Kulturzionismus. Als solcher wurde das von Ascher Ginsberg (bekannter unter seinem Pseudonym Achad Ha'am) in der zionistischen Bewegung

vertretene Streben nach einer grundlegenden Erneuerung der jüdischen Kultur als unabdingbare Voraussetzung für ein jüdisches Nationalbewusstsein bezeichnet. Daher lag es auf der Hand, dass sich Schocken als Vorsitzender des Kulturausschusses der Zionistischen Vereinigung für Deutschland für „die Wiedergeburt des jüdischen Gemeinschaftsgeistes“ einsetzte. Dennoch gelang es ihm in dieser Position noch nicht, einen eigenen Buchverlag zu gründen. Jedoch unterhielt er über einen längeren Zeitraum Kontakt zu dem Ende 1901 gegründeten Jüdischen Verlag mit Sitz in Berlin. So gab es in den Jahren 1919 und 1930 Pläne, einen gemeinsamen Verlag unter aktiver Beteiligung Salman Schockens zu gründen.

Als „Literaturliebhaber und Bücher-narr“, wie der Historiker Julius H. Schoeps Schocken bezeichnete, gab dieser sein Verlagsprojekt nicht auf. Was für ihn ein „gutes Buch“ bedeutete, wird aus der oben genannten Widmung deutlich. Diese war später auch Motto der jährlichen „Büchergabe“ für das Personal der Schocken KG auf Aktien geworden. Damit wollten Simon und Salman Schocken „jugendliche Mitarbeiter anregen, am Besitz von Büchern Freude zu finden und den Umgang mit ihnen zu einer dauernden Gewohnheit werden zu lassen“.

Ende der 1920er-Jahre fand Salman Schocken in Lambert Schneider und Moritz Schneider zwei geeignete Mitstreiter, um endlich einen Buchverlag zu gründen. Er selbst sah sich nach dem unerwarteten Unfalltod seines Bruders Simon Schocken im Oktober 1929 gezwungen, sich wieder mehr um den Konzern zu kümmern, obwohl er mit Georg Manasse und Siegfried Moses zwei äußerst befähigte Direktoren an dessen Spitze hatte.

In dem Verlag, der seinen Sitz im Berliner Zeitungsviertel (Jerusalemstraße 65/66) hatte, erschienen fortan Bücher in deutscher und hebräischer Sprache. Daher gab es auch zwei Abteilungen. In der bekannten Druckerei

Offizin Haag Drugulin AG in Leipzig wurde der größte Teil der hebräischen Drucke gesetzt und gedruckt.

Die deutschsprachige Abteilung war für das jahrhundertalte Kulturgut des Judentums in mustergültigen Übersetzungen und Ausgaben vorgesehen. Das Kernstück dieser Abteilung war die deutsche Übersetzung der hebräischen Bibel von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Darüber hinaus erschienen Werke unter anderem von Franz Kafka, dessen Rechte am Gesamtwerk sich der Verlag gesichert hatte, Martin Buber, Leo Baeck, Hermann Fechenbach, Max Liebermann und Gershom Scholem.

Die hebräische Abteilung war vor allem für das Gesamtwerk des Dichters Samuel Josef Agnon und die Arbeiten des 1929 gegründeten „Forschungsinstitutes der hebräischen Dichtung“ vorgesehen. Ab dem Jahr 1934 wurden zudem die Publikationen der 1919 in Berlin gegründeten „Akademie für die Wissenschaft des Judentums“ veröffentlicht. Damit fand das wissenschaftliche Vermächtnis des Philosophen Hermann Cohen eine neue Heimat.

Durch zwei fast schon legendäre Verlagsproduktionen erwarb der Schocken Verlag auf Dauer bleibende Verdienste: die Almanache und die Bücherei. Insgesamt erschienen zwischen 1933 und 1938 sechs Almanache, die unter anderem ein jeweils komplettes Verlagsverzeichnis und kurze Beiträge der Verlagsautoren enthielten.

In der Art der seit 1912 erscheinenden Leipziger Insel-Bücherei wurden zwischen Frühjahr 1933 und Herbst 1938 in der Bücherei des Schocken Verlages insgesamt 83 Bändchen herausgegeben. So erschien im Jahr 1936 unter der laufenden Nummer 62 ein Büchlein von Martin Buber unter dem Titel „Zion als Ziel und Aufgabe (Gedanken aus 3 Jahrhunderten)“. In der von dem jüdischen Chemnitzer Verleger Berthold Horwitz herausgegebenen „Jüdischen Zeitung für Mittelsachsen“ wurde dieses Bändchen besprochen und besonders



Detail der „Schocken
Bücherei“ in der Ausstellung
im smac (oben)



Salman Schocken (rechts)

Das Kernstück war die deutsche Über- setzung der hebräi- schen Bibel

den Anhängern des Zionismus „wärmstens empfohlen“.

Am 17. Dezember 1938 erhielt der Schocken Verlag ein Schreiben von den NS-Behörden, in welchem dieser angewiesen wurde, sich bis zum 31. Dezember 1938 selbst aufzulösen. Außer in der beliebten Bücherabteilung im Kaufhaus Schocken in Chemnitz konnten die noch in der Stadt lebenden Juden Bücher aus dem Schocken Verlag in der hiesigen Niederlassung des Jüdischen Buchvertriebes Ludwig Freund in Beuthen (Oberschlesien) erwerben. Margarete Krämer, dessen Tochter, hatte den Ausverkauf „jüdischer Bücher aller Art“ im Haus Gravelottestraße 14 übernommen, wohl auch hier zu „Schleuderpreisen“.

Der Religionsphilosoph Ernst Simon, der seit 1928 in Palästina lebte und zu den Autoren des Schocken Verlages zählte, hatte sich ein Jahr vor der Zwangsauflösung – auf Bitten der

Berliner „Jüdischen Rundschau“ – mit der Bedeutung des Verlages beschäftigt: „Im Laufe von fünf Jahren“, schrieb er, „hat der Schocken Verlag an die 200 Bände veröffentlicht und verbreitet. Der innere Umfang seiner Gesamtproduktion ist ein Spiegel beinahe allen jüdischen Seins und Denkens, mit zwei großen, freilich bezeichnenden Ausnahmen: die Gebiete der Wirtschaft und Politik sind nur in Ansätzen vertreten [...]“.

Vor allem die handgerechten Bände der Bücherei des Schocken Verlages gingen mit auf Reise in die Städte, wohin die deutschen Juden seit 1933 vertrieben wurden. Heute befinden sich diese oftmals in den Antiquariaten in Jerusalem, Haifa, London, New York, Stockholm oder São Paulo.

Die Gemeindebibliothek der Chemnitzer Juden, die vom Kantor Leopold Krämer betreut wurde, überstand die Wirren des Zweiten

Weltkrieges nicht. Auch ein Bestandsverzeichnis ist nicht überliefert. In den heutigen Beständen der Stadtbibliothek befinden sich lediglich sechs Bücher aus dem Schocken Verlag. Ein weiteres Buch ist in der Universitätsbibliothek zu finden. Derweil veranschaulichen die Ansichtskarten des Verlages der Schocken KG (ab November 1933 AG) noch immer die beeindruckende Architektur eines Teiles der 19 Schocken-Kaufhäuser. Zu bewundern sind sie heute in einer Erkerausstellung im Staatlichen Museum für Archäologie Chemnitz (SMAC), welches sich seit 2014 im Gebäude des einst von Erich Mendelsohn gebauten Kaufhauses befindet. Geht man von dort in das zweite Obergeschoss des weiträumigen Gebäudes, so sieht man dort unter anderem auch die 83 Bände der noch immer faszinierenden Bücherei des Schocken Verlages. •



Im Osten geht das Licht an

Die internationale Medienkunstausstellung
Pochen Biennale
zeigt ab September 2024 zeitgenössische Kunst
aus der Ukraine und
rückt Chemnitz in die Mitte Europas



Ausstellungsansicht der Arbeit „datum“ (2022) von Norimichi Hirakawa (links)

Pochen-Macher Kim Brian Dudek auf dem Gelände der vierten Pochen Biennale (unten)



TEXT Robert Horvath

Kim Brian Dudek steckt den Schlüssel ins Schloss und dreht ihn um. Ein lautes Klacken ertönt, dann öffnet er die schwere Tür und tritt ins Halbdunkel. Der 33-Jährige steht in einem hohen und breiten Gang. Es ist kühl. Rohre schlängeln sich entlang der Decke. Dudek schaltet das Licht an. Lange Neonröhren werfen kaltes Licht auf die Innereien eines ehemaligen Industriekomplexes. In der Distanz mündet der tunnelartige Raum in eine riesige, säulengespickte Halle. „Das wird der neue Ausstellungsort.“ Wenn Dudek spricht, hallt seine Stimme von den Wänden wider. Kein Wunder. Denn noch ist der weitläufige Gebäudekomplex leer. Nackt sind die Wände, staubig der Boden. Doch schon bald wird hier für vier Wochen die vierte Pochen Biennale stattfinden. Der drahtige Mann, der die Ausstellung gemeinsam mit Benjamin Gruner leitet und bei Planung und Umsetzung tatkräftig von einem großen, zum Teil ehrenamtlichen Team unterstützt wird, läuft langsam Richtung Gebäudemitte.

Zeitsprung, 2014: In Chemnitz finden sich Freunde zusammen und gründen den Verein Spinnerei e.V. Gemeinsam organisieren sie verschiedene Kulturprojekte, darunter die seit 2015 auch in Chemnitz stattfindende Fête de la Musique, das größte Musikfest der Welt, das jährlich am 21. Juni an verschiedenen Orten auf dem gesamten Globus zelebriert wird.

Vier Jahre nach der Gründung, ab 2018, wendet sich ein Teil der Gruppe einem neuen, einem zusätzlichen Projekt zu. Die Idee: eine Biennale für Chemnitz. Eine alle zwei Jahre stattfindende multimediale Kunstausstellung, die Themen behandelt, die eng mit der Stadt, ihren Menschen, ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbunden sind. Die erste Schau widmete sich, unter dem Titel „Tage des Aufbruchs“, dem ehemaligen Chemnitzer

uranabbauenden Unternehmen Wismut. Weil Grubenarbeiter es im Jargon „pochen“ nennen, wenn sie das Erz aus dem Gestein schlagen, und das Wort zudem allerlei Assoziationen zulässt, einigt sich das Team auf diesen Titel. Die Pochen Biennale war geboren.

Das Gebäude, das Dudek betreten hat, befindet sich auf dem Wirkbau-Areal, einem ehemaligen Industriekomplex, in dem in der Vergangenheit unter anderem Wirkmaschinen für die Textilindustrie hergestellt wurden. Die Textilerstellung und später auch der Maschinenbau waren es, die Chemnitz in der Vergangenheit zu einem der bedeutendsten Industriezentren Deutschlands aufsteigen ließen. „Die Firma, die die Wirkmaschinen hergestellt hat, gibt es auch heute noch“, erklärt Dudek. „Die sitzt mittlerweile in Ingolstadt.“ Zu DDR-Zeiten bereits habe das Unternehmen den Standort Karl-Marx-Stadt verlassen.

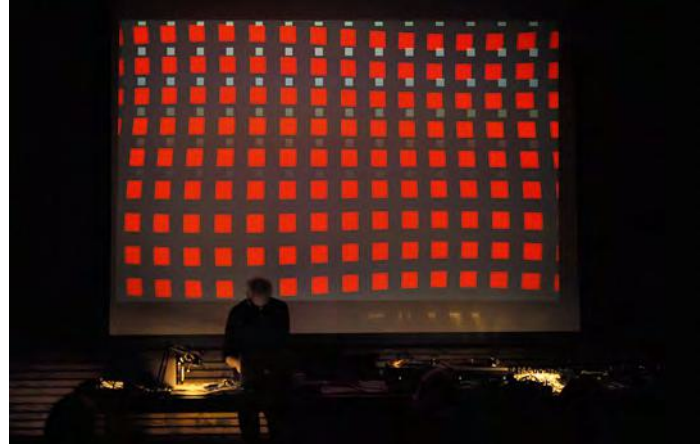
Von der ehemaligen Industrie ist, abgesehen von den hohen Fabrikgebäuden aus rotem Backstein und dem Glockenturm, der alle 15 Minuten sein Läuten vernehmen lässt, vor Ort nichts mehr zu sehen. Stattdessen finden Besucher auf dem weitläufigen Areal nun unter anderem ein Theater, eine Galerie und das Club-Urgestein Atomino, das hier nach den tanzlosen Coronajahren eine neue Heimat gefunden hat. Beinahe wie ein Fremdkörper wirkt da das milliardenschwer bewertete Chemnitzer Unternehmenskommunikations-Start-up Staffbase, das neben den verschiedensten Kulturinstitutionen ebenfalls auf dem Gelände angesiedelt ist.

Das sowohl historisch als auch aktuell interessante Areal und die leer stehenden Räumlichkeiten darauf hätten das Team von Pochen überzeugt, erzählt der 33-Jährige, als er die große Säulenhalle durchquert. Deckenhohe Fenster sorgen für fahles Licht. „Leer stehende Gebäude haben einen gewissen Effekt auf Menschen.“ Zum einen, weil sie in ihnen keine Kunst erwarten

Die Pochen Biennale 2020 wurde von Sabine Maria Schmidt und Olaf Bender kuratiert. Zu sehen gab es u. a. Frank Bretschneiders Live-Performance (oben)

Einblicke in die dritte Pochen Biennale von 2022 unter dem Motto „Die (neue) Vermessung der Welt“. Im Bild: „The Republic of Null Island“, 2022 von Simon Weckert

2023 stellte das Pochen-Symposium die Frage, ob die Welt fragil geworden sei. Eröffnet wurde es mit der Performance „fertile soil“ von Olja Grubic (unten)



Das Team der Pochen Biennale will sich den Raum aneignen und zu eigen machen

würden. Zum anderen, weil es Orte seien, die reizten, sie zu erforschen – gerade dann, wenn sie einst von Bedeutung waren. Er verrät: Auch ein alter Supermarkt und ein ehemaliges Archiv seien in der engeren Auswahl gewesen. Überzeugt habe schlussendlich das bessere Gesamtangebot des früheren Industriekomplexes. Ein Vorteil: die Nähe zur Chemnitzer Innenstadt. „Zu Fuß ist man in nicht mal 20 Minuten auf dem Marktplatz.“

Am Ende sollen hier Ausstellungsräume, eine Bühne und eine Bar entstehen

Noch stehen die Räume auf dem Chemnitzer Wirkbau-Areal leer. Wo einst Maschinen für die Textilindustrie hergestellt wurden, wird bald Kunst von ukrainischen Künstlern zu sehen sein

Die Vorbereitungen für die kommende Pochen Biennale befänden sich nun in der heißen Phase. Dudek läuft den in mehrere Abschnitte unterteilten, zum Teil verwinkelten, zum Teil weiten und offenen Ausstellungsort ab. Im Säulenraum liegt ein Haufen zusammengekehrter Schutt. Daneben steht eine Metallbox mit Klappstühlen.

In den nächsten Wochen fange das Team mit der Ortsentwicklung und den baulichen Maßnahmen an. Geplant sei keinesfalls nur eine riesige Industriehalle, in der Bilder hängen, so der Biennale-Leiter. Statt den Raum lediglich als leeren Container zu betrachten, wolle das Team ihn sich vielmehr „aneignen, zu eigen machen“. Am Ende soll der Raum mit den Kunstwerken korrespondieren. Mit dem bewussten Setzen von

Licht und Perspektiven, einer bestimmten Wegführung, dem Hinstellen und Wegnehmen von Wänden sowie der bestimmten Auswahl an Materialien wolle man hier ein „vollumfängliches Erlebnis“ schaffen. Nach Beendigung dieser Maßnahmen werden hier bis Ende September diverse Ausstellungsräume, eine Bühne und eine Bar entstanden sein.

„Stand heute erwarten wir 20 künstlerische Positionen“, erzählt der 33-Jährige. Das heißt: 20 verschiedene Künstler beziehungsweise Künstlerkollektive. Da es viele Videoarbeiten gebe, werde der Ausstellungsort eher dunkel sein. Daneben werden Künstler auch Fotografien, Audioinstallationen, Performances und andere Medienkunstformate präsentieren. Einige der Werke werden explizit für die Schau angefertigt.

Über 40 verschiedene Veranstaltungen, darunter Podiumsdiskussionen, Lesungen, Vorträge, Workshops, Führungen, Stadtspaziergänge sowie gemeinsames Kochen sollen im Begleitprogramm stattfinden.

Der Biennale-Leiter schiebt sein Fahrrad in Richtung des nur wenige Minuten vom Ausstellungsort entfernten Kulturbahnhofs Chemnitz. Er selbst lebt seit 2021 in der Stadt. Geboren und aufgewachsen im ländlichen Raum Hessens, zog er für sein Studium nach Marburg, dann weiter nach Jena, Berlin und Halle. „Ich habe gewusst, ich will in Ostdeutschland bleiben. Dann habe ich überlegt, wo ist es spannend, wo kann man etwas verwirklichen.“ Dudeks Suche endet schließlich in Chemnitz. Durch vorhergehende Engagements in verschiedenen Kunstprojekten sei er über Kontakte ins Pochen-Team gekommen. Während er erzählt, passiert er weitere leer stehende Gebäudeteile. Die Tatsache, dass Chemnitz zu einer der Städte Deutschlands mit dem höchsten Leerstand gehöre, ist für Dudek kein Problem. Ganz im Gegenteil. „Ich hatte Lust, etwas zu gestalten.“ Er sieht das Potenzial der sächsischen Großstadt und nennt sie einen „Möglichkeitsraum“.





Im wörtlichen Sinne leer gefegt
wirkt das Gelände für die
Pochen Biennale 2024

Die Sonne brennt. Dudek sitzt im Schatten einer Überdachung im Biergarten des Kulturbahnhofs. In dem Kulturhaus befinden sich neben dem Club Transit auch die Büros des Pochen-Teams. In dieser Schaltzentrale läuft ein Großteil der Biennale-Organisation zusammen. Im Hintergrund ist der Glockenturm des Wirkbau-Areals zu sehen. Ein DJ legt auf und sorgt für entspannte Hintergrundmusik. Es ertönen sanfte, elektronische Klänge. Während der 33-Jährige im Biergarten sitzt, wird er immer wieder von Anwesenden begrüßt und in kurze Gespräche verwickelt. Man kennt sich in Chemnitz, besonders in der Kulturszene.

Nachdem sich das Pochen-Team 2018 mit dem Chemnitzer Bergbauunternehmen Wismut („Tage des Aufbruchs“), 2020, anlässlich 30 Jahre Deutsche Einheit, mit der Treuhand („Preis der Zukunft“) und 2022 mit der Datafizierung („Die (neue) Vermessung der Welt“) beschäftigt hatte, habe man bereits 2022 gemeinsam überlegt, an welchem Thema man in der nächsten Phase arbeiten wolle. Zu dieser Zeit zeichnete sich das Ende der Pandemie ab, und im Hintergrund brodelte und intensivierte sich der Ukrainekrieg. „Wir wollten ein Projekt auf die Beine stellen, das sich mit der Frage beschäftigt, wie Menschen mit Krisen umgehen“, erklärt Dudek die frühen Überlegungen.

Das Pochen-Team interessierte sich für ein Projekt über Menschen in Krisen

Bald darauf steht das vom ukrainischen Kurator Serge Klymko erarbeitete Konzept. Der Titel der diesjährigen Medienkunstausstellung: „Ex Oriente Ignis“, zu Deutsch: „Das Feuer kommt aus dem Osten“. Im Zentrum der diesjährigen Biennale stehen dabei unter anderem der Ukrainekrieg sowie die Perspektive der davon betroffenen ukrainischen Bevölkerung. Ein Großteil der ausgestellten Arbeiten soll daher von ukrainischen Künstlern kommen. „Für uns war es sehr wichtig, dass wir auch mit ukrainischen Künstlern ausstellen – nicht nur aufgrund der Tatsache, dass sie Ukrainer sind, sondern eingebettet in eine Thematik und gemeinsam, auf Augenhöhe mit ostdeutschen und europäischen Künstlern“, erklärt der Biennale-Leiter.

„Die Besucher erwartet verschiedene künstlerische Zugänge zu diesem schweren und emotionalen Thema“, erzählt Dudek „Mit dem umarmenden Begleitprogramm versuchen wir den Bogen zu schlagen zwischen dem Lokalen und dem Internationalen.“

Doch worin genau liegt sie, die Verbindung zu Chemnitz, die die Pochen Biennale seit ihren Ursprüngen herzustellen versucht? Zum einen besitze die Stadt, im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl, „eine der größten ukrainischen Communities. Auch schon vor dem Krieg“, erklärt Dudek. Zudem setze man Chemnitz mit dieser Ausstellung nun auch in einen internationalen Kontext: „Chemnitz ist nicht nur Chemnitz in Sachsen, sondern Chemnitz ist in der Mitte von Europa.“ Da der Ukrainekrieg im Osten des Kontinents tobe und Chemnitz im kommenden Jahr Kulturhauptstadt eben dieses Kontinents werde, könne das Pochen-Team das Thema nicht ignorieren.

Auf der Biennale wolle man sich demnach auch mit der Frage befassen, wie sich Europa mit dem Ukrainekrieg verändert, und was der Konflikt mit Chemnitz und seinen Bewohnern mache. Aber auch, „was es eigentlich bedeute, in solch gefährlichen Zeiten aufzuwachsen“.

Ein Besuch der Chemnitzer Biennale lohnt, da ist sich Dudek sicher. Er kenne die Künstler und deren Arbeiten. „Ich weiß, dass man in diesem Zeitraum in anderen Teilen Ostdeutschlands keine Ausstellung mit vergleichbarer künstlerischer Qualität finden wird.“ Zudem biete die Biennale einen idealen Vorgeschmack auf Chemnitz als Kulturhauptstadt 2025. •

INFO

Die vierte Pochen Biennale wird vom 26.09.–20.10.2024 im Chemnitzer Wirkbau stattfinden. Kuratiert wird sie von Serge Klymko.

CHEMNITZ CHARACTERS III MARIANNE BRANDT

ILLUSTRATION
Marian Kretschmer

GEBÜRTIG MARIANNE LIEBE.

DESIGNERIN, FOTOGRAFIN, MALERIN UND
BILDHAUERIN.

AM 1. OKTOBER 1893 IN CHEMNITZ GEBOREN

UND AM 18. JUNI 1983 IN KIRCHBERG
GESTORBEN.



Durch die Weimarer Bauhaus-Ausstellung im Jahr 1923 angeregt, setzt sich Brandt mit einer abstrakten Auffassung von Kunst auseinander und beginnt eine Ausbildung am Bauhaus in Weimar.



1928/1929

Nach dem Weggang Moholy-Nagys vom Bauhaus wird Brandt vom 1. April 1928 bis zur Berufung Alfred Arndts, 1929, kommissarische Leiterin der Metallwerkstatt in Dessau. Damit war sie die einzige Frau neben Gunta Stözl, die eine verantwortliche Stellung am Bauhaus innehatte.

1926

Marianne Brandts Entwurf eines Aschenbechers zeigt beispielhaft die Entwicklung der Metallwerkstatt am Bauhaus vom traditionellen Schmiedehandwerk zum Industrial Design.



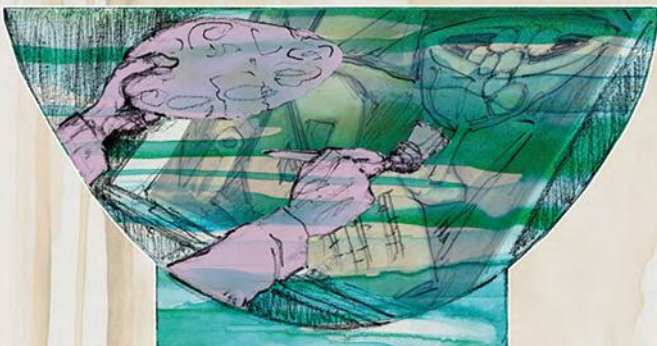
1951-1954

IST SIE DIE ENGSTE MITARBEITERIN VON MART STAM AM INSTITUT FÜR INDUSTRIELLE GESTALTUNG DER KUNSTHOCHSCHULE BERLIN-WEISSENSEE.



1954

Marianne Brandt kehrt nach Karl-Marx-Stadt (heute Chemnitz) zurück und widmete sich dort der freien Kunst und dem Kunsthandwerk.



WÄHREND IHRER ZEIT AM BAUHAUS ENTWICKELT SIE 28 LAMPENMODELLE UND FÜHRTE ZUR OPTIMIERUNG LICHT-TECHNISCHE EXPERIMENTE DURCH. LEUCHTEN NACH ENTWÜRFE VON BRANDT, DIE IN SERIE GINGEN, GEHÖREN HEUTE U. A. ZUR SAMMLUNG DES MUSEUM OF MODERN ART IN NEW YORK UND DES BRITISH MUSEUM IN LONDON.

SERVICE

MUST SEE

KARL-MARX-MONUMENT

Brückenstraße 10

Die 40 Tonnen schwere Plastik von Lew Kerbel wird in Chemnitz nur Nischl genannt. 1971 eingeweiht, ist sie heute das popkulturelle Wahrzeichen der Stadt.

ROTER TURM

Straße der Nationen 3

Der 35 Meter hohe Rote Turm ist das älteste Wahrzeichen von Chemnitz. Bis 1900 befand sich hier das Stadtgefängnis. Jetzt ist der Turm ein Museum.

KASSBERG

Westlich des Zentrums

Der Kaßberg ist der bevölkerungsreichste Stadtteil von Chemnitz und zählt zu den größten Gründerzeit- und Jugendstilvierteln Deutschlands.

UNIVERSITÄTSQUARTIER

BRÜHL

Nördlich des Zentrums

Ein Kiez zum Leben und Genießen, eine urbane Fußgängerpromenade mit Geschäften, Cafés und Kneipen, die Entdeckergeist wecken.

KLOSTERSTRASSE

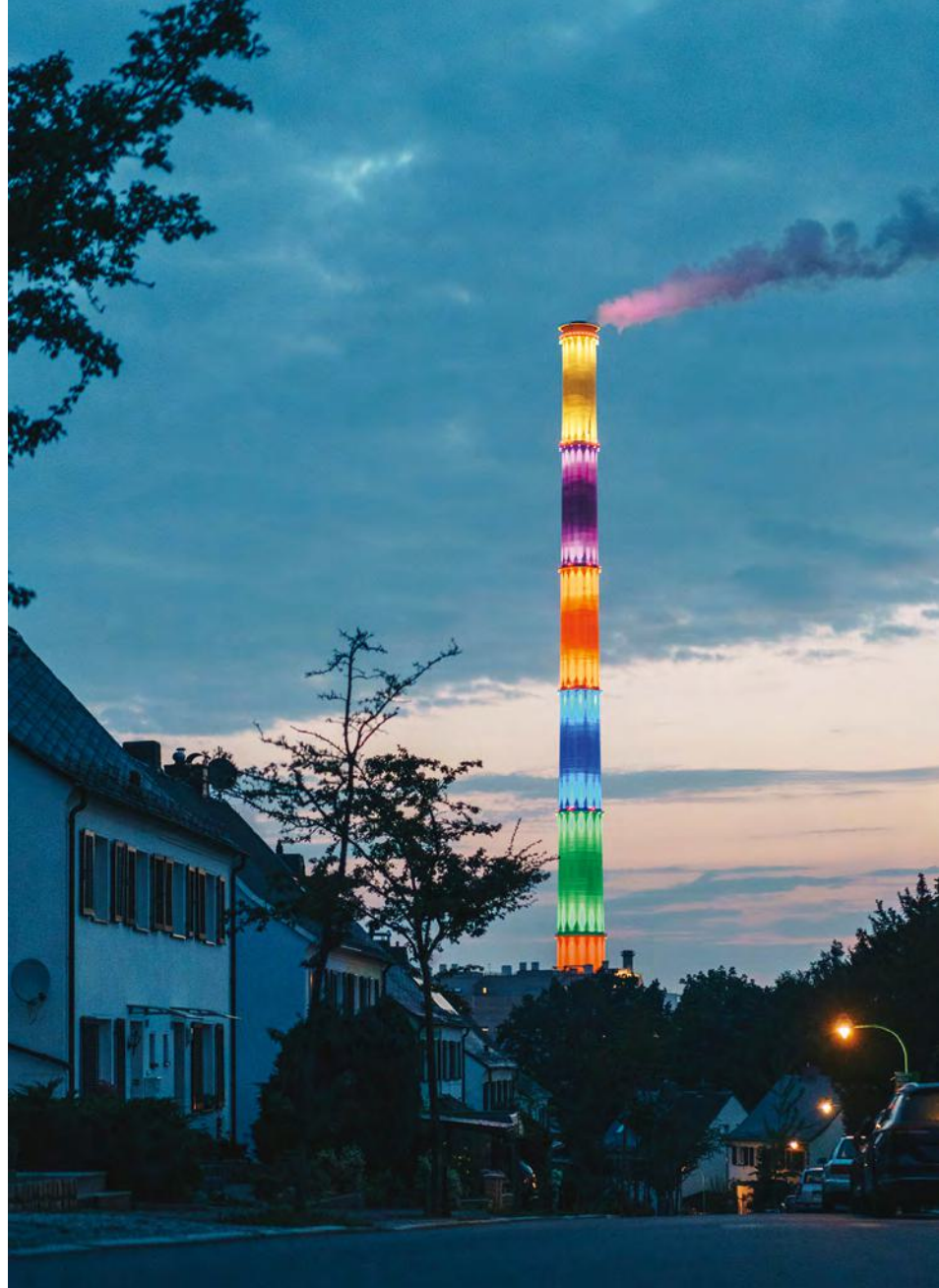
Zentrum

Die Klosterstraße führte einst bis zum Schlossberg. Fragment davon ist die Innere Klosterstraße, wo sich heute viele kleine Restaurants befinden.

VERSTEINERTER WALD

Moritzstraße 20

Vor 290 Millionen Jahren bei einem Vulkanausbruch entstanden, ist der Wald heute eine der bedeutendsten Kieselholzsammlungen der Welt.



Weithin sichtbarer Blickfang und eines der populärsten Chemnitzer Wahrzeichen ist der Schornstein des Heizkraftwerks Nord, gestaltet von Daniel Buren

ESSE

Dammweg 10

Mit 302 Metern Höhe ist die Esse das höchste Kunstwerk der Welt. Die 18.000 Quadratmeter große Außenhülle wurde von Daniel Buren gestaltet.

KUNSTSAMMLUNGEN

Theaterplatz 1

Aufbewahrt werden 65.000 Exponate, darunter Arbeiten von Barlach, Dix und Schmidt-Rottluff. Zum Museumsverbund zählen mehrere Häuser.

ALTES UND NEUES RATHAUS

Markt 1

Im Inneren des Rathauses kann man das Gemälde „Arbeit – Wohlstand – Schönheit“ von Max Klinger sowie „Die Abwägung“ von Neo Rauch bestaunen.

THEATERPLATZ

Straße der Nationen

Der Platz an der Straße der Nationen wird vom König-Albert-Museum, dem Opernhaus sowie der St. Petrikirche eingeschlossen.

INDUSTRIEKULTUR

WIRKBAU CHEMNITZ

www.wirkbau.de

Der Grundstein wurde 1883 gelegt. Carl Schubert und Bruno Salzer etablierten hier Deutschlands größtes Werk für Textilmaschinen.

SCHAUPLATZ EISENBahn

www.schauplatz-eisenbahn.de

Riesige Lokschuppen, eine grandiose Kommandobrücke und jede Menge historische Lokomotiven – der Rangierbahnhof Chemnitz-Hilbersdorf ist ein Ort für alle Eisenbahn-Fans.

MUSEUM FÜR SÄCHSISCHE FAHRZEUGE

www.fahrzeugmuseum-chemnitz.de

Das Museum befindet sich in den 1928 errichteten Stern-Garagen, eine der ältesten erhaltenen Hochgaragen.

TUCHFABRIK GEBR. PFAU

www.tuchfabrik-crimmitschau.de

Ratternde Webstühle und ein Gefühl, als wären die Beschäftigten nur in einer

längeren Mittagspause: ein riesiger unglaublicher Ort für jedermann.

GARAGEN-CAMPUS

www.garagen-campus.de

Der ehemalige CVAG Betriebs Hof bietet unentdecktes Gestaltungspotenzial. Das Areal wird zur Interventionsfläche für Chemnitz 2025 umgebaut.

ESCHE-MUSEUM

www.esche-museum.de

Der Textilfabrikant Herbert Eugen Esche beauftragte Henry van de Velde 1902 mit dem Bau einer Villa. Das Haus ist heute ein Museum.

ALTE AKTIENSPINNEREI

www.tu-chemnitz.de

Spinnerei, Hauptsitz der Stadtbibliothek, Bühne des Figurentheaters und heute: die Universitätsbibliothek mitten in der Stadt im Brühl-Viertel, ein architektonisches Juwel.

SCHÖNHERRFABRIK

www.schoenherrfabrik.de

In diesem historischen Komplex

gehören Leben und Arbeiten zusammen. Hier finden Veranstaltungen, Konzerte, Seminare und Ausstellungen statt.

HORCH MUSEUM

www.horch-museum.de

Die Villa des Audi-Erfinders, eine riesige Flotte glattpolierter millionenschwerer Karossen, eine echte Tankstelle aus den 20ern und die Produktionsschritte für den Trabant: eines der schönsten Automuseen Europas.

POELZIG-BAU

www.chemnitz-entdecker.de

Der von Hans Poelzig entworfene Bau steht als Schlüsselobjekt der Industriegeschichte zwischen Expressionismus und Sachlichkeit.

INDUSTRIEMUSEUM CHEMNITZ

www.industriemuseum-chemnitz.de

In den ehemaligen Räumen mehrerer Gießereien zeigt das Industriemuseum einen lebendigen Einblick in über 200 Jahre Industriegeschichte.

Industriemuseum Chemnitz





Opernhaus Chemnitz

SCHLAFEN

HOTEL RÖHRSDORFER HOF

www.roehrsdorfer-hof.de

Das Hotel Röhrsdorfer Hof ist erneut Regionssieger in Chemnitz-Zwickau. Viele Zimmer im alpinen Stil. Die Küche ist frisch, regional.

RATSKELLER THUM

www.ratskeller-thum.de

Gemütliche, behagliche und familiäre Atmosphäre in einem historischen Ambiente im Zentrum der Bergstadt Thum.

SEASIDE RESIDENZ

www.residenzhotelchemnitz.de

Familiäre Herzlichkeit, professioneller Service und eine moderne, hochwertige Ausstattung.

ARTES BUSINESSHOTEL

www.hotel-artes.de

In dem modernen Business-Hotel in Chemnitz fühlen sich viele Stammgäste zu Hause. Mit großem Tagungsraum ist das Haus ideal für Geschäftsreisende.

ALEXANDERS

www.alexanders.de

Als Hotel im Zentrum von Chemnitz liegt das Alexanders wenige Gehminuten vom Hauptbahnhof entfernt. Das angegliederte Restaurant ist im Guide Michelin gelistet.

CONGRESS HOTEL

www.gchhotelgroup.com

Das höchste Gebäude der Stadt bietet einen einzigartigen Blick bis ins Erzgebirge. Besonders zu empfehlen ist das Restaurant in der obersten Etage.

HOTEL AN DER OPER

www.hoteloper-chemnitz.de

Das Hotel an der Oper ist ein gehobenes 4-Sterne-Hotel in der Mitte von Chemnitz, direkt am Theaterplatz.

BIENDO

www.biendo-hotel.de

Das im Herzen der Stadt gelegene Biendo Hotel begrüßt seine Gäste im stillvollen Ambiente. Es liegt zentral gegenüber der Stadthalle.

SCHLOSSHOTEL KLAFFENBACH

www.schlosshotel-chemnitz.de

Direkt im Areal eines alten Wasserschlosses gelegen, bietet das Hotel nicht nur Ruhe und Weite. Klaffenbach ist der ideale Ort für Romantiker.

SUPER 8 BY WYNDHAM

www.super8hotels-gsh.com/hotel/chemnitz/

Ein junges Hotel mit hellen, modernen Zimmern und ganz viel Raum zum Nachdenken oder Relaxen. Geeignet für Tagungen oder den Kulturtrip übers Wochenende.

HOTEL C/056

www.co56.de

Vom regionalen Frühstück bis zum grünen Strom – in dem GreenSign-zertifizierten Hotel wird ganz auf Nachhaltigkeit gesetzt.

HOTEL CHEMNITZER HOF

www.chemnitzer-hof.de

Der edle Klassiker unter den Chemnitzer Hotels. Ein architektonisches Juwel direkt neben dem Opernhaus.

ESSEN

AUSSPANNE

www.gust-gastronomie.de

Neuinterpretation der sächsischen Küche in einem stilvoll wiederhergerichteten historischen Ambiente.

THE COOK FAMILY - MARKTHAUS & BISTRO

www.thecookfamily.de

In lockerer Atmosphäre zuschauen, wie wechselnde Speisen vor den eigenen Augen zubereitet werden.

LA BOUCHÉE

www.la-bouchee.de

Die stilvolle Brasserie serviert französische Spezialitäten sowie Frühstück.

SIDORENKO

www.restaurant-sidorenko.com

Das Sidorenko ist eine Erfahrung. Ob Jakobsmuscheln als Appetizer oder Entenkeule mit Gurken-Sellerie-Orange-Tartar: Nicht nur in Chemnitz ein kaum zu übertreffender Genuss.

INDUSTRIE UND GRILL IM MAX LOUIS

www.max-louis.de

Ein urbaner Mix aus Industriestyle, moderner Architektur und fantasievollen Gerichten. Und das alles in einer ehemaligen Fabrikhalle.

JANSSEN

www.janssen-restaurant.de

Abseits vom Lärm hat sich am Ufer der Chemnitz ein Ort für stille Genießer etabliert. Der Hingucker ist die helle Terrasse. Hier kann man sich tolle Menüs und Speisen servieren lassen.

RESTAURANT & LOUNGE OPERA

www.chemnitzer-hof.de

Steaks, Burger und Klassiker für private Feiern, Tagungen und Events, direkt am Theaterplatz gelegen. Auch das dazugehörige Hotel ist zu empfehlen.

RESTAURNAT VILLA ESCHE

www.restaurant-villaesche.de

Die ehemalige Remise der Villa beherbergt ein helles Restaurant mit aufmerksamem Service und saisonal ausgerichteter Küche.

MIYU SUSHI BAR & FUSION

www.miyu-sushichemnitz.de

Sushi kann Kunst sein, zumindest im MIYU. Hier erleben Sie die japanische Küche mit allen Sinnen – vom klassischen Yaki Chicken bis zum Sake-Lachs.

RATSTUBE LIMBACH OBERFROHNA

www.ratsstube-restaurant.de

Im Seitenflügel des Rathauses wird in geschmackvoll-wohnlicher Atmosphäre eine modern-saisonale Küche geboten.

SCHALOM

www.schalom-chemnitz.de

Bei einem Glas Simcha-Bier genießen die Gäste des Schalom koschere Speisen, von jiddischen Pfannkuchen bis Gefilte Fisch.

Congress Hotel Chemnitz



RICHTUNG CHEMNITZ

Der kürzeste Weg von Prag nach Chemnitz führt über die Berge. Doch man braucht Geduld. Auf der deutschen Seite mangelt es am Essenziellen

TEXT Jaroslav Rudiš

ILLUSTRATION Anje Jager

Wir Tschechen sagen Saská Kamenice zu Chemnitz. Natürlich nicht alle, viele haben es längst vergessen. Teenager aus Tschechien fahren heute nach Chemnitz zum Shoppen. Die Generation, die im Sozialismus groß geworden ist, kennt Chemnitz auch noch als Karl-Marx-Stadt. Doch das sagt bei uns niemand mehr.

Chemnitz als Saská Kamenice, als Sächsisch Kamnitz, wie man es aus dem Tschechischen ins Deutsche übersetzen könnte, gefällt mir. In Böhmen gibt es gleich mehrere Orte, die Kamenice, also Kamnitz, heißen. Das tschechische Wort kámen bedeutet Stein. Von Kamenice zu Kamnitz und Chemnitz ist es dann nicht mehr so weit. Dass es im Tschechischen für viele Städte in Sachsen eine Übersetzung gibt, zeigt, wie nah sich die Böhmen und Sachsen immer waren.

In Chemnitz bin ich oft. Als Eisenbahnmann komme ich fast immer mit der Bahn. Meistens reise ich im Speisewagen von Prag oder Berlin nach Dresden und dann weiter nach Chemnitz. Doch aus Tschechien kann man auch über die Berge mit dem Zug fahren, über das Erzgebirge, das Böhmen und Sachsen trennt, aber auch verbindet. Heute braucht man für so eine Bahnreise viel Geduld. Man sollte Zeit und auch Wanderschuhe einpacken.

Der kürzeste Weg von Prag nach Chemnitz führt direkt über die Berge. Von Chomutov geht es nach Vejprty und Cranzahl. Über das Erzgebirge fahren die Züge heute nur am Wochenende. Doch die langsame Fahrt lohnt sich sehr. In Kovářská, auf Deutsch Schmiedeberg, sieht man, was man mit einem verlassenen Bahnhof anstellen kann. Eine Gruppe von Bahnenthusiasten hat den Bahnhof gekauft, saniert und so auch gerettet. Heute kann man hier sogar übernachten.

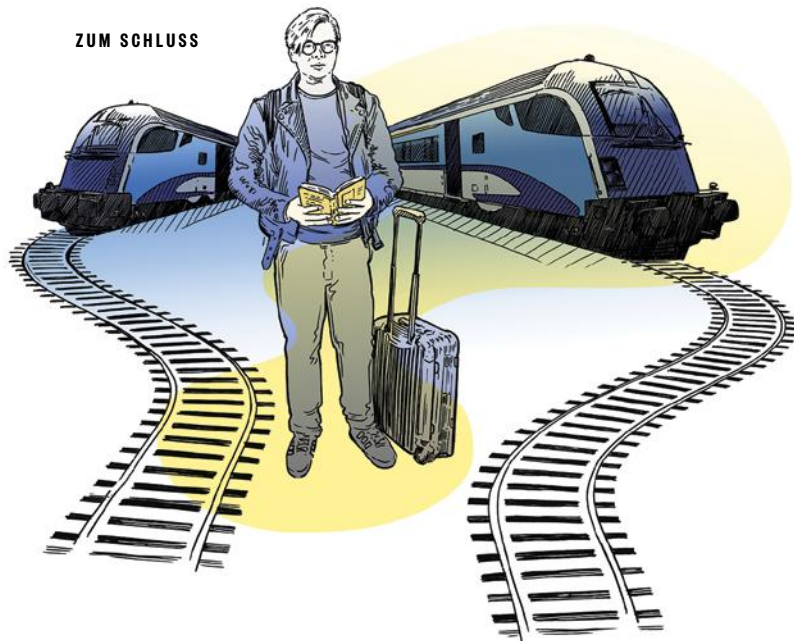
Das würde ich mir auch für vielleicht den magischsten Bahnhof im Erzgebirge wünschen. Für Moldava, auf Deutsch Moldau. Nicht zu verwechseln mit dem schicksalhaften Fluss, der auch Moldau heißt, mit der Vltava. Wenn man hier aus dem Zug aussteigt, ist es unfassbar still. Das Bahnhofsgebäude erscheint im Nebel wie ein riesiger Palast. Riesig, doch auch marode und verwittert.

Der Bahnhof kann viele Geschichten erzählen. Mit dem Zug kann man hierher nur noch aus Tschechien kommen, auf der deutschen Seite fehlen schon lange die Gleise. So muss man nach Sachsen wandern. Die Bergstrecke war mal eine der wichtigsten Bahnverbindungen zwischen Böhmen und Sachsen. Bis heute kann man die monumentalen Brücken und Tunnel bewundern.

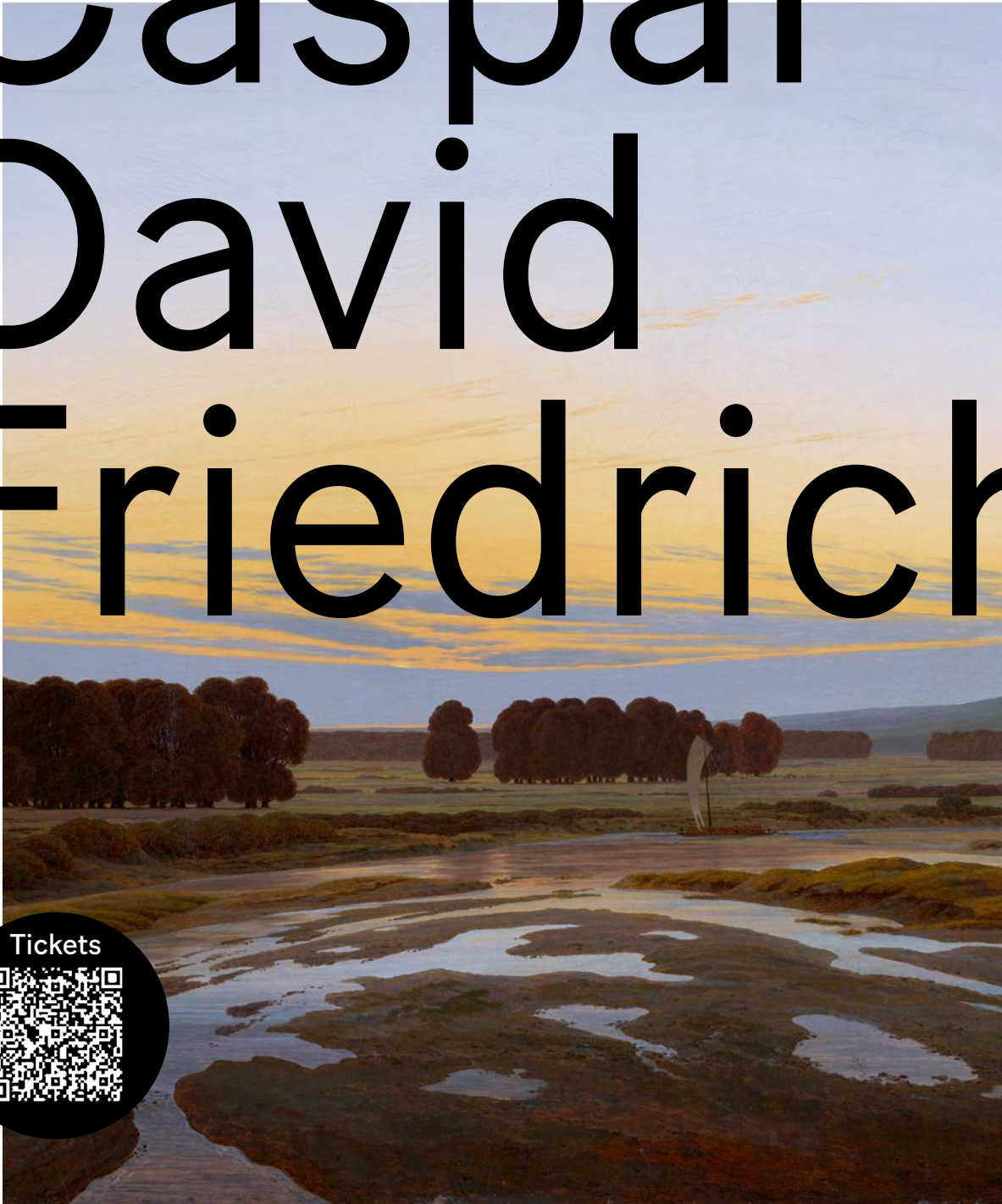
In Moldava hat Adolf Branald als Fahrdienstleiter gearbeitet, ein bekannter tschechischer Schriftsteller, der auch ins Deutsche übersetzt wurde. In Moldava kann man mit seinen Geschichten im Kopf lange über Böhmen und Sachsen nachdenken. Über das, was uns verbindet: die Geschichte, die Ortsnamen, das Bier, die deftige Küche. Und sogar über die Sprache. Das melodische Sächsisch klingt ein wenig wie Tschechisch. Als hätte man im Speisewagen die deutschen Worte wie kleine Knödel in die cremige böhmische Sauce getunkt. So hört es sich für einen Tschechen an, wenn er aus dem Zug in Chemnitz aussteigt. In Saská Kamenice. •

JAROSLAV RUDIŠ

Der tschechische Schriftsteller wurde 1972 in Turnov geboren. Sein Roman „Winterbergs letzte Reise“ schildert eine Bahnfahrt durch die europäische Geschichte.



Caspar David Friedrich



Tickets



Wo alles begann

Albertinum
24.8.24 – 5.1.25

Kupferstich-Kabinett
24.8. – 17.11.24

Staatliche
Kunstsammlungen
Dresden

Hauptsponsor
 Finanzgruppe

Sachsen
Energie

Die Bundesagentur
für Kultur und Medien

KULTUR
STIFTUNG
DER
LÄNDER

A. LANGE & SÖHNE
GLASHÜTTE USA

IM
AP

arte

**BOM FISCHE
LANT**
**NISCHL FOR DÄSCHDL
MÄSCHDL**
**ZIO MUSCHE
BUHBUH**
**MÄFFDL NÖS HAAMIT
FRIEMELN**

**SO GEHT
SÄCHSISCH.**

**BOMFORZIONÖS = SÄCHSISCH FÜR „GROSSARTIG“,
ABGELEITET VOM FRANZÖSISCHEN „BONNE FORCE“.**

Erzgebirge ist Haamit. Chemnitz war und ist die Stadt der fischelanten Friemler. In ihrer Mitte thront der Nischl. In Zwickau wurden und werden heißgeliebte Mäffdl gebaut. In Zwönitz lässt sich im herrlichsten Muschebuhuh große Kunst am Purple Path genießen.

Eine Region voller Überraschungen. Erleben Sie ein bomforzionöses Däschdl-mäschdl in der Kulturhauptstadt Europas 2025: Chemnitz.



so-geht-sächsisch.de
sächsisch-für-alle.de



SACHSEN